Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Zweiter Band.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Regierung Heinrichs IV. 1594—1610.

Unter den Stürmen eines allgemeinen Kampfes war das Fundament der bourbonischen Monarchie in Frankreich gelegt worden: der Zeitraum, der ihr bestimmt war zu ihrer Ausbildung in sich selbst sowie zur Erwerbung eines Einflusses ohne Gleichen auf die Geschicke Europa's und der Menschheit — wenn wir uns eines Ausdruckes aus der Divinationslehre der alten Etrusker bedienen dürfen, ihr Welttag brach an.

Große historische Erscheinungen lassen sich nicht aus den staatsrechtlichen Begriffen erklären, denen sie entsprechen; sie beruhen vielmehr aus lebendigen Kräften, die unter bestimmten, von ihnen selbst unabhängigen Bedingungen zur Wirksamkeit und Geltung gelangen. Sie tragen den Charakter des Momentes an sich, in dem sie entstanden: so sind sie, wie die Thatkraft und der Genius der vornehmsten Begründer, der Widerstand oder die Unterstützung, welche diese fanden, der Sinn der Nation und der Geist der Zeit sie werden ließen; die Entwickelung der irdischen Gewalten wird von ihren eigenen Constellationen beherrscht.

Ueberlegt man die Umstände, unter welchen die bourbonische Monarchie aufgerichtet wurde, so ergab sich aus denselben von allem Anfange, daß sie weder einen ständischen Charakter tragen, noch nach außen hin friedliche Verhältnisse aufrecht erhalten würde.

An und für sich hätte man meinen können, bei dem Aussterben der einen, dem Eintritt einer anderen Linie würden die Stände fähig gewesen sein, ihre noch immer zweifelhaften Rechte zu befestigen und zu voller Anerkennung zu bringen; aber bei

weitem mehr der Durchführung kirchlicher Ansprüche im Verein mit einer fremden Macht, als der Herstellung einer haltbaren Ordnung im Reich und der Größe der Nation hatten sie ihre Thätigkeit zugewendet; die neue Gewalt kam im Kampfe mit ihnen, durch einen Sieg über sie empor. In dieser stellte sich das Princip der persönlichen Autorität selbst noch stärker als in früheren Zeiten dar. Die Merowinger waren durch die Theilnahme der Bischöfe, die Carolinger durch den römischen Papst, die älteren Capetinger durch die Gesammtheit der Großen gefördert worden: — der neue Fürst dagegen stützte sich vor allen Dingen auf sein Recht legitimer Erbfolge. Im Gegensatze mit den weltlichen und geistlichen Großen, dem Papste selbst, den versammelten Ständen, den vereinigten Städten setzte er es durch. Es gereichte ihm zum Vortheil, daß sich ein auswärtiger Feind mit dem inneren verbündet hatte: mit einander wurden sie besiegt; die Gründung der Macht erschien nicht als Unterdrückung, sondern zugleich als ein Sieg über den alten Landesfeind.

Noch aber war dieser, wenngleich von seinen äußersten Ansprüchen zurückgedrängt, doch mit nichten überwunden, geschweige denn seines Uebergewichtes in den allgemeinen Weltverhältnissen beraubt. Noch gehörten einige der Großen des Landes, besonders die Vorfechter des streng kirchlichen Begriffes, zu seiner Partei.

Selbst die, welche auf des Königs Seite zurückgetreten waren, wie schwer war es, sie festzuhalten, ihnen Gehorsam einzuflößen, ihre Ansprüche zu befriedigen! Der Staatshaushalt befand sich in einem Zustande von Verwirrung und Hülflosigkeit, in welchem die Erfüllung der gegen sie übernommenen Verpflichtungen mit dem öffentlichen Dienste fast unvereinbar schien.

Die wirksamste Unterstützung hatte Heinrich IV. von jeher in der persönlichen Treue des größten Theiles der Edelleute gefunden; zuletzt war ihm die gesetzbewahrende Institution, das

Parlament, durch die Festigkeit, mit der es die alten Grundsätze des Reiches geltend machte, gewaltig zu Hülfe gekommen. Sollten sich jedoch die ersten nun den Anforderungen unterwerfen, welche die Wiederherstellung der Staatsordnung erheischte und die ihren alten Vorrechten entgegenliefen? Die Doctrinen des Parlaments hatten auch eine den Einwirkungen des Königthums widerstrebende Seite.

Aber die vornehmste von allen Fragen war doch noch immer die geistliche: noch hielt der römische Stuhl öffentlich zu den Gegnern des Königs. Die Behauptung zwar, daß der König durch seinen früheren Rücktritt zu dem Protestantismus die Lossprechung verwirkt habe, ward nach dem Umschwunge der Dinge wenig mehr gehört; aber Unzählige verlangten eine Absolution Heinrichs durch den Papst selbst, ohne welche sie seine Katholicität, die doch die Bedingung seines Königthums sei, nicht anerkennen wollten.

Wie schon angedeutet, die Regierung Heinrichs IV. besaß noch keine Macht; sie hatte nur erst eine Position, um sich eine solche zu verschaffen.

In allen Richtungen des Staatswesens schreitet sie hierzu gleichmäßig vorwärts. Wir wollen nicht unternehmen, sie in allen zugleich zu begleiten, sondern eine nach der anderen beobachten, wie sie successiv am meisten hervortreten.

Erstes Capitel.

Aussöhnung Heinrichs IV. mit dem Papste.

Acht Tage nach dem Einzuge des Königs in Paris ward zur Danksagung dafür eine feierliche Procession gehalten, an welcher die Beamten der Krone, die Mitglieder des Parlaments und anderer souveräner Höfe und bei weitem die meisten Geistlichen und Orden theilnahmen, den König selbst an der Spitze; aus allen Kirchen führte man die Reliquien auf, die man für die kostbarsten hielt. Nur vermißte man unter den Corporationen die Universität, unter den Orden vor allen den der Jesuiten; die eine und die anderen waren der Meinung, daß der König noch nicht König sei, solange ihm die Absolution des römischen Stuhles fehle.

Bei der Universität, wo zwei Parteien in unaufhörlichem Widerstreit einander gegenüberstanden, von denen sich die eine zu den liguistischen, die andere zu den royalistischen Ansichten bekannte, war es nicht schwer, der ersteren beizukommen. Man brauchte nur den Rector, der jede Kundgebung zu Gunsten des Königs verhindert hatte und der überhaupt zu den Führern der Ligue gehörte, aus der Hauptstadt zu entfernen, wie so manche andere von diesen, so erhoben sich in der Universität die bisher zurückgedrängten royalistischen Gesinnungen. Ein Rath des Königs, sein Leibarzt, ward zum Rector gewählt und bald hernach in einer Versammlung der Facultäten und der Procuratoren der Nationen der Eid der Treue feierlich geleistet. Heinrich IV. empfing die Deputation, die ihm das anzeigte,

mit der ihm angebornen Liebenswürdigkeit; er begrüßte die Professoren als seine Lehrmeister und versicherte sie, daß alles an der Universität und der Sorbonne gegen ihn Vorgekommene vergeben und vergessen sei. Auch die Sorbonne erkannte ihn jetzt als den wahren legitimen König, den natürlichen Herrn und Erben der Königreiche France und Navarra an: sie machte die Lehre, daß Jedermann der Obrigkeit gehorsam sein solle, recht feierlich zu der ihren.[1]

Dagegen hielten die Jesuiten, wie sie dazu durch ihr Gelübde besonders verpflichtet waren, an den Vorrechten des römischen Stuhles unwandelbar fest; sie weigerten sich, für den König zu beten, während dieß in allen Pfarren der Stadt geschah.

Nothwendig weckten sie damit die alten Feindseligkeiten gegen sich auf. Die Universität, welche ihren Antheil an dem öffentlichen Unterrichte, das Parlament, welches ihr Institut überhaupt bekämpfte, machten gegen sie gemeinschaftliche Sache. Anton Arnauld erhob in einer glänzenden Rede, die als ein Ereigniß der französischen Geschichte betrachtet werden darf, alle die Anklagen gegen ihre Verfassung und ihr Verhalten, welche man später unzähligemal, wiewohl meistens ohne Erfolg, gegen sie vorgetragen hat.

Auch damals aber, wo die Strömung der öffentlichen Meinung gegen sie ging und ihre Feindschaft gegen das salische Gesetz und das legitime Königthum ihnen zum Vorwurf gereichte, wären sie doch schwerlich verdammt worden, — denn in der Universität sowohl, wie unter den alten Mitgliedern des Parlaments hatten sie zahlreiche Schüler und Anhänger, — wäre nicht ein neues Attentat gegen den König ihren Anklägern zu Hülfe gekommen.

[1] Buläus, Argentré, Crevier, Duvernet handeln hierüber. Der erste, du Boulay, ist ein bloßer Compilator; Argentré bei weitem gelehrter, aber durch und durch Apologet; Crevier ein Mann von historischem Talent und Mäßigung, aber von nicht sehr tiefen Studien; Duvernet ein fanatischer Voltairianer.

Ein mit unnatürlichen Lastern befleckter junger Mensch, des Namens Jean Chastel, hatte in der wilden Verwirrung aller Begriffe, die noch vorherrschte, die Meinung gefaßt, daß er seine Sünden nur dadurch büßen, die ewige Verdammniß, die er verdiene, nur dadurch abkaufen könne, wenn er Heinrich IV. aus dem Wege räume. In der Ermordung seines Königs sah er ein kirchliches gutes Werk. Er wußte eines Tages sich im Louvre Eingang zu verschaffen; inmitten einer zahlreichen Umgebung des Königs drang er auf denselben ein; er verwundete ihn mit seinem Mordinstrument in den Mund. Aus seinem Verhör ergab sich, daß er bei den Jesuiten studirt hatte: er bekannte, von ihnen die Lehre vernommen zu haben, daß der König von Frankreich, solange er der Absolution des Papstes ermangele, nur eben ein Tyrann sei, der nach menschlichem und göttlichem Rechte getödtet werden könne.[1] Bei einer Haussuchung in dem Collegium der Jesuiten fand man Aufzeichnungen, die, in den Zeiten der Ligue ganz in dem Sinne, der dieselbe beherrschte, gemacht, alles das zu bestätigen schienen, was man bisher von der Ruchlosigkeit und der Gefahr ihrer Lehrmeinungen mehr vermuthet und ausgebreitet, als eigentlich gewußt hatte. Wie die Dinge standen, beruhte die ganze Zukunft von Frankreich auf dem Leben des Königs. Wenn jemals, so mußten jetzt regicidische Doctrinen, die ein Attentat gegen ihn, wo nicht unmittelbar hervorgerufen, doch mit veranlaßt hatten, eine allgemeine Bewegung gegen ihre Urheber und Bekenner zu Folge haben. Chastel ward zum Tode verdammt. Aber das Parlament begnügte sich mit der Hinrichtung des Verbrechers noch nicht; es wollte die Quelle des Uebels verstopfen. Es sprach die Verbannung des Ordens der Jesuiten aus dem Reich aus: die Lehrmeinung, daß der König vor der päpstlichen Absolution nicht als König betrachtet werden dürfe,

[1] Procédure faite contre Jean Chastel. Mémoires de la Ligue VI, II, 129.

bezeichnet es nicht allein als verwerflich, sondern als ketzerisch und verbot, sie vorzutragen.

Die Jesuiten wichen hierauf, zwar keineswegs aus dem ganzen französischen Reich, — in den Bezirken der beiden südlichen Parlamente wurden sie geduldet, — aber doch aus dem Mittelpunkte desselben und den meisten Provinzen. Die Entfernung des Ordens, der sich dem Dienste des römischen Stuhles so besonders gewidmet hatte, erschien Vielen als der erste Schritt auf einer dem Papstthum entgegengesetzten Bahn, die das neue Königthum einschlagen werde.

Die Sorbonne erneuerte die Lehre von der ursprünglichen Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen; sie erklärte es für die Pflicht der Priester, in der Messe für Heinrich IV. zu beten. In diesem Sinn entwickelte sich jetzt die Predigt. Auf den Kanzeln sprach man von dem geheiligten Königthume: wer es antaste, der beleidige die Gottheit; man ging selbst zu dem Grundsatze fort, daß es seiner Natur nach über die Gesetze erhaben sei. Beinahe ließ es sich an, als würde sich die französische Kirche, an diesem Standpunkte festhaltend, eine selbständige Verfassung geben.

Die Großwürdenträger der Kirche, welche dem Könige die Absolution ertheilt und ohne Rücksprache mit Rom in der Cathedrale von Chartres seine Salbung vollzogen hatten, blieben um ihn her vereinigt. Man hielt dafür, daß die Ehe des Königs mit Margaretha von Valois, welche keine wahre Ehe sei und ihn nur hindere, erbfähige Nachkommen zu haben, in Frankreich selbst aufgelöst werden könne, entweder durch den Bischof von Paris oder durch den Großalmosenier des Königs; in dem königlichen Conseil war einst die Mehrheit der Stimmen für eine Scheidung dieser Ehe ohne den Papst.[1] Man hat zuweilen

[1] Vie de du Plessis Mornay 217: La conclusion au plus de voix, quoique quelqu'uns grinçassent les dents, alloit à la dissolution sans le pape.

von der Errichtung eines Patriarchates in Frankreich gesprochen, dem man zutraute, daß es auch die Protestanten befriedigen werde; in dem Erzbischofe von Bourges glaubte man den Mann gefunden zu haben, der es verwalten könne. Einstweilen ward ein sogenannter geistlicher Oeconomat eingerichtet, durch welchen, solange der römische Stuhl noch eine der Krone feindselige Stellung einnahm, die demselben vorbehaltenen Dispense ertheilt und die zur Verwaltung der geistlichen Stellen erforderlichen Institutionen verliehen werden sollten.[1] In dem Parlament und der Sorbonne dachte man an die Wiederherstellung der pragmatischen Sanction Carls VII., die aufs neue als das Palladium der gallicanischen Freiheiten erschien; der Gedanke, ein Nationalconcilium zur Beseitigung auch des religiösen Zwistes zu berufen, tauchte wieder auf. Erinnern wir uns, daß es schon früher Momente gegeben hat, wo Heinrich IV. von der Hoffnung ergriffen wurde, daß er vielleicht bestimmt sei, den Frieden der Kirche wieder herzustellen: die Thränen sind ihm ins Auge getreten, als einst dieser Gedanke mit erhöhter Lebendigkeit in ihm erweckt wurde.[2] In einer solchen Versammlung sah er das Mittel dazu.

Und auch bei dieser kirchlichen Haltung machte die Pacification des Reiches unaufhörliche Fortschritte. Carl Guise selbst, den die Ligue zu ihrem König auserſehen hatte, ward zur Unterwerfung bewogen, ohne Rücksicht auf die kirchlichen Prärogati-

[1] Economes appelés spirituels — prétendant donner aux simples nommés par le roi un pouvoir d'administrer le spirituel, qu'ils n'ont pas eux-mêmes, commettant l'exercice d'une jurisdiction à des prélats qui n'ont aucun pouvoir sur les personnes et sur les bénéfices, dont il est question pour recevoir les résignations en faveur, pour donner les dispenses et faire les autres expéditions qui sont réservées à la souveraine puissance. Assemblée du clergé de 1595. Procès verbaux I, 576. Der Erzbischof Genebrard von Aix schickte eine solche Verfügung nach Rom und stellte die Behauptung auf, que par celui le roy se déclarait chef de l'église au spirituel en France. Lettres d'Ossat I, 59.

[2] Quem scire, an ipse a deo suscitatus sit, ut eius occasione paci ecclesiae consulatur? Thuanus de vita sua III, 1217.

tiven, an die er durch erbliche Gesinnung gebunden zu sein schien. Aber allerdings ward ihm auch ein ungeheueres Opfer gebracht. Obgleich Guise eigenthümlichen Anspruch auf die Provence besaß, so entschloß sich Heinrich dennoch, im Widerspruche mit seinem Canzler, ihm das Gouvernement dieser Provinz anzuvertrauen. Er gewann es über sich, in einer großen Provinz noch einmal eine von der Krone wenigstens nicht vollkommen abhängige, auf der Herkunft von den alten Landesherren beruhende Autorität anzuerkennen.

Das ließ sich aber nicht oft wiederholen. Anderen gab die mangelnde Absolution des Papstes einen erwünschten Vorwand, um in ihrem Widerstande zu verharren.

Und wer könnte sagen, daß es in jedem Falle nur ein Vorwand gewesen sei? Einigen mochte es auch Ernst mit dieser Meinung sein. Aber überdieß wollten sie die einmal ergriffene Stellung behaupten. Die fortdauernde Feindseligkeit von Spanien gab ihnen Muth und Antrieb, in ihrem Widerstande zu verharren.

Sobald als sich die französischen Ereignisse günstig für Heinrich IV. anließen, hatten die spanischen Staatsmänner überlegt, ob man nicht am besten thue, wenn man ihm ohne langes Zögern die Hand biete. Noch lasse er sich, so sagten einige von ihnen, vielleicht gewinnen; sollte er aber in fortgesetztem Kampfe mit Spanien zur Gewalt gelangen, so möchte er als unversöhnlicher Feind dieser Macht daraus hervorgehen. Und welche Verpflichtung habe man wohl, sich für unzuverlässige Menschen, wie die Franzosen seien, und für ihren Katholicismus zu schlagen? Dem widersprachen jedoch die, welche in der Sache von Anfang an mitgearbeitet hatten. Sie erinnerten den König Philipp an den ursprünglichen Zweck seiner Einmischung in die französischen Angelegenheiten, der vor allen Dingen gewesen sei, Frankreich in sich selbst zu beschäftigen, damit es ihn in der Ausübung seines Uebergewichtes in der europäischen Welt nicht mehr zu stören vermöge: bei jeder Feindseligkeit

gereiche es zum größten Vortheil, dem Feind Unruhen in seinem eigenen Lande zu erwecken. [1] Diese Gesichtspunkte behielten auch jetzt die Oberhand.

Um aber den auf den Thron gelangten Bourbon fortwährend zu beschäftigen und vielleicht auf immer zu fesseln, ließ sich kein besseres Mittel erdenken, als jene Forderung der Absolution, zu der Philipp II., von den äußersten kirchlichen Satzungen keinen Schritt zurückweichend, überging. Er meinte, damit in eine unauflösliche Verbindung mit dem Papste wie mit den französischen Katholiken zu treten. Nicht nur die alten Liguisten, sondern auch die, welche sich Heinrich IV. angeschlossen hatten, sollten in Spanien und dem römischen Stuhl ihre Verbündeten sehen, einen Rückhalt gegen alles, was der gewesene Hugenott gegen die Interessen der Religion unternehmen könne. [2]

Und wenigstens die ersten, die Anhänger der Ligue, stimmten diesem Gedanken vollkommen bei. Der Seneschall von Montelimar übergab die Feste la Fère an Philipp von Spanien, weil die Excommunication des Königs von Navarra noch immer gültig sei und es kein anderes Bollwerk des Glaubens gebe, als die Macht Philipps II. Mayenne verlangte von Heinrich IV. Sicherheiten in Bezug auf die katholische Religion und, wenn eine Abkunft darüber geschlossen werde, Einwilligung des Papstes und des Königs von Spanien in dieselbe.

Heinrich konnte keine Anwandlung haben, darauf einzugehen. Er antwortete: die Sicherstellung der Religion gehöre in sein königliches Amt; von einer Theilnahme der Spanier dürfe dabei nicht die Rede sein; Mayenne müsse einfach in den Dienst

1 Schreiben von Tassis 22. August 1594: para quien quiere guerear, otra ninguna cosa a mi entender mas a cuento viene, que tener puesto a su contrario dentro de las entrañas muchos embajos y estorbos que le menquen la potenzia. (Papiere von Simancas.)

2 Relation von Tassis an Erzherzog Albert: que no solo los catholicos de la liga pero todos los del reino y entre ellos los mismos que siguen a Navarra puedan quedar unidos y con las espaldas siguras de S. Sd. y nosotros. (Pap. v. Sim.)

seines legitimen Königs zurückkehren: der werde ihm seine besonderen Wünsche gern erfüllen. Denn eine Vermittelung des Königs von Spanien sich gefallen zu lassen, hätte die Autonomie seiner Krone zweifelhaft gemacht.

Es erregte Verwunderung in der Welt, daß Heinrich IV., auf seinem Throne noch keineswegs befestigt, es gleichwohl im Anfange des Jahres 1595 wagte, dem mächtigen Könige von Spanien in aller Form den Krieg anzukündigen. Wohl mag es sein, daß er dazu von einigen angesehenen Hugenotten, namentlich dem Herzoge von Bouillon vorwärts getrieben worden ist, wie denn einer der nächsten Zwecke dahin ging, die Interessen des mit demselben nahe verbundenen Prinzen von Oranien in Franche-Comté zu verfechten; aber das Entscheidende war ohne Zweifel die allgemeine Absicht, den französischen Großen eine Verbindung mit einem Fürsten, dem die Krone den offenen Krieg angekündigt hatte, unmöglich zu machen:[1] in ausführlichem Manifeste zählte Heinrich alle die Feindseligkeiten auf, welche Frankreich von Philipp II., seinem systematischen Widersacher, seit langen Jahren erfahren habe.

Philipp antwortete, er lebe mit dem französischen Reich in Frieden und stehe im besten Verständnisse mit den französischen Katholiken; er bekämpfe nur den Prinzen von Béarn, der von dem apostolischen Stuhle nicht anerkannt sei und auch niemals anerkannt werden könne. Denn das hielt er entweder an sich für unmöglich oder meinte es doch zu verhindern. In der Würde der einmal ergriffenen religiösen Stellung verharrend, erwartete er ruhig, was der Gegner thun werde, der darum nicht mächtiger geworden sein konnte, weil er ihm den Krieg ankündigte.

Die ersten Feindseligkeiten in dem wieder ausbrechenden Kriege fielen eher zu Gunsten Heinrichs IV. aus, wenn auch

[1] Wie es bei Tassis heißt: quod sic omnes de adhaesione liguae externique Galliae iam aperte hostis detraheret.

sein vornehmster militärischer Erfolg nicht die ganze Wichtigkeit haben sollte, die man ihm zuschreibt.

Wer hat nicht von dem Zusammentreffen Heinrichs IV. mit dem Connetable Velasco bei Fontaine-française an der Vingenne, in Bourgogne gelesen, wo er sich einmal in keckster Verwegenheit mit nicht mehr als 300 Mann in einen Kampf gegen die spanische Vorhut von 1200 Mann wagte und dieselbe, unterstützt von dem Wetteifer seiner Edelleute, die ihn wie ein altgermanisches Kriegsgefolge umgaben, vom Platze trieb?[1] Heinrich rühmt es später, wie ein paar hundert Mann das Vorrücken einer Macht von Zehntausend in Bourgogne verhindert haben; er weiß es nur der inneren Stärke seiner Sache und der unmittelbaren Hülfe Gottes zuzuschreiben. Aber nicht der Erklärung durch ein Wunder bedarf sein Erfolg. Velasco war aus Mailand nicht zum Angriff auf französisches Gebiet, sondern zum Schutze des spanischen in der freien Grafschaft herangekommen. Mayenne, der mit Schrecken einen Platz seines Gouvernement Bourgogne nach dem anderen an die Krone übergehen sah, bot alles auf, um den Connetable über die nahen Grenzen herüberzuziehen; er beschwur ihn, sich seiner offenbaren Ueberlegenheit zu bedienen. Velasco erwiederte, sein Auftrag sei, die Grafschaft zu beschützen; dem stürmischen Verlangen setzte er die trockene Antwort entgegen, er wisse, was er zu thun habe. Die Gefährdung des eigenen Landes machte die Spanier bedenklich, hier einen Schritt weiter als nothwendig vorwärts zu gehen.

Indem sie aber den König von Frankreich an dieser Stelle festhielten und beschäftigten, gelangen ihnen andere Eroberungen. Sie bezwangen zwei alte Bollwerke der Picardie, die Feste le Catelet und Stadt Schloß Doulens, die nach dem Urtheile der Zeitgenossen wohl hätten entsetzt werden können,

[1] Vgl. das Schreiben Heinrichs an den Connetable, 8. Juni 1595; bei Berger IV, 365. Dabei kann die Erzählung von Matthieu nicht wohl bestehen; Thuanus (lib. 112) dagegen ist sehr unterrichtend.

wenn man in Frankreich ernstlicher dazu gethan hätte; dann wandten sie sich — denn sie wollten, wie sie sagten, sich des günstigen Windes, der ihre Segel schwelle, bedienen — wider Cambray, dessen Einwohner eben durch eine Münzverschlechterung des französischen Gouverneurs, der sich als Prinz geberdete, erbittert worden waren; diese zogen wieder die Herrschaft der Spanier vor und öffneten ihnen selbst ihre Thore.[1] Cambray gehörte dem deutschen Reich an: weder die streitenden Könige noch auch die Einwohner nahmen darauf Rücksicht; das deutsche Reich kümmerte sich nicht um die Sache.

Da ward Heinrich IV. doch inne, daß ihm seine Feinde auch jetzt noch höchst gefährlich werden konnten: die Erwartung, daß die Spanier ihre Anhänger verlieren würden, nachdem der Krieg erklärt sei, erfüllte sich wenig. Mayenne, der es ihnen zuschrieb, daß sein Gouvernement verloren gegangen war, und dem dagegen Heinrich IV. große Anerbietungen machte, trug Bedenken, das letzte Wort der Unterwerfung unter diesen Fürsten auszusprechen, solange sich derselbe nicht mit dem römischen Stuhle versöhnt habe. Irgend ein den Spaniern vortheilhaftes und für das innere Frankreich bedeutendes Ereigniß konnte leicht dem noch immer lebendigen religiös-politischen Widerstand einen neuen Schwung geben.

Indem sich Heinrich nach seinen alten europäischen Verbündeten, besonders den protestantischen, umsah, um sie zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen Spanien aufzurufen, dachte er doch auch, und zwar noch ehe es so weit gekommen war, auf das ernstlichste daran, durch Vertrag mit dem römischen Stuhle die widerwärtige Einwirkung desselben auf das Innere des Landes zu beseitigen.

Gewiß bot es eine großartige Aussicht für den Ehrgeiz eines Königs von Frankreich dar, die gallicanischen Freiheiten

[1] Jehan Vaultier: Histoires et discours; bei Bernier: Monuments inédits, 310.

systematisch auszubilden, eine Verfassung im Sinne der Politiker zu begründen, welche dem Land eine eigenthümliche kirchliche Stellung verschafft und vielleicht die Vereinigung der Bekenntnisse möglich gemacht hätte; aber einmal, diese Ideen waren nicht mit Bestimmtheit formulirt; für Frankreich hatte sich noch kein Cranmer gefunden: Heinrich IV., der erst beweisen sollte, daß er ein Katholik sei, war vollends nicht in der Lage Heinrichs VIII., der selbst gegen Luther geschrieben hatte; — jeder Schritt auf einer ähnlichen Bahn hätte die während des Bürgerkrieges so tief eingedrungenen religiösen Antipathien wieder erwecken, gegen seine Person aufrufen können. Ueberdieß war die Erinnerung an die pragmatische Sanction, welche das Königthum selbst wieder aufgegeben und vernichtet hatte, nicht geeignet, ihn für diesen Weg zu gewinnen; eine geistliche Landesverfassung, die ihn selber beschränkt hätte, lag nicht in seinem Sinne. Wie viel besser, wenn es ihm gelang, das alte Verhältniß mit Rom, wie es sich unter früheren Königen gestaltet hatte, soweit es unter den veränderten Umständen möglich war, wiederherzustellen! Für ihn knüpfte sich zugleich ein persönlicher Ehrgeiz daran; denn vor allen Dingen der Nachfolger der alten Könige wollte er sein: der Titel des allerchristlichsten, den er führte, schien ihm alsdann erst Bedeutung zu gewinnen. Und welch ein Vortheil, Rom wieder von den Spaniern loszureißen, den Liguisten den einzigen Vorwand zu entwinden, mit welchem sie ihren Widerstand gegen seine Autorität auch jetzt noch beschönigten! Die nämlichen Beweggründe, welche Heinrich IV. vermocht hatten, zum Katholicismus zurückzukehren, trieben ihn auch an, den letzten Unterschied zu heben, der noch zwischen ihm und den Katholischgläubigen, wie sie nun einmal waren, bestand, und in ein gutes Verständniß, das ja schon eingeleitet war, mit dem römischen Stuhle zurückzutreten.

In Rom bot man mit Freuden die Hand dazu.

Der Cardinalnepot, der die Geschäfte leitete, Francesco

Aldobrandini, wünschte die französische Faction am Hofe wieder zu beleben; an deren Spitze meinte er, sogleich und in Zukunft, eine des hohen Ranges, den er unter seinem Oheim einnahm, würdige Rolle zu spielen.

Clemens VIII., von dem spanischen Einflusse gedrückt, so gut, wie andere italienische Fürsten, suchte ein Gegengewicht gegen denselben in der Erneuerung der französischen Macht. Ueberdieß aber verbarg er sich die Gefahr nicht, welche ein längeres Verharren in der bisherigen Haltung für den römischen Stuhl selbst in sich schloß. Er empfand bereits, daß seine Autorität in diesem Lande täglich mehr an Grund und Boden einbüßte. Das Gerücht, daß man dort einen Primas oder gar einen Patriarchen aufstellen wolle, verbunden mit der Drohung Heinrichs IV., wenn man ihn von Rom aus nicht unterstütze, der kirchlichen Verwirrung in Frankreich auf eigene Hand ein Ende zu machen, brachte einen großen Eindruck auf den Papst hervor. Unaufhörlich schwebte ihm das Beispiel der Politik Clemens' VII., der von dem spanischen Einfluß beherrscht worden war, und ihre für den römischen Stuhl verhängnißvolle Wirkung vor Augen. Er wollte nicht Frankreich verlieren, wie dieser England verloren hatte.

Wenn man aber von beiden Seiten das Bedürfniß einer Annäherung und Aussöhnung fühlte, welche Bedenken konnte es haben, dieselbe zu Stande zu bringen? Was brauchte es mehr für den römischen Hof, um einen König von Frankreich in den Schooß der Kirche wieder aufzunehmen, als dessen Anerbieten hierzu?

Die Schwierigkeit lag darin, daß Heinrich IV. sich dem Begriffe des Papstthums, durch den er gefährdet und kraft dessen er bekämpft worden war, nicht geradezu unterwerfen wollte, und daß für seine Wiederaufnahme eine Modification desselben selbst von Seiten des römischen Stuhles nothwendig wurde. Die beiden französischen Bevollmächtigten, welche im Namen des Königs die Unterhandlung mit dem römischen Hofe führten,

d'Ossat und du Perron, stritten mit ihm nicht über die Hauptsache, sondern häufig nur über die Fassung eines Satzes, oder selbst ein einzelnes Wort: — aber nicht unbedeutend waren diese Differenzen; sie betrafen eben das Wesen der gegenseitigen Verhältnisse.

Das Papstthum gerieth schon dadurch von vorn herein in Nachtheil, daß es den bourbonischen Prinzen, den es durch wiederholte Excommunication von der Nachfolge zum Thron ausgeschlossen, ihn zu besteigen für unfähig erklärt hatte, nun doch als König anerkennen sollte. Ward doch sogar die Lehre erneuert, daß die Absolution des zurückgefallenen Ketzers nach kirchlichen Gesetzen auch dem Papste nicht freistehe; in Rom selbst erschien eine Schrift hierüber. Man begreift, daß die Curie eine Ansicht zurückwies, durch welche ihre Machtvollkommenheit in Frage gestellt wurde: sie behauptete, der frühere Kirchenbann könne durch eine Rehabilitation zurückgenommen werden; aber sie blieb dabei stehen, daß eine solche unentbehrlich sei; man müsse annehmen, daß die Excommunication wirksam gewesen und den König vom Thron ausgeschlossen habe; sonst würde, so sagte sie nicht ohne Grund, die Autorität des Papstthums doch geleugnet werden.[1] Die Franzosen widersetzten sich diesem Anspruche; sie gaben zu, daß die kirchlichen Handlungen der neuen Regierung eine nachträgliche Bestätigung der obersten Kirchengewalt bedürfen möchten; dagegen aber, daß die weltliche Autorität durch Interdicte und Censuren betroffen werde, lehnte sich ihr ganzes Selbstgefühl auf. Die Natur, sagten sie, habe dem Könige die Krone gegeben; nach den Grundgesetzen des Reiches sei derselbe Niemand unterworfen, außer Gott allein; der König selbst, die Mitglieder seines geheimen Rathes, die hohen Beamten würden eher sterben, als sich in eine Unterwerfung fügen. Vor einem so nachdrücklichen Gegen-

[1] Vgl. Instruction an du Perron: Ambassades de du Perron I, 265, überhaupt Thuanus LXII.

satze, der hinwiederum auf dem Principe des Königthums beruhte, wich der Anspruch des römischen Stuhles wirklich zurück. Das Wort Rehabilitation ward in dem Entwurfe gestrichen. So wenig es damals in der Welt bemerkt wurde, so liegt doch, daß wir so sagen, ein Sieg der Ideen Philipps des Schönen über die Ansprüche und die Theorie Bonifazius' VIII. darin. Auf das Verhältniß zum Könige kam es jetzt an, ob die Autorität des Papstes in dem Reiche wiederhergestellt werden sollte;[1] um diesen dafür zu gewinnen, mußte er die äußersten Ansprüche der Omnipotenz, die noch in den Schulen verfochten werden mochten, in einer entscheidenden Urkunde fallen lassen.

Und noch in einer anderen Bestimmung sah sich das Papstthum zur Nachgiebigkeit genöthigt.

Wenn der König die geistlichen Befugnisse des römischen Stuhles in dem ganzen Umfange seines Gebietes wieder anerkannte, die Herstellung des Katholicismus in Béarn, die katholische Erziehung des präsumtiven Thronfolgers, selbst die Einführung der tridentinischen Beschlüsse versprach, war dann nicht zu fürchten, daß man ihn in der Ausführung dieser Versprechungen so weit drängen würde, daß die religiösen Unruhen dadurch wieder erweckt werden mußten? Heinrich meinte selbst, Clemens VIII., der die Pacificationsedicte nicht anerkenne, werde ihn zur Erneuerung der Kriege gegen die Hugenotten auffordern. Der Papst versicherte, er denke nicht daran; sollte sich überhaupt unausführbar zeigen, was der König verspreche, so werde man in Rom seine Entschuldigungen annehmen. Die beiden Gesandten waren jedoch mit dieser mündlichen Erklärung noch nicht zufrieden: sie forderten eine ausdrückliche Clausel,[2] nach welcher

[1] Wie d'Ossat dem Könige schreibt: Par le refus qu'il (le pape) a fait de vous admettre, il demeure de fait exclus lui-même du premier royaume de la Chrétienté et n'y peut rentrer que par votre mercy et par son absolution.

[2] que le roy fera observer le concile de Trente excepté aux choses qui ne se pourront exécuter sans troubler la tranquillité du royaume. (Articles accordés, art. 7.)

die Ausführung der tridentinischen Beschlüsse, die an sich aller Duldung entgegengesetzt sind, sich nicht so weit erstrecken solle, daß dadurch die öffentliche Ruhe gefährdet werden könnte. Auf beiden Seiten wußte man, daß in dieser Clausel eine indirecte Zulassung der Toleranz begriffen war; die römischen Abgeordneten setzten sich lange und hartnäckig dagegen; die französischen sagten, man habe sie Blut darüber schwitzen machen, aber sie führten ihre Sache durch; die Clausel ward wirklich aufgenommen. Hierauf, im September 1595, erfolgte die Lossprechung.

Eine der wichtigsten Transactionen, welche jemals zwischen Frankreich und dem römischen Stuhl, ja zwischen Staat und Kirche überhaupt getroffen worden sind; seit dem tridentinischen Concilium wohl der merkwürdigste Act der Geschichte des Katholicismus.

Die in Trient festgehaltenen Ideen einer unbedingten Oberherrschaft, die man bisher nicht allein durchzuführen versucht, sondern erweitert hatte, auch in Frankreich zur Geltung zu bringen, gab der Pontificat fürs erste auf. Er fand sich in eine Anerkennung der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und der Grundbedingungen des Staatslebens, wie er sie sich noch nicht hatte abdringen lassen. Merkwürdig, daß die eben aus Frankreich verjagten Jesuiten, die bisher dort die extremen Doctrinen bekannt hatten, sich jetzt um das Zustandebringen des Vertrages das größte Verdienst erwarben. Dem Cardinal Toledo bekannten die französischen Abgeordneten und bald darauf der König selbst den größten Dank schuldig geworden zu sein; auch Possevin und einige andere Mitglieder des Ordens arbeiteten in der Sache. Vor allem lag ihnen daran, sich die Rückkehr nach Frankreich möglich zu machen. Und da nun der Papst sich zu Concessionen gegen diese Macht neigte, so hielten auch sie vielleicht für ihre Pflicht und gewiß für erlaubt, ihn dabei zu unterstützen. Denn darin unterschied sich die Praxis dieses Ordens von allen anderen, daß er sich den Bedürfnissen

der Zeit anbequemte. Schon war er einst von dem dominicanischen System und der Methode der Sorbonne abgewichen und hatte, den protestantischen Richtungen näher tretend, sie dann mit unbeschreiblichem Erfolge bekämpft. Er formulirte jetzt nicht etwa eine von den alten Ansprüchen der Hierarchie abweichende Lehre: noch oft sind dieselben von den Jesuiten verfochten worden; allein er hielt nicht für nöthig, wenigstens nicht zunächst, in Frankreich auf ihre Anwendung zu bestehen.

Für die französische Krone war das Abkommen von nicht minderer Wichtigkeit. Sie ließ die Absicht fahren, mit der sich Viele trugen, eine selbständige kirchliche Organisation ohne den Papst oder sogar wider denselben durchzusetzen; sie schloß sich der allgemeinen Obedienz der katholischen Fürsten gegen Rom wieder an. Aber darum unterwarf sich Heinrich IV. doch nicht ohne Bedingung. Er brachte die Frage von der ursprünglichen Unabhängigkeit des Königthums sowie die Nothwendigkeiten, die ihm durch das Bestehen noch einer anderen Confession im Reich aufgelegt wurden, zur Anerkennung; er hätte nicht geduldet, daß die Geistlichen, die ihm angehangen, bei der Beförderung zu höheren Stellen zurückgesetzt wurden, wiewohl man es versuchte.[1] Die exceptionelle Stellung, welche Frankreich den römischen Doctrinen gegenüber von jeher eingenommen hatte, wurde nicht allein aufrecht erhalten, sondern nach den Bedürfnissen und Zuständen der Zeit erneuert und verstärkt; sie bildete fortan eine der Grundlagen dieses Staates.

Und sofort erlebte man, welchen Gewinn diese Abkunft für den Fortgang der Pacification enthielt. Der große Führer der Ligue, der Herzog von Mayenne, sah in der erfolgten Absolution das Motiv, sich in aller Form dem nun mit dem Papst-

[1] Bei den Schwierigkeiten, die in Bezug auf den Erzbischof von Bourges gemacht wurden, erinnerte d'Ossat die französische Regierung, daß, wenn sie nachgebe, „on vous traversera par même moyen cy-après tous les meilleurs serviteurs, que le roy ait eu en ses travaux.“ An Villeroy 19. Jan. 1597. Lettres nr. 80.

thum versöhnten Könige zu unterwerfen. Er entschloß sich, wieder das zu sein, was er ursprünglich war, nämlich Unterthan. König Heinrich IV. ließ ihn im Besitze der festen Plätze, die ihm noch gehorchten, und verschaffte ihm durch reiche Geldbewilligungen persönlich eine erträgliche Stellung. Mayenne, der an dem ersten Abschlusse der Ligue einen fast lebendigeren Antheil genommen als sein Bruder, den Gedanken, die Krone einmal selbst zu tragen, noch entschlossener als dieser ins Auge gefaßt und, voll von einem höchst persönlichen Ehrgeiz, der Gewalt der Sechzehn ein Ende gemacht, den eigenen Neffen zurückgedrängt hatte, suchte von nun an seine Ehre in voller Hingebung an den Fürsten, auf dessen Platz er sich hatte emporschwingen wollen. Ein noch nicht genug gewürdigter Charakter: durch und durch selbstsüchtig, verschlossen, zurückhaltend, consequent, unter allen Umständen energisch, für den ganzen Gang der Dinge unendlich wirksam, vielleicht am achtbarsten, als er seine Absichten fallen ließ, in der Rolle des Besiegten.

Noch gab es Einige, die seinem Beispiel nicht folgten; aber kein Grund noch Vorwand der Religion kamen ihnen ferner zu gute; ihre Feindseligkeiten erschienen jetzt lediglich als weltlicher Natur und fielen mit dem auswärtigen Kriege zusammen.

Zweites Capitel.

Friedensschlüsse mit Spanien und mit Savoyen.

Auch für die Kriegführung selbst war die mit dem Papste getroffene Uebereinkunft von Bedeutung. Sie entriß dem Könige von Spanien den Schein, daß er für die Kirche fechte, und machte den Italienern, die den König von Frankreich unterstützen wollten, die Hände vollends dazu frei. Dabei hinderte sie Heinrich IV. nicht — denn auch hiervon ist in Rom ausdrücklich die Rede gewesen — seine protestantischen Verbündeten von ehedem, die sich seit seinem Religionswechsel von ihm entfernt gehalten, zu neuem Bündniß aufzurufen. Er zog in Betracht, daß er sich des ihm überlegenen Feindes nur dann entledigen könne, wenn derselbe in seinem eigenen Gebiet angegriffen werde, und trug kein Bedenken, den Engländern und Holländern eine Offensivallianz anzutragen. Mit Vergnügen gingen diese darauf ein. Denn noch immer fürchtete man in England, daß Spanien einen Versuch zur Ausführung der päpstlichen Excommunication machen und eine Landung wenigstens in Schottland unternehmen werde; die Unabhängigkeit der vereinigten niederländischen Provinzen war noch keinesweges gesichert. Wie der Canzler der Schatzkammer den Franzosen sagte: nicht mehr das Interesse der Religion vereinigte die englische Regierung mit Heinrich, aber die Nachbarschaft und der Nutzen.[1] Sie sahen

[1] Que cy-devant le roi avoit été joint avec la royne par la religion, que depuis il avoit changé, de sorte qu'ils n'étoient plus intéressez l'un avec l'autre que par le voisinage, qui n'obligeoit que par

in Philipp II. einen gemeinschaftlichen Feind und hofften durch ihre Verbindungen, wie denn dazu sogleich Gesandtschaften abgingen, auch alle die anderen in Bewegung zu bringen, die ihn fürchten mußten.

Noch war Philipp II. durch die Ordnungen seines Staates und seines Heeres, durch Geldbesitz und Schlagfertigkeit seiner Truppen den Franzosen überlegen. Wie er sich so eben in der Picardie festgesetzt hatte, so gelang es ihm im April 1596, Calais, das durch keine hinreichende Besatzung vertheidigt wurde, durch einen raschen und wohlgeleiteten Anfall in seine Hände zu bringen; auch Ardres bezwangen die Spanier und eilten, sowohl den einen als den anderen Platz in guten Vertheidigungsstand zu setzen.

Wenn dieses Ereigniß in der ganzen Welt Aufsehen machte, so erregte es in England Entrüstung gegen die Franzosen, deren Fahrlässigkeit den Verlust verschulde, und Besorgniß für sich selber. Der Canzler der Schatzkammer sagt in einem seiner Briefe, es lasse ihn nicht schlafen, rege in ihm die mannigfaltigsten Gedanken auf. Einer von diesen ist der gewesen, daß Calais in englischen Händen sicherer sein würde als in französischen. Man hat darüber Eröffnungen gemacht; aber König Heinrich antwortete in gekränktem Selbstgefühle: wenn es denn verloren sein solle, so möge es lieber in den Händen des Feindes als des Freundes sein. Auch ohne ein so verhaßtes Zugeständniß ward im Mai 1596 das Offensivbündniß abgeschlossen. Die ganze Combination, die drei Jahre früher ins Auge gefaßt worden war, erfüllte sich. Die katholischen und die protestantischen Gegner machten mit Heinrich IV. gemeinschaftliche Sache wider den König von Spanien.

l'utilité, was denn freilich auch bedeuten sollte, daß England ganz allein auf sein Interesse zu sehen habe. Die Worte sind aus dem Discours de la négociation de Mss. de Bouillon et de Sancy en Angleterre, par M. du Vair (Mscpt. des britischen Museums), einem Aufsatz, dem Thuanus bei seiner Darstellung der Sache (lib. CXVI.) fast wörtlich gefolgt ist.

Ein paar große Belagerungen, die immer im Gedächtnisse der Menschen geblieben sind, bezeichnen diesen Krieg. Die erste, von la Fère, im Jahre 1596, war überaus lang und anstrengend. Der florentinische Gesandte versichert, schon habe sich ein drückender Mangel fühlbar gemacht, und man habe die Auflösung des Heeres befürchten müssen; nur durch die Geldsummen, die er aus Italien mitgebracht, sei es möglich geworden, das Heer beisammenzuhalten und den Platz zu nehmen.[1]

Noch namhafter ist die zweite Unternehmung, zu welcher Spanien den König Heinrich nöthigte. Um sich wegen des Verlustes von Calais zu rächen, bereitete er einen in Gemeinschaft mit den Holländern auszuführenden Angriff auf die spanischen Niederlande vor und ließ in dieser Absicht Geschütze und Kriegsbedürfnisse in Amiens zusammenbringen: da geschah ihm, daß eben diese Stadt den Spaniern in die Hände fiel. Der spanische Befehlshaber von Doulens, Tello Portocarrero, von der diesen Kriegsführern gleichsam eingebornen Begier, sich durch irgend eine kühne That unsterblich zu machen, erfüllt, wußte Amiens zur glücklichen Stunde zu überraschen. Die Einwohner, an ihren Privilegien mit Eifersucht festhaltend, hatten sich geweigert, eine königliche Besatzung aufzunehmen; sie meinten, sich selbst vertheidigen zu können: in ihren Mauern zählten sie 10,000 Bewaffnete; aber die Zeiten des Glanzes der bewaffneten Bürgerschaften waren vorbei: im Augenblicke des Ueberfalls, der mit listiger Keckheit eingeleitet wurde, konnten die Compagnien der Bürger nicht zusammengebracht werden: fast ohne Widerstand wurden die Spanier des Platzes Meister. Sie rühmten sich, Amiens wieder zu einer Vormauer ihrer Niederlande machen zu wollen, was es in den burgundischen Zeiten gewesen sei.

Ich weiß nicht, ob alles wörtlich wahr ist, was bei Sully

[1] è certo che la mia venuta e quello che ho dato al re è causa che questa piazza si piglia (17. Mai). Bei Galluzzi V, 231.

von der Niedergeschlagenheit, beinahe Verzweiflung erzählt wird, die Heinrich in diesem Augenblicke gezeigt habe: wenigstens hat er sich auf der Stelle wieder gefaßt; sein Wort, er sehe wohl, er sei noch nicht König von Frankreich, er müsse noch einmal König von Navarra werden, drückt ein treffendes Gefühl seiner Lage aus. Noch an demselben Tage saß er zu Pferde; seine Umgebungen versichern, er sei es, von dem alle Anderen Muth und Zuversicht empfangen haben. Durch die vereinigten Anstrengungen Heinrichs und des Marschalls Biron geschah zunächst, daß das Land zwischen Somme und Seine vor weiteren Anfällen geschützt, Paris nicht geradezu ein Grenzplatz des Reiches und Amiens von dem Zusammenhange mit den Niederlanden abgeschnitten wurde. Hierauf schritt man zur Belagerung — einer der berühmtesten der Epoche. Schweizer, deutsche Landsknechte, Engländer nahmen Theil: neben den Franzosen, die dem Könige früher gedient, bemerkte man auch diejenigen, welche ihm Widerstand geleistet hatten, wie das Regiment Rothhüte, von dem einst ein Fort bei Rouen hartnäckig gegen ihn vertheidigt worden war. Auch die Stadt Paris schickte ihr Regiment: im Lager bezeichnete man Plätze und Hallen mit Namen, die von denen der Hauptstadt genommen waren. Seinen Charakter empfing das Belagerungsheer durch die überwiegende Zahl katholischer Edelleute, die von allen Seiten dazu herbeiströmten. Eine zahlreiche Priesterschaft war zugegen; alle Tage las man Messe; man trug Sorge für die Pflege der Verwundeten, für die letzten Tröstungen der Sterbenden; Schwören und Fluchen war verpönt. Eigentliche Verbrechen bestrafte der Prévost des Hofes ohne Nachsicht: es ward dafür gesorgt, daß die Bauern in der Nähe ihr Feld mit aller Ruhe bebauen konnten.[1] Und nicht wenig trug diese, in dem damaligen französischen Heere sehr ungewohnte Ordnung zu dem guten Erfolge

[1] En suit le bel ordre, que le roi fit tenir pendant le siége bei Vaultier a. a. O. 375. Ein Schreiben der Herzogin von Rohan an du Plessis zeigt, daß ihre sehr protestantischen Söhne auch in dem Lager waren.

bei. Man wies die Ausfälle des unternehmenden Tello immer glücklich zurück; bei der Besichtigung einer Bresche ward er selbst von einer Kugel getödtet. Erzherzog Albrecht, dem damals die Regierung der Niederlande anvertraut war, hatte vernehmen lassen, er müsse Amiens entsetzen, wenn er gleich Brüssel oder Antwerpen darüber verlöre: und sehr ansehnlich war das Heer, das er endlich von Douai her dazu heranführte. Als er aber die gute Haltung der Franzosen sah, hielt er nicht für rathsam, sie anzugreifen: einige Tage nach seinem Abzuge fiel Amiens in die Hände des Königs von Frankreich zurück. Diese Eroberung ist die erste That der unter dem bourbonischen Könige wieder vereinigten katholischen Franzosen. Es hat unter ihnen lange Zeit für ein besonderes Lob gegolten, daran Theil genommen zu haben. Nur einige wenige Protestanten waren dabei.

War nun aber dergestalt der vielleicht wichtigste Platz wiedergewonnen, so war das Gleichgewicht der Kräfte damit doch lange nicht hergestellt. Noch eine Anzahl anderer Festungen hatte Philipp II. innerhalb Frankreichs in Besitz; einige mächtige Magnaten hielten seine Partei; an dem Herzoge von Savoyen besaß er einen durch sein eigenes Interesse — den Besitz von Saluzzo — an ihn gefesselten und deßhalb dießmal zuverlässigen, für die an sein Gebiet grenzenden Landstriche keineswegs ungefährlichen Verbündeten.[1] Wären Heinrich und Philipp II. allein auf dem Kampfplatze gewesen, so hätte noch Niemand den Erfolg voraussagen können.

Noch auf eine andere Weise aber, als Anfangs vorgesehen war, nämlich ganz auf ihrem eigenen Wege, kamen dem Könige von Frankreich seine seegewaltigen Verbündeten zu Hülfe.

Es waren die Zeiten, in welchen die Engländer die Küsten des spanischen Amerika's unsicher machten und die Holländer zuerst in den ostindischen Gewässern erschienen. Eine durch ein

[1] Le roy d'Espagne n'ayant personne au monde si propre à confondre la France comme son Altesse. So las man in den aufgefangenen Depeschen von seinem Hofe. d'Ossat 15. Febr. 1597.

ansehnliches niederländisches Geschwader verstärkte englische Flotte, die Anfang Juni 1596 unter Howard und Essex von Plymouth unter Segel ging, nahm ihren Lauf, absichtlich sich so weit wie möglich von der Küste haltend, nach dem Hafen von Cadix, der allezeit einer der vornehmsten Mittelpunkte des spanischen Handels gewesen ist, zerstörte die dort vor Anker liegende spanische Flotte, bemächtigte sich für eine kurze Zeit der Stadt und kehrte, da man ihr nicht erlaubte, sie besetzt zu halten, mit einer überaus beträchtlichen Beute nach England zurück. Im Jahre 1597 unternahm Essex eine neue Expedition, die zwar bei weitem weniger glücklich war, aber doch dem Könige von Spanien eine Anzahl von Schiffen kostete.

Philipp II. mochte jedem einzelnen seiner Feinde überlegen sein; ihren vereinten Anstrengungen war er nicht gewachsen. Ueberdieß war er hochbejahrt, von Krankheiten gebrochen; unmöglich durfte er seinem Sohn, einem jungen Menschen, der wenig Vertrauen auf sein Talent erweckte, diesen doppelten Krieg vererben. Sein ganzes Leben hindurch methodisch und die Zukunft berechnend, sorgte er auch dafür, seine Angelegenheiten bei seinem Tod in guter Ordnung zurückzulassen. Die wiedereroberten Niederlande übertrug er auf seine Tochter Isabella, die er mit Erzherzog Albrecht vermählte: aber sehr zweifelhaft wurde der Besitz derselben, wenn sie den vereinigten Angriffen Frankreichs und der abgefallenen Provinzen ausgesetzt waren.[1] Seinem Sohne sollte die Verwaltung der übrigen europäischen und der überseeischen Landschaften verbleiben: wie mißlich und unruhig aber mußte sie werden, wenn die einen von den Franzosen, die anderen von den Engländern mit Feindseligkeiten heimgesucht wurden! Aus diesen Gründen beschloß Philipp II., dem Könige von Frankreich den Frieden anzubieten. Dessen Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle war ihm jetzt ganz recht; er nahm die Vermittlung des Papstes Clemens zum

[1] Tassis: praevideri poterat, brevi omnia in Belgio corruitura.

Abschluß eines langen Stillstandes oder auch eines Friedens in Anspruch.

Und nichts konnte dem römischen Hof erwünschter sein. Eben das war seine Politik, zwischen den beiden großen katholischen Mächten, von denen ihn dann keine mit Gewaltsamkeiten bedrängen könnte, eine vermittelnde Rolle zu übernehmen.

Ueberdieß aber konnte er nun, im Besitze der Autorität über zwei große Reiche, auf die alten Tendenzen der Wiederherstellung des Katholicismus zurückkommen. Papst Clemens forderte den König auf, die Verbindung mit den protestantischen Mächten, die er früher nicht gemißbilligt hatte, ohne weiteres abzubrechen. Er vereinigte den Grundsatz des italienischen Fürstenthums, daß zwar ein Privatmann an sein Wort gebunden sei, ein Souverän aber aus Staatsgründen nach Belieben Zusagen machen und brechen dürfe, mit dem alten Axiom der Kirchengewalten, daß der einem Ketzer geleistete Eidschwur nicht verpflichte; zuerst, sagte er, habe der König von Frankreich Gott geschworen und ihm, dem Papst; er hatte den Gedanken, der vereinigten Macht von Frankreich und Spanien eine Richtung gegen England zu geben, und erörterte ausführlich, wie man verhindern könne, daß ein solches Unternehmen nicht allein zum Vortheil von Spanien ausschlage [1].

Heinrich IV. wies dieses Ansinnen mit aller möglichen Entschiedenheit zurück; eine andere Frage aber war, ob er ebenso die Anträge zu einem einfachen Frieden, die ihm durch den vom Papst und dem Könige zugleich beauftragten General der Franziscaner Bonaventura Calatigirona gemacht wurden, ablehnen solle.

Sein Vertrag mit Königin Elisabeth verbot ihm allerdings,

1 d'Ossat an Villeroy 1. Februar 1597: Le pape m'a dit que le serment avoit été à un hérétique, et que S. M. avait fait un autre serment à Dieu et à lui pape. Er wiederholte die Aussprüche eines Herzogs von Urbino hierüber: S. S. approuve toutes façons de séparer S. M. d'avec ses alliés, encore que les dites façons fussent infames et dommageables à S. M.

darauf einzugehen; aber er hielt für genug, sie zur Theilnahme an der Unterhandlung einzuladen; als sie solche verweigerte, schritt er gleichwohl darin vorwärts. Allzu verführerisch waren für ihn die Vorschläge der Spanier. Sie erboten sich in der ersten Sitzung ohne weiteren Rückhalt, alle französischen Plätze, die noch in ihren Händen waren, zurückzugeben.[1] Das war es eben, was alle seine Anstrengungen ihm verschaffen sollten: ein Federstrich konnte ihn an das Ziel bringen, das sonst nur unter Strömen von Blut hätte erreicht werden können. Sollte er den allgemeinen Krieg auf gutes Glück weiter fortsetzen oder einen Vertrag annehmen, durch welchen er ohne Verzug wieder vollständig Meister seines Landes wurde?

In der That hat er darüber keinen Augenblick geschwankt. Der Friede war so gut wie geschlossen, nachdem sich die Deputirten beider Theile zum erstenmal gesehen hatten.

Die Gesandten von England und von Holland versuchten alles, den Abschluß zu verhindern. Unter den Vorstellungen, welche sie dagegen machten, war eine der vornehmsten, daß es für die Ruhe und Freiheit von Europa nun einmal nothwendig sei, die spanische Uebermacht zu bekämpfen; man sei im Kriegstanze begriffen und dürfe nicht aus Ermüdung abtreten. Heinrich IV. soll geantwortet haben, er könne nur nicht zugeben, daß Frankreich zum Saale für diesen Tanz diene.[2] Er machte sie auf den für Frankreich höchst nachtheiligen Unterschied aufmerksam, der zwischen den drei Ländern obwalte. England und selbst Holland seien geschlossene Landschaften, denen man nur zur See beikommen könne, wo doch ihre Macht

[1] Flassan legt die Erklärung Tassis in den Mund (II, 182). Ich denke jedoch, daß die Stelle der italienischen Relation, auf die er sich hierbei ohne Zweifel stützte, Mémoires de Sillery et Bellièvre II, 539, aus dem Schreiben des französischen Gesandten, ebendas. S. 44, erklärt werden muß.

[2] Nach Contarini Relatione di Savoya sagten die Gesandten: che col desistere dell' arme veniva a mostrarsi stracco e che gia trovandosi in ballo gli conveniva di ballare. Il re rispose: io non sono stracco gia di ballare, ben sono stracco di prestare la sala.

am größten sei; dagegen Frankreich könne von allen Seiten angegriffen werden und brauche zu seiner Vertheidigung so viel Armeen, als es Provinzen zähle. Dort befinde sich alles in trefflicher Cultur; Frankreich sei eine halbe Wüste: keine Stadt, ja kein Dorf werde gefunden, das nicht Spuren verübter Gewaltthätigkeiten trage. Dort gebe es Gesetze, die man befolge, und wohlerwogene Staatseinrichtungen; hier habe kein Gesetz wahre Gültigkeit, keine Institution ihre ursprüngliche Gestalt. In der Republik und unter der Königin seien die Unterthanen der höchsten Gewalt ergeben und gehorsam; er sei gleichsam seit drei Tagen König; bei seinen Vasallen könne er weder auf Gehorsam, noch auf Ergebenheit rechnen. „Frankreich und ich," so schloß er, „wir bedürfen der Ruhe."

Der Friede von Vervins, der am 2. Mai 1598 unterzeichnet wurde, erschien officiell als eine Erneuerung des Friedens von Château-Cambresis; wie damals die Franzosen, so gaben jetzt die Spanier alle von ihnen eroberten Plätze heraus. Man meinte wohl, wieder auf die alten Zustände zurückzukommen. Aber welche Anstrengungen, Gefahren, Veränderungen lagen zwischen den beiden Jahren 1559 und 1598: eine große universalhistorische Epoche, in der die Welt umgewandelt worden war!

Seit dem ersten Frieden hatte Spanien einen Anlauf genommen, Europa zu unterwerfen; durch den zweiten erkannte es die Unabhängigkeit von Frankreich wieder an.

Vor allem für die Herstellung der Autorität im Innern war der Friede dem König unschätzbar. Dem Widerstreben der großen Gewalthaber wurde, wie durch die Absolution der religiöse, so durch den Frieden von Vervins der politische Rückhalt entzogen.

Den Versuch der Spanier, den Herzog von Mercoeur durch den Frieden zu sichern, wies Heinrich IV. mit der Erklärung zurück, er wolle lieber den Krieg sein Lebenlang fortführen, als einem seiner Unterthanen gestatten, daß er sich auf die Protection eines auswärtigen Fürsten stütze. Gleich die erste Waffenruhe,

die ihm die Unterhandlungen verschafften, benutzte er, um sich nach Bretagne zu verfügen, und nichts als seiner Anwesenheit bedurfte es dort, um die royalistischen Gefühle zu erwecken und Mercoeur, der sich vom Abfall der Seinen bedroht sah, zur Unterwerfung zu nöthigen. Heinrich lernte bei der Besitznahme das Land erst kennen. Er erstaunte, welche mächtigen Fürsten die Herzoge von Bretagne zu ihrer Zeit gewesen seien. Hatten aber einst diese ihre Selbständigkeit nicht behaupten können, wie viel weniger war dieß einem Gouverneur möglich, der zwar durch seine Gemahlin mit den alten Fürsten zusammenhing, aber seine Gewalt im Lande dem Vertrauen des letzten Königs — das er dann getäuscht hatte — verdankte![1] Auch hier fand ein unvermittelter Uebergang von offener Feindseligkeit zu der engsten Verbindung statt. Heinrich IV. verabredete eine Vermählung zwischen seinem natürlichen Sohne Cäsar und der Tochter Mercoeurs, auf welche die Ansprüche ihrer Mutter übergingen: er zeigte sich ganz erfüllt von dem Vortheil, der dadurch seinem Sohn, welchen er als Vater liebe, zuwachsen werde: auf dessen Namen sollte das Gouvernement geführt werden. Reiche Geldbewilligungen der Provinz für ihn, noch reichere von seiner Seite für die bisherigen Machthaber waren mit der Unterwerfung verknüpft. Der Friede gehörte dazu, um auch Blavet in die Hände des Königs zurückzubringen und die Besitznahme zu vollenden.

Noch waren aber nicht alle Verluste der liguistischen Zeiten herbeigebracht: Saluzzo, dessen sich der Herzog von Savoyen während der letzten Ständeversammlung in Blois bemächtigt hatte, befand sich noch in dessen Händen: Heinrich hielt es für eine Forderung seiner Ehre und seiner Pflicht, es nicht so ohne weiteres darin zu lassen.

Von dem Frieden zu Vervins war der Herzog nicht aus-

[1] Instruction an Bellièvre und Sillery. Jan. 1598. Mémoires de Bellièvre et Sillery I, 10.

geschlossen, da er sich bequemt hatte, den Rest seiner Erwerbungen in der Provence, das feste Berre, aufzugeben; an Saluzzo aber, dessen Rückgabe die Franzosen in die Nähe seiner Hauptstadt gebracht und seiner territorialen Selbständigkeit Eintrag gethan hätte, hielt er mit Hartnäckigkeit fest, nicht ohne Rechtsgründe für seinen Besitz vorzubringen: man hatte sich darüber nicht vereinigen können und den schiedsrichterlichen Spruch des Papstes angerufen.

In Rom ließ man sich Schriften und Gegenschriften vorlegen, konnte sich aber nie zu einem Endurtheil entschließen. Der Papst wollte den König von Frankreich nicht verletzen; es war ihm aber auch bedenklich, durch die Wiederherstellung der französischen Regierung in Saluzzo die ausschließende Herrschaft der katholischen Religion in Italien zu gefährden.

Der Herzog selbst gab die Hoffnung nicht auf, daß die schwankenden Zustände in Frankreich oder auch persönliche Einflüsse der besondersten Art ihm die Behauptung seiner Erwerbung möglich machen würden.

Heinrich IV. gehörte zu den Männern, die ohne Leidenschaft für eine Frau nun einmal nicht leben können; unter den mancherlei Verhältnissen, in die er dabei gerathen ist, war auch eines mit Gabrielle d'Estrées, das ihm mehr darbot, als sinnlichen Reiz oder geistige Zerstreuung. Gabrielle war nicht allein schön: er fand in ihr ein Gemüth, das seine Sorgen, seine Freuden und Leiden[1] mit ihm theilte, ein Verständniß für ihn hatte, ihm in der That alles erfüllte, was ein durch die Anstrengungen und die Feindseligkeiten des Lebens hin und her

[1] Man wird uns nicht zumuthen, daß wir Anekdoten aus dem der Prinzessin von Conti zugeschriebenen Werkchen: Les amours du grand Alcandre hier aufnehmen. (Archives curieuses I, XIV.) Da ist viel Weiber- und Dienstboten-Geklatsch. Mit dem, was wir z. B. über den Tod Gabrielle's authentisch wissen, stimmt die Schrift so schlecht zusammen, daß sie auch in allem anderen nur wenig Glauben verdient. Vgl. Observations am Daniel. T. XXIV.

geworfener und ermüdeter Mensch von einem weiblichen Wesen wünschen kann. Da die Ehe des Königs von Jedermann als nichtig betrachtet wurde, so nahm man so viel Anstoß nicht daran, wenn Gabrielle mit dem König öffentlich erschien, wie sie wohl hinter ihm her, ganz in Grün gekleidet, von Fackelträgern umgeben, in prächtigem Palankin in Paris einzog. Ohne Einfluß auf den Staat war sie mit nichten; die Aussöhnung mit den Guisen, das Emporkommen Sully's waren sehr ihr Werk. Heinrich IV. dachte sie zu seiner Gemahlin zu erheben. An sie vor allen wandte sich der Herzog von Savoyen; die Venetianer erzählen viel von den Geschenken, die er ihr gemacht, und von einer geheimen Verbindung, die er mit ihr angeknüpft habe.[1] Ich weiß nicht, ob dieß eine Wirkung auf den König haben konnte, der doch auch den Ehrgeiz kundgab, zu zeigen, daß er nicht unter dem Einfluß einer Frau stehe; aber in dem Augenblicke, daß man auf das ernstlichste an die Erhebung Gabrielle's dachte und der Herzog von Savoyen alles von ihr erwartete, starb sie eines plötzlichen Todes.

Bald darauf, im December 1599, begab sich Carl Emanuel selbst an den französischen Hof; von Heinrich IV. als eine angesehene Fürstlichkeit auf das beste aufgenommen, ließ er nichts unversucht, um persönlichen Einfluß auf ihn zu gewinnen. Aber Heinrich vermied sogar, auch nur in Person mit ihm zu unterhandeln, unter dem, gegenüber einem von spanischer Grandezza erfüllten Fürsten geschickt ergriffenen Vorwande, daß persönliche Unterhandlung sich für große Fürsten nicht schicke.

So blieb die Sache ganz in dem gewohnten Geschäftsgange; der Herzog war, wie ein bei ihm beglaubigter Gesandter sagt, mit großer Hoffnung nach Frankreich gegangen, hatte ungeheure Kosten gehabt, mannigfaltige Unannehmlichkeiten bestanden

[1] Simon Contarini erwähnt der „infiniti doni“ für Gabrielle. Der Herzog schickte nach Frankreich il cavalier Bertone, il qual per esser domestico della Gabriella ed altre donne di Francia, sperava che le doveva apportare gran beneficio: appena giunto in Francia mori la Gabriella.

und kam in Verzweiflung zurück. Er erreichte nichts, als daß ihm die Wahl zwischen zwei Vorschlägen gelassen wurde, die ihm beide gleich verhaßt waren, entweder Saluzzo herauszugeben oder dafür die Landschaft Bresse abzutreten, eines der ältesten und besten Besitzthümer seines Hauses, wo ihm 400 ergebene Vasallen lebten.

Man begreift es, wenn er sich sträubte, sich für das Eine oder für das Andere auszusprechen: den ersten ihm für die Option gesetzten Termin, dann auch den zweiten verlängerten ließ er unbenutzt verstreichen; er glaubte, so wenig er auch an sich seine Macht mit der französischen vergleichen durfte, doch auch für den Ausschlag der Waffen eine günstige Aussicht zu haben. Während seines Aufenthaltes in Frankreich hatte er so viel Gährung und Unruhe bemerkt, daß er sich überredete, der Ausbruch eines Krieges werde das Zeichen eines allgemeinen Abfalls von Heinrich IV. sein und eine chaotische Verwirrung daselbst hervorbringen.

Dabei übersah er aber, daß der Tumult momentaner Meinungsverschiedenheiten, dem ausgesprochenen Willen eines thatkräftigen Fürsten gegenüber, wenig bedeutet. Im August 1600 schritt Heinrich IV. zur Anwendung der Waffen: denn er müsse beweisen, daß sich ein Herzog von Savoyen mit einem Könige von Frankreich nicht messen dürfe. Nicht unbekannt war ihm, was der Herzog erwartete. Er ließ dagegen vernehmen, er glaube nicht, daß es einen Franzosen gebe, der bei dieser Gelegenheit seinem Könige die Treue breche; sollte es dennoch einer wagen, dem werde er den Kopf zwischen die Füße legen; an Verzeihung werde dießmal nicht zu denken sein. — Keiner regte sich. In kurzem waren Bresse und ganz Savoyen sammt der wichtigen Landesfestung Montmeillant erobert; es hätte nur von dem König abgehangen, die Alpen zu überschreiten.

Und auf spanische Unterstützung durfte Carl Emanuel nicht zählen. Philipp II. war gestorben: die Regierung Philipps III. bestärkte den Herzog zwar anfangs in seinem Widerstande gegen

die ihm gemachten Anträge, war aber dann doch nicht geneigt, ernstlich Partei zu ergreifen, oder es zu einer Erneuerung des Krieges in Italien kommen zu lassen, was auch der verstorbene König immer vermieden habe.[1] Auf die Erinnerung des Papstes, der jetzt die Gerechtigkeit der französischen Forderung anerkannte, erklärte sich Philipp III. für Frieden und Nachgiebigkeit.

Unter abermaliger Vermittelung eines päpstlichen Legaten ward dann eine Abkunft getroffen, wie sie eben dem Papste selbst erwünscht war. Der Herzog entschloß sich, von den beiden Alternativen diejenige anzunehmen, welche die für die Ruhe von Italien zuträglichere schien, Saluzzo zu behalten und, so schwer es ihm ward, die Landschaft Bresse abzutreten.

Für Frankreich war auch dieß ein großer Gewinn: vor allem in Bezug auf den Tausch, da die Einkünfte der erworbenen Landschaft sich dreimal höher beliefen, als die der abgetretenen; überdieß aber ein politischer. Bourg en Bresse, wo sich so oft feindliche Streitkräfte gegen Frankreich gesammelt, Valromey und Bougey, überhaupt die beiden Rhoneufer von Genf daher wurden französisch. Nur Ein Uebergang zur Verbindung zwischen Savoyen und Franche-Comté beim Pont de Gresin, und auch dieser unter beschränkenden Bedingungen, ward dem Herzoge vorbehalten.[2] Das französische Reich gewann an Abgeschlossenheit und Vertheidigungsmitteln.

In Italien waren die Freunde von Frankreich, die wenigstens eine kräftige Demonstration gegen Spanien gern gesehen hätten, mit dem Vertrag überhaupt und besonders mit diesen Bedingungen wenig zufrieden; sie beklagten sich, daß sie aufgegeben würden.

Wenn man an den Frieden von Château-Cambresis und

[1] En Madrid se resolvio que S. A. no devia cumplir lo capitulado: in Avila änderte man diesen Beschluß. (Pap. v. Simancas.)

[2] Passer en la Tarentaise et fondre au pont de Grezin sur le Rosne, c'est le seul passage qui leur a été laissé par le traité de Savoye. (Lettres missives V, 591.)

den Nachtheil denkt, welcher dadurch der politischen Stellung von Frankreich, im Vergleich mit der von Franz I. behaupteten, erwuchs, so sieht man wohl, daß die Verträge Heinrichs IV. mit Spanien und mit Savoyen diesen Nachtheil eher verstärkten als verminderten. Heinrich machte zwar die Italiener aufmerksam, daß der Besitz von Château-Dauphin, sein Bund mit der Schweiz und besonders mit Graubündten, ihm jeden Augenblick die Möglichkeit lasse, seinen Freunden in Italien zu Hülfe zu kommen;[1] aber es ist klar, daß seine Aufmerksamkeit nicht ernstlich auf dieses Land gerichtet war. Die auf den Besitz desselben gegründete Ueberlegenheit der Spanier in der südlichen Welt anzugreifen, fühlte er sich noch nicht stark, in seiner Gewalt nicht fest genug. Es befriedigte ihn schon und erschien ihm als ein großer Gewinn, daß das Vordringen der italienisch-spanischen Truppen in die diesseitigen Gebiete, ihr Durchzug nach den Niederlanden ihnen durch die neuen Erwerbungen, wenn nicht unmöglich gemacht, doch sehr erschwert wurden. Wenn er für Italien auf die Wünsche des Papstes Rücksicht nahm, so hat er sich ihrer diesseit der Alpen selbst dann überhoben, wenn die Religion mit der Politik in Berührung kam. Bei dem Frieden von Vervins hatte er nachgegeben, daß Genf nicht ausdrücklich unter seinen in denselben eingeschlossenen Verbündeten genannt wurde, aber zugleich dafür gesorgt, daß Jedermann erfuhr, diese Stadt sei unter dem Worte „Verbündete der Eidgenossenschaft", das in demselben vorkommt, mitbegriffen.[2] In den letzten Kriegen hatte der Herzog von

[1] Niccolo Contarini: ben si diffuse in dire, l'haver speso un Million e mezzo d'oro per la confederation con Suizzeri et haver anco fermato quella de Grisoni, con la quale haveria, diceva, il passagio libero in Italia, che oltre il transito per Grisoni li restava — — castel Delfino, di dove in ogni occasione haveria potuto portare le sue armi al servitio de sui amici.

[2] Man hatte ursprünglich auch noch andere genannt; man ließ diese weg, weil der allgemeine Ausdruck auch Genf begreifen sollte. Mémoire concernant le traité de paix; vgl. Spon II, 246.

Savoyen zwei Lieues von Genf ein Fort mit fünf starken Bollwerken errichtet, das er St.-Catharina nannte, welches die Stadt als den gefährlichsten Dorn in ihrem Fuße betrachtete. Sie forderte den König, dem es in die Hände gefallen war, auf, es zu schleifen; vor den Augen der Legaten ließ es Heinrich in die Luft sprengen. War er doch selbst einst dem Glauben, der hier seinen vornehmsten Mittelpunkt, seine hohe Schule hatte, zugethan gewesen. Mit Vergnügen empfing er Theodor Beza, der in ihm den Befreier von Frankreich und aller Gläubigen begrüßte. Denn schon war damals jenes Edict gegeben, welches die reformirten Franzosen der Bedrängnisse, die sie bisher erduldet hatten, zum größten Theil überhob.

Drittes Capitel.

Das Edict von Nantes.

Für die Hugenotten war es das schwerste Geschick gewesen, daß der Fürst, den sie in seinem Unglück aufrecht erhalten, dessen Ansprüche sie mit ihrem Blute verfochten hatten, als er zum Genusse derselben kam, zu der anderen Partei übertrat; an den Pforten von St.-Denis verloren sie, wie sie sagten, ihren Protector; ihre ganze Organisation — denn sie hatten keine andere, als die, durch welche sie sich ihm anschlossen — war gesprengt.

Wohl gab es Manche, welche die Reunionsidee, mit der man sich in der Nähe des Königs trug, zu ergreifen geneigt gewesen wären. Zwischen du Perron, dem Pfarrer Benoist und dem Prediger Morlas ist viel darüber verhandelt worden. Wäre nur jener Primat von Gallien, an den man dachte, zu Stande gekommen!

In Anderen aber erweckte diese Annäherung bitteren Widerwillen. Sie setzten sich dem Primate nicht viel minder lebhaft entgegen, als die eifrigsten Katholiken; von einer Ehescheidung durch die Bischöfe wollten sie nichts hören: sie wollten nicht dulden, viel weniger dazu helfen, daß eine Buhle des Königs den Thron von Frankreich besteige. Von dem Könige selbst wandten sie sich in eigensinniger Entfernung ab. Du Plessis, dem Heinrich, in Erinnerung dessen, was er für die Angelegenheiten von Navarra gethan, die oberste Stelle in

den Finanzen anbot, schlug ab, ihm darin zu dienen, unter dem Vorwand, er habe schon Feinde genug und brauche sich keine neuen zu machen. Welche Vorstellungen er von der Religion hatte, zu der sein König übergetreten war, zeigt sein späteres Buch über die Geschichte des Papstthums. Die Weissagungen der Schrift von dem großen Abfalle, von dem Menschen der Sünde, der auf dem purpurgeschmückten Thiere reitet und die Könige trunken macht, findet er erfüllt in dem Papstthum; in dessen Herrschaft sieht er das zu Tage gekommene Geheimniß des Verderbens.[1]

Nur in wenigen Grundgedanken leben diese militärischen Männer, die, eben so bereit zum literarisch-religiösen Kampfe, wie zu jedem anderen, die Ueberzeugung von der unbedingten Richtigkeit ihrer Meinungen mit dem Gefühle verbinden, daß ihnen das schnödeste Unrecht immerfort angethan werde. Ihre Sinnesweise spiegelt sich in der eigenthümlichen Fassung ihrer Schriften und Briefe; man könnte vielleicht von einem hugenottischen Style reden: er ist ohne Anmuth und Mannigfaltigkeit, aber gedankenvoll und markig, scharf, gedrungen, bitter. Am ausgebildetsten erscheint er bei Aubigné, dessen Geschichtsbuch in der Form an gleichzeitige Spanier erinnert, in dem Gefühle, das seinen Inhalt belebt, etwas Germanisches hat, durch die Kraft der Sprache und des Ausdrucks aber den dafür wieder erwachten Sinn der Franzosen festhält und befriedigt. Männer dieser Art konnten für die Verwickelungen, in die ihr Fürst auf dem Throne gerieth, keine Theilnahme fühlen: zuweilen haben sie sich ihm persönlich genähert, aber sich dann immer wieder aufs neue von ihm entfernt.

Andere gab es unter ihnen, Oberhäupter von altem Geschlecht und aristokratischem Ehrgeize, wie Bouillon und la Tremouille, die wohl gar den Gedanken faßten, an der Spitze der

[1] Mysterium iniquitatis seu historia papatus, autore Philippo Mornayo Plessiaci Domino.

glaubenseifrigen und sich wieder beleidigt fühlenden Gemeinen, die ihnen anhingen, dem Könige selbst entgegenzutreten. [1]

Heinrich durfte es so weit nicht kommen lassen; überdieß aber fühlte er auch, wie er unzähligemal gesagt hat, daß er gegen seine alten Glaubensgenossen Verpflichtungen habe; er wollte sie zufriedenstellen. Ihm allein zuzuschreiben, daß dieß nicht sogleich geschah, wäre eine Ungerechtigkeit. Wir kennen die Bedingungen, unter denen er König war. Ohne die Einwilligung des Conseils, die nicht von ihm abhing, hätte er keinen Schritt thun können: und was halfen die von dem Conseil verfaßten Edicte, wenn sie nicht von den Parlamenten angenommen und verificirt wurden? Hier aber begegnete ihm ein hartnäckiger Widerstand. Die Parlamente des Reiches glaubten noch, die Gesetze der Ligue, die niemals vollgültig aufgehoben worden seien, gegen die Reformirten ausführen zu müssen, und gefielen sich darin, das zu thun. Sollte diesem Einhalt geschehen, so mußten die Reformirten sich dagegen erheben und noch einmal drohend aufstellen. Hat es ihnen Heinrich doch gleich im Anfange verargt, daß sie sich nicht entschieden regten. Sie überzeugten sich endlich, daß dem Könige selbst ein Gefallen damit geschehe, wenn er von ihnen bestürmt werde. [2]

Eigentlich aus diesem Bedürfniß und Gefühle sind die politischen Versammlungen der Reformirten entsprungen, zuerst geduldet und dann nach und nach weiter ausgebildet worden. Sie wurden aus Deputirten von allen ihren Provinzen nach den drei Ständen dergestalt zusammengesetzt, daß von zehn

[1] Beauvais Nangis sur Davila 239.

[2] Du Plessis 219: afin qu'il semblast estre contraint plustôt que porté par sa propre affection à leur accorder les choses nécessaires. Die Auffassung von Benoist, Histoire de l'édit de Nantes, sieht dagegen in dem Meisten, was der König thut, nur eine versteckte Feindseligkeit. Man begreift sie vollkommen an diesem übrigens so gelehrten und verdienten Autor; aber sie ist unhistorisch.

Mitgliedern immer ihrer vier aus dem Adel, vier aus dem dritten Stand und zwei aus den Geistlichen genommen sein sollten. Auf ähnliche Weise richtete man Conseils in den Provinzen ein, deren Correspondenz unter einander und mit der allgemeinen Versammlung oder den Deputirten bei Hof allmählich der ganzen Partei eine zusammenhaltende und durchgreifende Organisation verlieh.

Die erste dieser Versammlungen zu St.-Foi im Jahre 1594 brachte bereits ein vorläufiges Abkommen zuwege. Das Conseil des Königs, das von der Meinung ausging, daß eigentlich nichts Neues eingeführt, sondern nur der gesetzliche Zustand, wie er unter den früheren Königen gewesen war, wiederhergestellt werden sollte, gewährte den Protestanten die Erneuerung des Pacificationsedictes von 1577 mit den zu Nérac und Fleix vereinbarten Erläuterungen, zu denen noch einige neue vor dem Jahr in Mantes geforderte, denn schon damals hatte man darüber unterhandelt, hinzugekommen waren. Ein Edict hierüber ward verfaßt und den Parlamenten zur Verification vorgelegt.

Die Parlamente weigerten sich entweder, dazu zu schreiten, oder wenn sie es thaten, so geschah es mit geringer Majorität und unter sehr wesentlichen Beschränkungen. Ueberdieß zeigten sich die Anordnungen jener früheren Zeit nicht mehr anwendbar, seitdem Heinrich IV. mit so viel liguistischen Städten und Großen Verabredungen getroffen hatte, welche die Protestanten aus dem Umkreise ihrer Gebiete ausschlossen. Diese fühlten zugleich den Druck der alten und der neuen Ordnung der Dinge; alle ihre Sendungen an den Hof brachten ihnen nur nichtssagende Antworten zurück. Als sie sich in großer Aufregung hierüber 1596 zu Loudun versammelten, haben sie eines Tages wirklich daran gedacht, sich wieder wie vor Alters vollkommen auf die eigenen Füße zu stellen, ihre festen Plätze zu behaupten, ihre Finanzen für sich selbst zu verwalten und auf alle Pacificationsedicte Verzicht zu leisten. Es gehörte schon etwas dazu,

um sie nur zu bewegen, nicht auseinanderzugehen. Dann aber ward dafür gesorgt, daß alle ihre vornehmsten Männer, die Gouverneure ihrer Plätze — auch la Tremouille fehlte nicht — zusammentraten und ihre Union erneuerten. Da du Plessis zuerst unterzeichnete, so folgten die anderen alle nach. Der Beschluß ward gefaßt, daß sie ihre Versammlung so lange nicht auflösen wollten, bis ein gutes Edict erlangt und es zu wirklicher Ausführung gebracht sei. Ihre Gegner am Hofe sollten erfahren, daß ihre Verzögerungen ihnen nichts nützen konnten.[1]

Der Nachdruck dieser Aufstellung und die Anmahnungen, die man zugleich an den König richtete, bewirkten in der That, daß der Hof eine Commission zu ernstlicher Unterhandlung mit den Reformirten ernannte. Zuerst erschienen der Canzler von Navarra, Calignon, und de Vic, Mitglied des Conseils, die denn bald, überzeugt, daß man am Hofe keinen Begriff von der Lage dieser Sache habe, Deputirte der Protestanten mit sich dahin nahmen und, auf ihren Wunsch mit ein paar anderen Männern von gutem Namen und reiner Absicht, dem Präsidenten de Thou, demselben, der sich durch die Geschichte seiner Zeit einen hohen Ruf von Mäßigung und Verstand gegründet hat, und Schomberg vereinigt, der Unterhandlung wenigstens eine gute Grundlage verschafften.

Noch war man aber weit auseinander, als jenes Ereigniß von Amiens eintrat. Du Plessis, in welchem die alten protestantisch-royalistischen Gefühle noch einmal erglühten, forderte seine Freunde auf, mit der ansehnlichen Macht, über welche sie verfügten, zu dem Belagerungsheere zu stoßen; sie sollten, meinte er, das geforderte Edict vor sich her tragen; es werde den Vorüberziehenden im Fluge bewilligt und von den Parlamenten unverzüglich verificirt werden.

[1] qu'autrement ils ne feroient jamais rien et qu'on frustreroit toutes les bonnes intentions du roi. Vie de du Plessis 233.

Die Zeiten einer so vertrauensvollen Hingebung aber waren vorüber. Die Anwesenheit des Franciscanergenerals und eines päpstlichen Legaten und deren Unterhandlungen mit dem König erregten vielmehr in den Versammelten die Besorgniß, daß sich dieser noch ganz zu ihren Verfolgern schlagen und sein Sieg, wenn auch von ihnen befördert, ihnen doch nur zum Verderben gereichen werde. Die Unterhandlungen wurden fortgesetzt; aber was ließ sich von denselben erwarten, da in dem Lager von Amiens eine durch und durch katholische Meinung vorwaltete? Die Anträge der Hugenotten wurden anfangs mit Wegwerfung von der Hand gewiesen.

Indeß ist es doch eben die Belagerung von Amiens gewesen, welche die Gemüther einander näherte.

Wie du Plessis Mornay sagt, die Plagen Egyptenlands brachen die Hartherzigkeit der Gegner; in dem Conseil ward man in den Tagen der Gefahr inne, wie wünschenswerth eine Vereinigung mit den Mißvergnügten, ihre Beruhigung sei; auch unter den Reformirten erwachte das Gefühl, daß sie Franzosen seien und der Verlust von Amiens auch sie betreffe. Es war eben während der Belagerung, daß beide Theile von der äußersten Schärfe ihrer Forderungen zurücktraten. „Von beiden Seiten drängte sie das Geschick.“ [1] Anfang August hielt man sich der Uebereinstimmung in den wichtigsten Punkten versichert; der König hoffte, die Sache sofort abgemacht und die Reformirten noch in seinem Kriegslager erscheinen zu sehen, was für seinen Dienst und für die ihm ergebenen Freunde das Beste sein werde.

Wo es sich jedoch um Bestimmungen handelt, über welche zwei große Parteien verschiedener Meinung sind, pflegt man

[1] Du Plessis an Harlay Dolot 29. Juill. „utrinque urgentibus fatis“: — les affaires de Picardie ployent l'obstination des ungs soubs la nécessité — le commun péril ramentoit aux autres qu'ils sont Français pour se contenter à moins même que des choses nécessaires. Lettres Ausg. von 1825 VIII, 301.

sich nicht so rasch zu vereinigen. Amiens wurde ohne die Theilnahme der Hugenotten wiedererobert; und schon regte sich die Besorgniß, die Abkunft werde hierauf nun nicht so bald zu erreichen sein.

Aber der König nahm auch nachher die Deputirten der reformirten Versammlung mit großem Wohlwollen auf und lieh ihren Anträgen sein Ohr.

Die Protestanten verlangten besonders dreierlei: sie wollten die Sicherheitsplätze, die in ihrem Besitze waren, noch auf einige Zeit behalten, von den öffentlichen Aemtern im Königreiche nicht ausgeschlossen sein und an der ihre Angelegenheiten betreffenden Jurisdiction selber Theil nehmen. Denn vor allem die Feindseligkeiten der Parlamente waren ihnen unerträglich; sie wollten davon nicht allezeit zu leiden haben.

Ueber die Sicherheitsplätze hielt sich der König für berechtigt allein und persönlich zu verfügen: Anfang November erklärte er sich in den wesentlichen Punkten übereinstimmend; die übrigen mehr juridischen Momente wurden an das Conseil verwiesen, das sie gleich darauf in ernstliche Berathung zog. Manche Mitglieder desselben sträubten sich dagegen; sie fürchteten, für jedes Zugeständniß, das sie sich abgewinnen ließen, von der geistlichen Macht einmal in Anspruch genommen zu werden: aber der König drang darauf; er ließ das Conseil wissen, er werde nicht eher nach Paris kommen, als bis die Sache beendigt sei. Den Protestanten hat er gesagt, sie sollten in ihm immer die alte Geneigtheit des Königs von Navarra finden, aber jetzt verbunden mit der Macht des Königs von Frankreich, alles das in Ausführung zu bringen, was er verspreche.

Noch war damals der Friede mit Spanien nicht abgeschlossen, noch stand Mercoeur unter den Waffen; für den König lag eine Gefahr darin, wenn diese Feindseligkeiten mit den hugenottischen in Verbindung traten, zu geschweigen, daß eine Erneuerung des religiösen Haders, die noch immer sehr möglich war, alles in Frage gestellt hätte.

Aber auch die protestantische Versammlung, die zu Châtellerault unfern der von Mercoeur eingenommenen Stellungen gehalten ward, mußte die Folgen bedenken, die zu erwarten waren, wenn dieser besiegt und zugleich der Friede mit Spanien abgeschlossen wurde: wie leicht würde dann die Partei, welche ihren Untergang wünschte, im Conseil die Oberhand behalten und die ganze Macht des Reiches gegen sie wenden![1]

Es gab noch einige Differenzen: aber unter dem Eindrucke dieser Betrachtungen wurden sie ausgeglichen. Als Heinrich auf seinem Zuge gegen Mercoeur in Blois erschien, kamen ihm die Deputirten der Protestanten mit dem vollzogenen Entwurf entgegen. Um den Schein einer nicht ganz freien Entschließung zu vermeiden, verschob der König seinerseits die Vollziehung, bis er Mercoeurs Meister geworden war.

Die Unterwerfung des letzten großen Liguisten bezeichnete Heinrich damit, daß er zugleich den Protestanten das umfassendste Pacificationsedict gewährte, welches sie jemals erlangt hatten. In Nantes, April und Mai 1598, ward es mit seinen geheimen Artikeln und Brevets zu Stande gebracht.[2]

Das Edict von Nantes, im Sinne der in den Jahren 1563, 1570, 1577 ergangenen Pacificationsedicte abgefaßt, in vielen Punkten nur eine nach den veränderten Umständen modificirte Wiederholung des letzten, ist nun allen Ernstes auf eine definitive Befriedigung beider Parteien berechnet und erscheint gleichsam als ein Austrag zwischen den einander oft entgegenlaufenden Verpflichtungen, die das bourbonische Königthum bei seiner Gründung übernommen hatte.

Nach dem in Rom gegebenen Versprechen und dem alten

[1] Advertissoit M. du Plessis MM. de l'assemblée — qu'ils prévinssent par la conclusion de leurs affaires la paix de l'Espagne et la réduction de la Bretaigne, lesquelles ne pouvoient tarder et accomplies qu'elles seroient les laisseroient du tout à la pure discrétion du roy. Mémoires de M^{me} du Plessis-Mornay: Mémoires et Correspondance I, 327.

[2] Abgedruckt bei Benoist I. App. 62. France protestante III, 226.

Vertrage mit dem Clerus ward der katholische Gottesdienst überall hergestellt, die geistliche Corporation in den Besitz ihrer alten Güter, Zehnten, Gefälle eingesetzt; dagegen übernahm der König, oder, wenn wir so sagen dürfen, der Staat einen ansehnlichen Beitrag für den Kirchendienst der Reformirten: er ließ ihnen die Sicherheitsplätze, die sie der Ueberlegenheit ihrer Feinde gegenüber nicht entbehren konnten, noch auf acht Jahre und verpflichtete sich zur Erhaltung der Garnisonen in denselben.

Dabei blieb es, daß die Ausübung der Religion in den Gebieten, wo sie durch die mit den Liguisten gemachten Verträge ausgeschlossen wurde, wie in Paris und in den meisten großen Städten, nicht erlaubt sein sollte; aber das Verbot des Aufenthaltes für ihre Bekenner in denselben ward zurückgenommen; es ward ihnen vergönnt, ihren Gottesdienst in der Nähe der Städte, an geeigneten Plätzen abzuwarten. Den durch ihre Aemter mit dem Hofe Verbundenen ward dieß auch in den Städten, wo derselbe sich aufhielt, innerhalb ihrer Häuser verstattet. Der Katholicismus blieb in jeder Beziehung die Religion des Staates, die Regel: aber das hinderte nicht, daß nicht die höchste Gewalt im Gefühl ihres bürgerlichen Berufes die Protestanten von der Regel hätte ausnehmen und ihnen sehr ausgedehnte Bewilligungen machen können.

Der König versprach in seinem zweiten Brevet, auch den Protestanten Antheil an den Würden und Aemtern des Landes zu geben, ohne Bevorzugung der Katholiken, nach dem Verdienst eines Jeden. Von den organischen Anordnungen des Edictes vielleicht die vornehmste war die Errichtung gemischter, aus den Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzter Kammern in den Parlamenten, welche fortan die Streitsachen zwischen den Katholiken und Protestanten erörtern und entscheiden sollten; einige in Paris neu creirte Stellen wurden den letzteren vorbehalten. Eine für ihre Existenz, ihr tägliches Leben, ihr Mein und Dein unentbehrliche Bestimmung, die zugleich einen großen politischen Gewinn in sich schloß. Die von den hierar-

chischen Gesichtspunkten beherrschte Jurisdiction der Parlamente war es ja gewesen, wogegen sich die Hugenotten vom ersten Anfang an gesetzt, der sie sich zu entziehen gesucht hatten; jetzt sollten sie nicht allein von derselben eximirt sein — alle in den Zeiten der principiellen Verfolgung ergangenen Urtel wurden widerrufen, in ihren politischen Folgen für null und nichtig erklärt — sondern sie bekamen selbst einen Antheil an der gerichtlichen Gewalt, der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit der souveränen Höfe; sie gewannen Eingang in diese mächtigen und ihnen so furchtbar gewesenen Körperschaften.

Um so mehr war aber zu fürchten, daß diese der Verification eines Edictes, das ihnen selbst Eintrag that, hartnäckigen Widerstand entgegensetzen würden.

Erst nach der Abreise des päpstlichen Legaten, dem, so gemäßigt er sich auch zeigte, diese Verhandlungen unangenehm gewesen wären, im December 1598, brachten die Räthe Heinrichs IV. das Edict in das Pariser Parlament. Eine allgemeine Agitation trat demselben entgegen. Man sagte dem Volke, das sei eben das verrufene alte Edict vom Januar, das vor siebenunddreißig Jahren zurückgewiesen worden sei, und das nun der ehemalige Hugenott, der König, mit Gewalt durchführen wolle, im Nothfalle selbst mit bewaffneter ausländischer Macht, Schweizern und Landsknechten. Hier und da sind Processionen gehalten worden, um von Gott die Abwendung eines so großen Unheils zu erflehen; man predigte dagegen mit einem Eifer und einer so aufregenden Wirkung, daß die Reformirten fast eine neue St.-Barthélémy fürchteten.[1] Dagegen sagte man in der Stadt den Hugenotten nach, ihre Absicht sei jetzt noch, sich für das Blutbad jenes Tages zu rächen. Gleich nacheinander wurden drei Menschen aufgegriffen, welche dem bevorstehenden

[1] Besonders merkwürdig hierüber ist die Correspondenz von de la Force mit seiner Gemahlin, z. B. der Brief vom 12. Januar 1599. Mémoires de M. de la Force, I, 303.

vermeintlichen Unheil durch die Ermordung des Königs hatten zuvorkommen wollen.

Inmitten dieser Aufwallung der alten Leidenschaft hielt das Parlament an sich; man nahm an, das geschehe auch darum, um in Rom eine Excommunication gegen diejenigen auszubringen, welche für die Verification des Edictes stimmen würden. Ohne eine erneute persönliche Theilnahme des Königs wäre die Sache noch in diesem letzten Stadium gescheitert. Er beschloß, selbst mit den vornehmsten Mitgliedern des Parlaments zu sprechen, und unvergeßlich ist, wie er sich gegen sie äußerte.

Er empfing sie in seinem Hauskleide, denn er wolle vertraulich mit ihnen reden, und begann dann mit einer Erinnerung an die blutigen Gräuel der Bürgerkriege. Wollten sie dieselben erneuern, sagte er, so möchten sie sich dazu anschicken, wie die Capuziner der Ligue, die das Schwert über die Kutte gürteten; er für sich wolle ein friedlicher König, ein König-Hirt sein und das Blut der Seinigen nicht vergießen. Davor, daß ihm Aufruhr in der Stadt erregt werden könne, fürchte er sich nicht; er werde die Barricaden von Paris übersteigen, wie so viele Mauern anderer Städte. Er bedeutete sie, daß der Religionseifer den Ungehorsam nicht entschuldige; rücksichtsloser Eifer verdiene vielmehr Strafe: er habe in dieser Sache den Papst für sich, der werde die Widerspenstigen selbst mit dem Banne belegen. Wohl wisse er, daß das Reich nicht ohne die katholische Religion bestehen könne; aber auch das sei klar, daß ohne seine Person, der Gott die Regierung des Reiches durch erbliches Recht anvertraut habe, weder das Reich noch die Religion bestehen würden. Und am wenigsten die Mitglieder des Parlaments sollten ihm widerstreben; daß sie auf ihrem Stuhle sitzen, verdanken sie ihm; den einen habe er zu ihren Häusern geholfen, den anderen zu der Freiheit, ihren Glauben zu bekennen. Nicht durch Gewalt könne man Menschen bekehren; aber der Unterschied zwischen Katholiken und Hugenotten müsse

doch aufhören; sie müssen alle gute Franzosen sein; er trage sich seit langer Zeit mit einem Gedanken, den er noch auszuführen denke: eine Reformation der Kirche wolle er ins Werk richten.[1] Seine Meinung war die alte, daß eine Abschaffung der Mißbräuche in Lehre und Leben auch die Wiedervereinigung der Reformirten unendlich erleichtern würde.

Seine Ermahnungen und seine Macht — denn er war in diesem Augenblicke gefürchtet und geliebt, und täglich mehr sah man seine Autorität Wurzel schlagen — bewirkten, daß alle Einwendungen verstummten. Die gehässige Nothwendigkeit, in einem Lit de Justice durch persönliche Gegenwart die Verification erzwingen zu müssen, blieb ihm erspart. Diese erfolgte jetzt, wiewohl nicht ohne neue Modification einiger Bestimmungen des Edictes.

Du Plessis-Mornay bewundert die Klugheit und Beharrlichkeit, mit welcher der König seinen Willen und sein Ansehen in dieser Sache geltend gemacht habe. Man könne nun nicht mehr sagen, daß eine gewaltsame Transaction in Folge von Unruhen stattgefunden: es sei ein gerechtes und unentbehrliches Gesetz gegeben nach reifer Ueberlegung, in voller Kenntniß der Sache.[2]

Das Beispiel des Pariser Parlaments zog dann die andern mit sich fort.

In Rouen fügte man sich deßhalb, weil sonst die Processe der Reformirten der Normandie an das Pariser Parlament verwiesen worden wären. Drei Reformirte wurden in das Parlament von Rouen aufgenommen. Wenn später katholische Mitglieder eintraten, welche alsdann die von der Sorbonne im

[1] Die Redaction dieser Rede in den Lettres missives V, 89 wird durch eine andere ergänzt, welche damals nach den Niederlanden geschickt und aus dem Utrechter Archiv in Vreede's Lettres et négociations de Buzanval S. 93 mitgetheilt worden ist. Das Datum der letzteren trifft mit dem angegebenen Wochentage zusammen, nicht so das der ersteren.

[2] A MM. de l'assemblée 9 mars 1599.

Jahre 1543 vorgeschriebene Glaubensformel zu beschwören hatten, sah man die Reformirten sich entfernen, um nicht einer Verdammung ihres Bekenntnisses beizuwohnen.

Von Bordeaux, wo man sich die Jesuiten nicht hatte entreißen lassen, langte eine Deputation an, die eine sehr lebhafte Vorstellung gegen das Edict machte. Heinrich hörte diese in ihrer ganzen Ausführlichkeit an, fünf Viertelstunden lang; er fand sie bewunderungswürdig in der Form, ihren Inhalt aber verwerflich; der erinnere ihn an die unheilschwangeren Rathschläge des Cardinals von Lothringen; er dagegen wolle den endlich wiederhergestellten Frieden um jeden Preis behaupten: er sei das Haupt des Reiches und habe zu befehlen; die Anderen seien verpflichtet, ihm zu gehorchen.

Am schärfsten drückte er sich gegen die Deputirten von Toulouse aus, denen er spanische Hinneigungen Schuld gab. Sollten, fragte er, diejenigen die Aemter besitzen, wie man in Italien zu sagen pflegt, die Wohlthat des Staates genießen, welche alles gethan haben, um den Staat zu Grunde zu richten, und die Anderen ausgeschlossen sein, welche ihr Leben für denselben gewagt haben? Den Reformirten gebühre Antheil an den öffentlichen Aemtern für ihre ihm, dem König, und der Krone von Frankreich geleisteten getreuen Dienste.[1]

Tausendmal hatten die Hugenotten diese Ansicht von ihrem Verdienst ihm vorgetragen; er hielt sie jetzt selbst ihren unversöhnlichen Feinden entgegen.

Aber so entschieden und nachdrücklich mußte er sich seiner alten Glaubensgenossen und Waffengefährten annehmen, wenn er ihnen eine Stellung verschaffen wollte, bei der sie sich vor den Gewaltsamkeiten, von denen sie bisher gelitten hatten, sicher fühlen konnten. Wie die Dinge sich auch von Moment zu Momente gewendet hatten, so kam ihnen doch ihre frühere Hingebung an die Person des gebornen Fürsten zuletzt zu Gute.

[1] Die beiden Reden, 3. Nov. 1599, in den Lettres missives V, 180.

Das war der Mann, der durch sein bloßes Dasein dem Begriffe der höchsten Gewalt einen solchen Nachdruck verlieh, daß auch der religiöse Widerspruch gegen die Nothwendigkeiten ihrer Existenz zurücktreten mußte.

Die Franzosen reformirten Bekenntnisses konnten nun ihre Einrichtungen in sicherem Frieden befestigen.

Es waren nach allem doch nicht mehr als ungefähr achthalbhundert Kirchen in Frankreich: in Hoch- und Niederburgund zählte man ihrer über 200, in Poitou und Saintonge mehr als 100, in Provence und Dauphiné 94, in Guienne 83, alle im Süden; bei weitem weniger im Norden. In der Normandie gab es ihrer noch 59: Isle de France, Picardie, Champagne bildeten nur eine einzige Provinz. Wenn die Guisen eine bleibende Wirkung auf Frankreich hervorgebracht haben, so besteht diese nicht etwa, wie man gesagt hat, in der Behauptung des Katholicismus, der auch ohne sie nicht gefallen wäre, sondern darin, daß sie die abweichenden Meinungen von Champagne, Bourgogne und zum Theil wenigstens von der Picardie — denn da hatte auch die Restauration des Katholicismus in den Niederlanden einen großen Einfluß — entfernt gehalten haben. Es gibt eine Nachricht, nach welcher man 274,000 protestantische Familien im Reiche zählte; doch möchte ich sie nicht verbürgen.

Noch war eine ansehnliche Zahl fester Plätze in ihren Händen: einige, die den großen Herren der Partei eigenthümlich angehörten, wie den Rohan, Laval, Bouillon; andere, welche sich tapfere Kriegscapitäne, wie Lesdiguières, nicht wieder hatten entreißen lassen, gar manche, mit Privilegien versehene wohlbesetzte Städte; und außerdem ungefähr siebzig, deren Garnisonen vom Könige besoldet wurden, in Guienne, Languedoc, Dauphiné, Poitou, der stärkste Platz von allen, Saumur, wo über vierthalbhundert Mann lagen. Der König besoldete gegen viertausend Mann, was ihm, zusammengenommen mit den geistlichen Bedürfnissen, die er zu bestreiten übernahm,

einen Aufwand von ungefähr dritthalbhunderttausend Ecus verursachte.

Wir berührten schon den Unterschied zwischen den kirchlichen und den politischen Versammlungen. Die einzelnen Kirchen vereinigten sich für die eigentlich kirchlichen Berathungen über Disciplin und Lehre zu Colloques, diese zu Provinzen; jede Provinz hielt ihre Synoden; zu den Nationalsynoden vereinigten sich alle. In diesen überwog das Element der Geistlichen. Die politischen Versammlungen, in denen das nicht der Fall war und die ebenfalls alle Provinzen umfaßten, bekamen jetzt die Bestimmung, Deputirte zu ernennen, die an dem königlichen Hofe die allgemeinen Interessen des reformirten Bekenntnisses wahrnehmen sollten. Nachdem die Versammlung von Châtellerault sich nach Saumur begeben, wo sie bis tief in das Jahr 1601 verblieb, traten endlich allgemeine Deputirte an ihre Stelle.[1] Von Zeit zu Zeit vergönnte der König die Einberufung politischer Versammlungen,[2] wo auch die Beschwerden, an denen es der Natur der Sache nach nicht fehlen konnte, vorgetragen wurden. Wir haben die Protokolle der einen und der anderen übrig; der Ruhe und Umsicht, mit der sie verfuhren, muß man um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, da sie dabei von ihrem guten Rechte nichts aufgaben.

Man wird fragen, ob nun aber nicht diese Befestigung des unkatholischen Bekenntnisses in Frankreich wieder in Rom einen widerwärtigen Eindruck machte.

Bei der Nachricht von der Verification des Edictes zeigte sich der Papst Clemens VIII. sehr ungehalten. Es sei, sagte er, von dem ruchlosesten Inhalte; den Ketzern werde Gewissensfreiheit, Zutritt zu den Aemtern, Einführung in die Parla-

[1] Mémoire de du Plessis-Mornay 6 janv. 1620: Elle fust licenciée et convertie en députés généraux. Mém. IV. 285.

[2] Assemblées politiques tenues par Messieurs de la religion 1601—1611. Mscpt. der K. Bibliothek zu Berlin. Beginnt mit der Versammlung von St.-Foi, 1. Oct. 1601.

mente gewährt; wie viel leichter werde es ihnen dadurch, ihre Meinungen auszubreiten! Er habe geglaubt, der König werde sich mit dem Widerstande des Clerus und des Parlaments entschuldigen und es niemals durchführen; vielmehr aber setze derselbe seine persönliche Autorität dafür ein, während er zur Ausführung seiner dem römischen Stuhle gemachten Versprechungen noch niemals seine Stimme ernstlich erhoben habe. Er, der Papst, dem man vorausgesagt habe, er werde betrogen werden, sei jetzt die Fabel der Welt; aber den Sprung über den Graben, den er einst zur Absolution des Königs gethan, könne er auch wieder zurückthun, um eine entgegengesetzte Handlung zu vollziehen. [1]

Der König kannte bereits diese Art von Ausbrüchen officiellen Unwillens an dem Papste Clemens; er erklärte sie für Windwolken, von denen man weder Blitz noch Donner zu fürchten habe.

In einem viel zu engen Verhältnisse stand er zu dem Papste, als daß er feindliche Schritte von ihm hätte erwarten müssen. Schon an sich verschaffte die Wiedererhebung von Frankreich dem Papstthum eine freiere, von Spanien minder abhängige und zugleich in alle europäischen Geschäfte eingreifendere Stellung, wie die letzten Friedensschlüsse bewiesen. Bei der Besitznahme von Ferrara kam den römischen Ansprüchen nichts so entschieden zu Hülfe, als eine entschlossene Erklärung des Königs von Frankreich. Wenn der Papst sich nach dem Wunsche Heinrichs entschloß, seine Ehe mit Margaretha von Valois zu trennen, — in Uebereinstimmung mit dieser Fürstin selbst und auf den Grund, daß sie nur gezwungen ihr Jawort gegeben, auch niemals die wegen der nahen Verwandtschaft erforderliche Dispensation nachgesucht habe, [2] — so ward dadurch ein Vortheil vom

[1] d'Ossat au roy. 28. Mars 1599. Lettres II, n. 10.

[2] Im September 1599 setzte Clemens VIII. ein Gericht nieder, das am 10. Nov. seine Sentenz aussprach. Vgl. die freundschaftliche Correspondenz der beiden Geschiedenen, bei Guessard, Mémoires et Lettres de Marguerite de Valois 310.

größten Belange für den Katholicismus vorbereitet, da sich der König nunmehr mit einer Prinzessin aus einem italienischen, sehr katholischen Hause, Maria Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana und der Erzherzogin Johanna von Oesterreich, vermählte. Noch war die Abkunft mit Savoyen nicht völlig zu Stande gebracht, als die neue Königin in Frankreich ankam.

Für die Befestigung der bourbonischen Monarchie war es ein Ereigniß, daß dem Könige bald darauf ein Dauphin geboren wurde: die Fremden erstaunten, mit welcher allgemeinen Freude man dasselbe in Frankreich begrüßte; aber zugleich lag darin ein neues Pfand der Verbindung mit der katholischen Kirche und ihrem geistlichen Oberhaupte.

Auch übrigens wünschte Heinrich dem Papste so gefällig zu sein, wie es die Lage seiner Krone nur immer erlaubte.

Er war sogar einmal nicht abgeneigt, die alte Forderung des römischen Stuhles — betreffend die Einführung der tridentinischen Decrete in Frankreich — zu erfüllen; eine Sitzung des Conseils eröffnete er in einer für eine solche Maßregel sehr günstigen Stimmung; aber er mußte darin so viel von den widrigen und dem Staate gefährlichen Folgen hören, die sie nach sich ziehen würde, daß er davon abstand. Bei weitem weniger ließ sich gegen die Erfüllung einer zweiten Forderung Roms, die Wiederherstellung des Ordens der Jesuiten in Frankreich, einwenden. Unaufhörlich hatte sie Clemens VIII. wiederholt; die Jesuiten hatten sich bei der Absolution dem Könige hülfreich erwiesen; Vorliebe für die spanische Macht, die vielmehr ihre Nebenbuhler, die Dominicaner, begünstigte, konnte man ihnen mit Grund nicht mehr zuschreiben. Wenn in ihren Schriften antiroyalistische Ideen vorgetragen wurden, so war das eine von dem Orden zwar beförderte, aber ihm doch keineswegs ausschließend eigene, sondern fast allgemeine Verirrung der clericalen Tendenzen, von der er nunmehr in Bezug auf Frankreich einen Schritt zurücktrat. Die Jesuiten näherten sich

dem Könige klug und gewandt, und allmählich hörte er sie an. Kein Zweifel, daß er dabei Rücksicht auf die Wünsche des Papstes nahm; aber seine Politik war, ihnen doch seine Zugeständnisse nicht auf dessen Andringen, sondern aus eigener Bewegung nach und nach immer weiter schreitend zu bewilligen. Die Nuncien haben sogar vermieden, Anträge zu ihren Gunsten zu machen, weil diese eher schadeten als nützten.[1] Sie überließen alles der eigenen Einwirkung des Ordens und dem Könige, der denselben für sich und sein Haus zu gewinnen dachte. In der gährungsvollen, mächtigen und zur Opposition geneigten clericalen Welt wünschte er auch eine Partei für sich zu haben und erwählte sich dazu diese neueste, thätigste, wirksamste Genossenschaft. Nach einiger Zeit kamen sie nach Frankreich zurück, wo ihnen die über sie ergangene Verfolgung bei den eifrigen Gläubigen nur einen um so größeren Credit verschafft hatte. Durch die Gunst des Königs, des römischen Stuhles und die Anhänglichkeit ihrer alten Schüler nahmen sie sich in kurzem gewaltig auf; einer von ihnen, Pater Cotton, ward zum zweiten, später zum ersten Beichtvater des Königs ernannt.

Die Sorbonne und die Hugenotten geriethen darüber in gleiche Aufregung. Wetteifernd machten sie den König auf die staatsgefährlichen Grundsätze aufmerksam, welche der Orden bekannt habe und noch bekenne. Aber man sieht wohl, warum das alles auf den König wenig Wirkung hervorbringen konnte: er glaubte besser zu wissen, daß er ihrer sicher sei. Er bedurfte einer Partei, wenigstens eines Gegensatzes, der ihm dienen konnte, selbst in dem katholischen Lehrkörper.

So hatte er auch unter den Hugenotten seine Freunde und Anhänger, die er nicht versäumte durch geheime und offene Begünstigungen zu gewinnen, und die dann widerwärtige Manifestationen zu verhindern wußten.

[1] Der Nuntius Ubaldini, 4. März 1608: „conoscendo che il re vuole obligare la compagnia in maniera, ch'ella riconosca immediatamente da lui il suo stabilimento et augumento in Francia."

Auf der einen Seite hielten die Reformirten ihre politischen Versammlungen, auf der anderen der Clerus seine für die Geschichte des Landes überaus merkwürdigen Zusammenkünfte: in einander entgegengesetzten, von dem Mittelpunkte gleichmäßig abweichenden Tendenzen, beide von tief begründeter Selbständigkeit, die der König zu brechen nicht unternahm. Es war ihm genug, wenn er die einen und die anderen in Pflicht hielt; nur in ihm war die Einheit des Staates selbst; der geborne König wollte für alle sorgen, doch sollten sie ihm alle gehorsam sein.[1]

Persönliches Selbstgefühl trug in ihm zu dieser Haltung bei. Daß die politische Gewalt, die auf seinem Recht und auf seinem Siege beruhte, alle anderen Gerechtsamen begründe, wie Eigenthum und Besitz, so auch die religiöse Freiheit, davon zeigt sich Heinrich IV. in allem, was er sagte, durchdrungen.

In einer Denkschrift, die man einem der wirksamsten und zugleich eifrigst katholischen seiner Minister, Villeroy, zuschreibt, wird diese Ansicht weiter ausgeführt.

Die Frage wird darin aufgestellt, welcher von den beiden Gesellschaften, in denen die Menschen leben, der politischen oder der religiösen, die Priorität zukomme, und zu Gunsten der ersten, der bürgerlichen Gesellschaft, entschieden. Denn vom Anfange habe Gott den Menschen eine Idee derselben eingeflößt; die Erzväter sehe man unter götzendienerischen Völkern beten, zufrieden, daß gute bürgerliche Ordnung bei ihnen herrsche; und so sei der Staat das Primitive: gar manches könne er erlauben, was die Religion verbiete; er müsse erst bestehen mit seinem Zwang, ehe die Religion Wurzel schlage durch Ueberzeugung. Habe nicht die göttliche Stimme selbst Gehorsam gegen Cyrus, einen heidnischen Fürsten, geboten? Dem Könige sei das Volk darum Gehorsam schuldig, weil er die fürstliche Macht

[1] Carew (Relation of the state of France) erzählt, der König habe sich auf seine Behandlung der Religionsparteien etwas zu Gute gethan: il pouvoit faire leçon à tous autres rois.

besitze; warum solle aber der Fürst alsdann nicht verschiedene Religionen neben einander dulden?

Nachdem der Staat von den strengsten Doctrinen der alten Kirche emancipirt worden, erhob sich der stolze Gedanke, an dem sich die folgenden Jahrhunderte versuchen sollten, ihn auf seine eigene innere Nothwendigkeit zu begründen. [1]

Heinrich IV. war schon alle Jahre daher, während der übrigen Verwickelungen, auch damit auf das ernstlichste beschäftigt, besonders in Bezug auf den finanziellen Staatshaushalt, von welchem doch alles Andere abhing; wir können nicht länger verschieben, unsere Aufmerksamkeit näher darauf zu richten.

[1] Discours de la vraye et légitime constitution de l'estat. In den Memoiren v. Villeroy II, 1. Ausgabe von 1665.

Viertes Capitel.

Herstellung des Staatshaushaltes.

Beginnen wir damit, einige Ziffern über die finanziellen Erträge der früheren Zeiten, wie sie besonders die Reihenfolge der venetianischen Berichte an die Hand gibt, zusammenzustellen.

Unter Louis XII. war die vornehmste der französischen Auflagen, die Taille, die dem Landmanne zur Last fiel, auf ungefähr 600,000 Ecus, wenig mehr als die ursprünglich unter Carl VII. festgesetzte Summe, zurückgebracht, unter Franz I. wieder bis auf zwei Millionen erhöht worden. Unter jenem erreichte das gesammte Einkommen schwerlich zwei Millionen; unter diesem wuchs es, eingeschlossen den Zehnten der Geistlichkeit, auf fünf Millionen an.[1]

Auch damit aber konnte Heinrich II. seine im erneuerten Krieg unaufhörlich wachsenden Bedürfnisse nicht bestreiten. Durch die Erhöhung der Salzsteuer, verstärkte Zehnten und mancherlei einzelne Auflagen brachte er den Ertrag des Einkommens auf 6½ Millionen Ecus; aber zugleich entschloß er sich im Drange der Noth zu Alienationen und Schuldverschreibungen, welche bei seinem Tode 14 Millionen Ecus oder ungefähr 36 Millionen Livres betragen mochten.[2]

[1] Marino Giustiniano hatte sich einen Etat verschafft, der ihm jedoch nicht völliges Licht gibt; die obige Summe ist aus Dandolo 1542.

[2] Lorenzo Contarini 1550 bemerkt mit Genugthuung das Gleichgewicht in den Finanzen, Soranzo 1556 die Störung desselben.

Noch zerrüttender war die Verwaltung Carls IX. oder vielmehr der Königin-Mutter, die in seinem Namen regierte.

Zuweilen ist in einem Jahre der einfache Betrag dessen, was das Einkommen ertrug, aufgenommen und verbraucht worden; die Schulden beliefen sich im Jahre 1571 auf 40 Millionen Ecus oder 100 Millionen Livres; jedes Jahr aber brachte neue Bedürfnisse, und nur durch neue Anleihen wußte man sie zu decken; z. B. die Unternehmung von Rochelle und die Annahme der polnischen Krone im Jahre 1573 wurden erst durch eine Anleihe von zwei Millionen möglich. Dabei sah man sich zu den verderblichsten Operationen genöthigt: um nur einiges baare Geld zu bekommen, mußte man die alten Schuldverschreibungen an Zahlungsstatt annehmen und die Zinsen davon auf die laufenden Einkünfte anweisen.

Auch diese wuchsen besonders durch Erhöhung der Taille immer noch an, und man berechnete sie gegen Ende der Regierung im Jahre 1574 auf 7 Millionen Ecus; aber durch die Alienationen schmolz ihr wahrer Ertrag bis auf wenig mehr als den vierten Theil, 1,800,000 Ecus; die laufenden Ausgaben konnten davon nicht mehr bestritten werden.[1]

Heinrich III. begann, wie berührt, mit einem Deficit; statt aber auf Ersparnisse zu denken, traf er Einrichtungen, welche, indem sie ihm ein unmittelbares Eingreifen in den Geldhaushalt erleichterten, zugleich seinen Günstlingen die Gelegenheit zu Vergeudungen und persönlichem Gewinne darboten.

Im Jahre 1581 waren die Einkünfte durch gewaltsame Erhöhung der Auflagen auf ungefähr 9 Millionen gestiegen, aber davon 4 Millionen veräußert, 3 Millionen angewiesen: $1\frac{1}{2}$ Million wurde auf die Bewachung der Grenzen und die Garnisonen verwendet; dem Hofe blieb für ordentliche und

[1] Besonders Sigismondo di Cavalli 1574. In den nachträglichen Auszügen sollen die Angaben über die Finanzen ausführlicher folgen.

außerordentliche Bedürfnisse noch nicht eine halbe Million übrig, — man rechnete nur 300,000 Ecus, — welche dazu schlechterdings nicht hinreichten. Die vornehmste Aushülfe war, daß man neue Stellen creirte und veräußerte. Die Geldbesitzer, die gleich mit dem Verkaufe derselben beauftragt wurden, leisteten darauf einen allgemeinen Vorschuß, wie sich versteht, nicht ohne bedeutende Procente, so daß nur etwa zwei Drittheile der erwarteten Summe in die Hände der Regierung kamen.

Man sieht wohl, welchen Werth die Regierung auf die Beiträge der Geistlichkeit legen mußte, die wenigstens regelmäßig eingingen.

In diese Verhältnisse trat nun Heinrich IV. ein; er hatte ein vollkommenes Bewußtsein davon, daß alles daran liege, sie umzugestalten, daß ohne Herstellung des Staatshaushaltes auch die Herstellung einer festen höchsten Gewalt nicht möglich sei. Aber sein Regierungsantritt war sogar mit mannigfaltigen neuen Belastungen verknüpft. Die Vorschüsse und Anleihen, welche der König von seinen protestantischen und seinen katholischen Verbündeten erhalten, mußten gedeckt werden; ungeheure Rückstände hatten die Schweizer für ihre Kriegsdienste zu fordern; die den Liguisten bei ihrer Aussöhnung versprochenen Summen beliefen sich auf mehr als 10 Millionen Ecus. Und auf der anderen Seite, wie unendlich schwer war es, die Verwaltung zu verbessern! Der König bot, wie erwähnt, die Leitung derselben du Plessis-Mornay an: der aber zog in Betracht, daß sich dem Uebel nur durch zwei Mittel abhelfen lasse, Verringerung der Ausgaben und Vermehrung der Auflagen; weder zu dem einen noch zu dem anderen eigne sich die Menschenfreundlichkeit und Willfährigkeit seines Charakters, und, wie gesagt, noch mehr Feinde wollte er sich nicht machen. Er empfahl dem König, einen Finanzrath aus wenigen und nicht sehr mächtigen Personen zusammenzusetzen, und beklagt später, daß man deren zu viele und zwar persönlich zu einflußreiche Männer, deren erste Sorge gewesen sei, ihre eigenen Ansprüche zu

befriedigen, wie den Herzog von Nevers, gewählt habe. Die Geschäfte führte Harlay de Sancy; aber bei aller Geschicklichkeit fand dieser es unmöglich, zumal da die Erneuerung des spanischen Krieges die Bedürfnisse verdoppelte, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen.

Indem man sich nun nach einer durchgreifenderen Hülfe umsah, ward der Vorschlag gemacht, eine Versammlung der Reichsstände zu berufen; aber Heinrich war eben nicht geneigt, seiner Autorität eine andere von unbestimmten und unberechenbaren Ansprüchen entgegenzusetzen; er zog es vor, wie das denn auch bei weitem weniger Kosten veranlassen werde, nach dem Muster einiger seiner Vorfahren eine Versammlung der angesehensten Männer — Notablen — aus den verschiedenen Provinzen zusammentreten zu lassen, die man dann nach dem Vorgange des letzten Königs in verschiedene Kammern absonderte, wo sie sich unter Leitung der vornehmsten Großen des Reiches berathen sollten.

Es war am 4. Nov. 1596 zu Rouen, daß Heinrich die Versammlung mit einer berühmt gewordenen Anrede voll königlichen und militärischen Geistes eröffnete. Er habe, sagte er, Frankreich in einem Zustande des inneren Ruins und für die Franzosen selbst so gut wie verloren gefunden. Den Verlust habe er durch die Waffen abgewehrt; um dem Ruin zuvorzukommen, wünsche er jetzt den Rath der Versammelten zu hören; er denke ihnen zu folgen und sich — so stark drückt er sich aus — in ihre Vormundschaft zu begeben.[1]

[1] Um die Rede zu würdigen, muß man die dem Könige für dieselbe gemachten Vorschläge kennen: concluant par une assurance, qu'elle (S. M.) fournira toujours de sa part ce qu'ils peuvent désirer d'elle, qui est les aymer et chérir uniquement, leur rendre et faire rendre bonne justice et exposer ses moyens et sa vie pour leur conservation, qu'elle attend aussi d'eux ce qui est de leur devoir, qui est la fidélité et l'obéissance, le moyen de son entretènement selon sa dignité et de la conservation de l'état. Das ist alles recht gut; aber es war mehr für den Canzler als für den König. Dieser faßt die Grundgedanken zugleich größer

Leider ist uns kein Protokoll dieser Versammlung zu Händen gekommen, so daß wir über ihre Verhandlungen nicht mit Sicherheit urtheilen können; doch liegt uns eine Mittheilung aus dem Conseil über die Lage der Finanzen sowie eine Antwort der Notablen auf dieselbe vor, welche einiges Licht auf die Sache werfen.[1]

Nach dem ersten dieser Actenstücke belief sich der Betrag der fundirten Schuld auf 30 Millionen Ecus, sechs davon aus der neuesten Zeit, wovon drittehalb Millionen Renten gezahlt werden mußten. Denn nirgends war der Zinsfuß so hoch wie in Frankreich; er betrug $8^1/_3$ Procent. Für die auf die Aemter gezahlten Capitalien belief sich der angenommene Zins sogar noch höher, auf 10 Procent. Da die für die Aemter ausgeworfenen Zinsen ebenfalls drittehalb Millionen betrugen, so muß diese Schuld wenigstens zu 20 Millionen Ecus angeschlagen werden. Aus den Domänen waren über 7 Millionen gezogen worden: und von den übrigen Einkünften findet sich so viel veräußert, daß man die fundirte und angewiesene Schuld gewiß auf 80 Millionen Ecus oder 200 Millionen Francs anschlagen muß. Die angewiesenen Einkünfte mit den in Folge der letzten Tractate ergangenen Assignationen betrugen über 7 Millionen Ecus.

Dagegen war nun das Einkommen ansehnlich gestiegen. Taille, Taillon und der für Magazine und Artillerie aufgelegte Zuschlag wurden allein zu 6 Millionen berechnet, die ganze Summe der Einkünfte auf 10 Millionen; aber einmal reichte das bei weitem für die Ausgaben nicht hin, und wie hätte ferner bei der Verwüstung des Landes die auf die Bauern gelegte

und persönlicher. Man kennt jetzt (Lettres missives IV) seinen eigenen Entwurf und die Correcturen, die er darin vornahm. Diese sind alle im Geiste der monarchischen Gewalt.

[1] In einer Handschrift zu Berlin, die einige Actenstücke über ständische Versammlungen in Frankreich enthält: Mémoire et instruction pour l'assemblée, aus der auch der eben berührte Vorschlag zu der königlichen Rede stammt.

Auflage zusammengebracht werden können? Das jährliche Deficit war ungeheuer; man schlug es auf 6 Millionen an.

Um nun aus dieser verzweiflungsvollen Verwirrung herauszukommen, hielt das Conseil vor allem eine Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld für nothwendig. Die zehnprocentige Rente sollte auf $8^1/_3$, die $8^1/_3$procentige auf 6 Procent herabgesetzt werden. Von dem Grundsatze, daß diese Renten zu hoch seien, ging man bald zu der Ansicht fort, daß ein Theil der alten Schuld, deren wahrer Werth durch die erfolgten Zinszahlungen längst restituirt worden, geradezu vernichtet werden könnte. Vor dem Bankerott, der hierin lag, erschrak man nicht, denn nicht selten kam ein solcher in dem damaligen Creditwesen vor; die hohen Zinsen waren eben eine Folge der Unsicherheit. Wie aber auf eine Verringerung dieser und anderer Ausgaben, so dachte das Conseil auch auf eine Vermehrung der Auflagen, zu denen es vor allen die Städte heranziehen wollte. Die Eingangssteuer, wie man sie in Paris zahlte, sollte auf alle Städte des Landes ausgedehnt werden: dann werde sie sechsmal mehr einbringen. Bei der angestellten Berechnung erscheint dann in der That nicht allein ein Gleichgewicht, sondern sogar ein kleiner Ueberschuß der Einnahme.

Neben dem finanziellen tritt hierbei auch ein constitutioneller Gedanke hervor.

Um jede Besorgniß vor allen weiteren Reductionen zu heben, würde Heinrich IV., wie schon seine Vorgänger vorgeschlagen, eingewilligt haben, seine Einkünfte zu theilen. Was dem Bedürfnisse des Hofes, Staates und Krieges zugehörte, sollte wie bisher unmittelbar verwaltet werden. Von dieser einem Abgrunde zu vergleichenden Kasse, Epargne, aber wollte man die Einkünfte absondern, welche zur Deckung der Schuld dienen sollten. Der König sollte durchaus nichts daraus für andere Bedürfnisse entnehmen können.[1] Ein Rath der guten

[1] s'en remettant du tout entre les mains, sans y pouvoir rien prendre pour ses affaires, quelles qu'elles puissent estre.

Ordnung, mit einem der vornehmsten Großen des Reiches an der Spitze, sollte die ganze Verwaltung beaufsichtigen.

So lauteten die Vorschläge, von denen man wünschen möchte, daß uns ihr Urheber namentlich bekannt wäre; — vernehmen wir nun, was die Notablen in ihrer Erklärung darauf erwiederten. Maires und Schöffen der Städte, Mitglieder der Rechenkammer und des Steuerhofes, auch eine Anzahl von Trésoriers de France waren unter ihnen. Man sollte nicht voraussetzen, wie bei Sully behauptet wird, daß es ihnen an Kenntniß der Sache gefehlt hätte.

Einiges nahmen sie mit Freuden an. Die Trennung der für die Staatsschulden bestimmten Einkünfte von den für den Hof und den Staat erforderlichen war ihnen eben recht, und sie gingen sogleich daran, die Absonderung im Einzelnen anzugeben. Sie sprachen den Wunsch aus, daß ein Finanzrath, und zwar aus einigen der vornehmsten Herren, am liebsten nicht mehr als vier, eingerichtet würde. Deren namentliche Unterschrift sollte bei dem Ausschreiben der Taille und der Festsetzung des Generaletats der Einnahme und Ausgabe nothwendig sein; im Laufe der Jahre sollte nur in den dringendsten Fällen, unter beschränkenden Formalitäten, davon abgewichen werden dürfen. Von Jahr zu Jahr sollten die Notablen wieder berufen werden, um über die Ausführung der jetzt beschlossenen Anordnung zu wachen.[1] Auch eine Versammlung der Reichsstände ward wenigstens in Erinnerung gebracht.

Indem die Notablen sich dergestalt einigen der ihnen gemachten Vorschläge anschlossen, gewannen diese doch unter ihrer Hand einen ausgesprochenen ständischen Charakter.

Anderes aber lehnten sie von vornherein ab, namentlich jene durchgreifende Reduction der Staatsschuld. Dieses Vorhaben scheiterte auch dießmal, wie schon öfter, an dem Wider-

[1] afin de pouvoir informer S. d. M. des contraventions qui pourroient avoir été faites en chacune province contre les réglements advisés en la présente assemblée.

stande der angesehenen Leute, die ihr Geld bei dem Staat angelegt hatten, und an dem, wenn noch nicht befestigten, doch allmählich sich durchsetzenden Begriffe des Privateigenthums auch in diesem Verhältnisse. Die Notablen wollten nicht Wort haben, daß die Rente sich so hoch belaufe, wie man angegeben: an der Zahlung derselben wollten sie keinen Pfennig fallen, niemals die mindeste Verzögerung in derselben eintreten lassen, möge sie nun auf die Städte Paris und Rouen, oder auf welche allgemeine und besondere Einnahme auch immer angewiesen sein: man soll sich im Fall einer Contravention an das Privatvermögen der öffentlichen Einnehmer halten können.

Fragt man, wie sie dabei dennoch den allgemeinen und unleugbaren Uebelständen abzuhelfen dachten, so ist es merkwürdig, daß auch sie mit den alten, seit vierzig Jahren in den verschiedensten Lagen des Staates vorgebrachten Anliegen zum Vorschein kamen.

Sie forderten: Verkauf der Domänen, allmähliche Aufhebung sämmtlicher Aemter neuer Creation, Abschaffung der Käuflichkeit der Gerichtsämter, Beschränkung der Truppen sowie der Macht der Gouverneure, Schleifung der Befestigungen im Innern, Zurücknahme der von der Taille befreienden Erhebung in den Adelstand. Der Regierung sollte die Constituirung neuer Renten oder verkäuflicher Aemter unmöglich, die Körperschaft der Parlamente für die Beobachtung dieser Vorschriften verantwortlich gemacht werden.

Man sieht, wie weit Vorschlag und Antwort auseinandergingen. Die Regierung wollte aus ihren momentanen Verlegenheiten und Bedrängnissen herauskommen: die Notablen schlugen eine Radicalreform des Finanzwesens vor, wie die Stände von Blois, die Versammlung von Pontoise.

Wir wollen nicht sagen, daß es nicht ein dringendes Bedürfniß gewesen wäre, an die alten Mißbräuche Hand zu legen: aber unter den Umständen, in denen sich Frankreich damals befand, in einem gefährlichen auswärtigen Kriege begriffen,

der täglich größere Verluste herbeiführte, ließ sich unmöglich an ein Unternehmen denken, welches zunächst eine allgemeine Verwirrung hervorgebracht und die finanziellen Kräfte selbst aufgezehrt hätte.

In diesem Zustande der Dinge trat nun der große Finanzmann der Zeit, Maximilian de Bethune, Herr von Rosny, später Duc de Sully, dem Könige zur Seite.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen Auszug aus den Denkwürdigkeiten vorzulegen, die seinen Namen tragen. Ihre Glaubwürdigkeit ist von dem ersten Augenblick ihres Erscheinens an in Zweifel gezogen oder leidenschaftlich bestritten worden; denn da sie hauptsächlich das Verdienst des Helden hervorzuheben bestimmt sind, so hat es an Entgegnungen nicht fehlen können; leider sind auch diese, wenigstens in ihren positiven Versicherungen, nicht sehr zuverlässig. Die Bücher des königlichen Haushaltes — denn diesen Titel führen die Denkwürdigkeiten Sully's — aus dessen Papieren zusammengestellt, theilen die mannigfaltigste Kunde mit und vergegenwärtigen Menschen und Zeiten mit naiver Lebendigkeit; doch fällt mir auf, daß sie mit den authentischen Papieren, die mir zu Gesicht gekommen sind, nur wenig übereinstimmen; überhaupt sollte man etwas weniger Bewunderung und etwas mehr in die Schwierigkeiten der Sache eingehende Enthüllungen zu finden wünschen. Hier ist noch ein weites Feld für gelehrte, historisch und finanziell wichtige Erörterungen übrig.

Rosny hatte den Krieg auf eigene Kosten, mit einem gewissen Anstand und nicht ohne Tapferkeit mitgemacht; er war Mitglied jenes Finanzrathes, ohne in demselben etwas zu vermögen; doch erwarb er sich in dieser Eigenschaft das persönliche Vertrauen des Fürsten in seine finanziellen Fähigkeiten. Auf den Rath Chiverny's gab ihm Heinrich, mit dem er oft über die Unordnungen und Vergeudungen der Finanzbeamten gesprochen hatte, den Auftrag, in den Provinzen selbst mit den Einnehmern Rechnung zu halten. Rosny kam mit einer über

Erwarten bedeutenden Summe zurück, noch während der Belagerung von Amiens, eben als man dort neuer Geldzuschüsse auf das dringendste bedurfte. Daß er auch anderweit für die Armee eifrig und mit Erfolg zu sorgen wußte, verschaffte ihm die Gunst der Kriegsleute. Besonders aber war er bei Gabrielle in Gnaden, die, mißvergnügt über Sancy, der ihrem Eheprojecte besonders lebhaft entgegentrat, diesen durch Rosny zu ersetzen den Plan faßte.[1] Es gelang ihr auch deßhalb, weil die Strenge und Ordnungsliebe, die man an ihm bemerkte, eben das war, dessen man in der Verwaltung hauptsächlich bedurfte und was der eigensten Sinnesweise des Königs entsprach.

Da sich Rosny von dem durch ihn herbeigeschafften Geld auch die Ausgabe und Verwendung vorbehielt, und der König diejenigen an ihn wies, welche ihm ihre Forderungen vortrugen, so fühlte Sancy bald, daß er sich nicht behaupten werde, und räumte seinen Platz.

Die einzelnen Maßregeln der neuen Finanzverwaltung hat man schon oft aus den Denkwürdigkeiten zusammengestellt: suchen wir eine allgemeine Ansicht zu gewinnen.

Alle moderne Staatsverwaltung beruht auf der indirecten Auflage und der Staatsschuld, dem gegenseitigen Verhältnisse beider, und in Frankreich schien dieß bereits die Grundlage werden zu sollen: noch aber setzten sich unübersteigliche Schwierigkeiten einer rationellen Behandlung der Finanzen entgegen.

Die Notablenversammlung hatte sich zuletzt bewegen lassen, dem König eine indirecte Auflage auf die ersten Lebensbedürfnisse in den Städten zu bewilligen, die sogenannte Pancarte: wenigstens wird dieß in dem öffentlichen Ausschreiben darüber behauptet. Diese Auflage erweckte aber den lebhaftesten Wider-

[1] Badoero: La duchessa di Beaufort, volendo sbattere M. de Sancy — che contrariava la fortuna di lei, conoscendo l'umor peccante del re di risparmiare, introdusse questo M. de Roni, a discorrer con S. M. ed egli con tal adito seppe insinuarseli in gratia.

spruch nicht allein in den Städten, wo man sie erhob, sondern auch in dem landbesitzenden Adel, der sie auf seine Erzeugnisse fallen sah. Aufs neue gerieth das südliche Frankreich in Gährung; der König wußte die Unruhen im Entstehen zu unterdrücken, fand sich aber dann doch bewogen, die Auflage zurückzunehmen.

Sully, in dessen Denkwürdigkeiten jeder Antheil an der Pancarte, den man ihm zuschreiben könnte, mit Wegwerfung abgelehnt wird, ergriff dagegen den Gedanken einer durchgreifenden Reduction der Rente mit großem Eifer. Man hat dort die Grundsätze verzeichnet, nach denen er zu verfahren dachte. Die wirklich eingezahlte alte Schuld wollte er von 10 Procent, oder 8⅓ Procent, die sie eintrug, auf 6⅔ Procent, die spätere, bei der verjährte Schuldverschreibungen, die der Inhaber oft um einen geringen Preis erworben hatte, an Zahlungsstatt angenommen worden waren, auf 5 oder nach Umständen auf 4 Procent herabsetzen, von anderen Summen, die sich auf geleistete Dienste, rückständige Pensionen und ähnliche Forderungen gründeten, alles abziehen, was durch allzuhohe Zinsen zu viel gezahlt worden war. Eine Commission ward niedergesetzt, welche den Ursprung der Schulden nach ihren verschiedenen Posten untersuchte; sie hat drei Jahre darüber gearbeitet. Endlich im Jahre 1605 war es so weit, daß man Ernst machen zu dürfen glaubte. Darüber erhob sich aber, da Paris davon betroffen worden wäre, ein noch ernstlicherer Widerspruch, als über die Einführung der Pancarte. Der Prévôst des marchands verließ die Commission, deren Mitglied er war, mit einem feierlichen Proteste gegen ein solches Vorhaben.[1] Die mit Verlust bedrohten Bürger hatten die städtische Menge auf ihrer Seite; es zeigten sich bereits aufrührerische Bewegungen. Eine Deputation verfügte sich nach Fontainebleau, um dem Könige

1 Thuanus lib. 134, S. 1091, der selbst Mitglied der Commission war; Dupleix 366. L'Etoile, überhaupt für diese Zeiten nicht genügend, schweigt davon. In den Oeuvres de Leschassier findet sich die Vorstellung Mirons.

die dringendsten Vorstellungen zu machen. Sehr bemerkenswerth ist ihre Aeußerung: die Erhaltung der Güter und Besitzthümer der Unterthanen sei es, um derentwillen Gott seine Stirn mit dem Diadem gekrönt habe: darin schien den Pariser Bürgern der Grund und Zweck der souveränen Macht zu liegen. Der König erwiederte, er habe nie anders als auf dem Wege des Rechts verfahren wollen; er sei der allgemeine Vater; ihnen, den Privatleuten, stehe nur vor Augen, was für sie und ihre Verwandten nützlich sei: er dagegen erkenne die Bedürfnisse und die Vortheile Aller. Aber was sich auch von diesem Standpunkte für die Reduction der alles Maß übersteigenden Rente sagen ließ, so konnte sie Heinrich nicht durchsetzen. Sein Conseil antwortete, es wolle die Stadt nicht zwingen, die Sache nochmals überlegen; die Rente solle von Quartal zu Quartal weiter gezahlt werden.

So hielt die Hauptstadt, die hier zu Lande etwas für sich selbst bedeutete, an dem Genusse der ihr einmal zu Theil gewordenen Rente unerschütterlich fest, sowie der Adel der Einführung von Verbrauchssteuern widerstrebte, der Clerus sich wieder recht in Besitz seiner corporativen Vorrechte setzte. Eine Umgestaltung des Finanzwesens von einem allgemeinen Gedanken aus war unter diesen Umständen unmöglich.

Auch hat Sully, der nur eines Zweiges des Schuldenwesens Meister zu werden suchte, an eine Reform in so umfassendem Sinne niemals gedacht. Ein anderes Vorrecht, das von jeher bestritten worden, den gleichsam eigenthumsartigen Besitz der gerichtlichen Stellen, hat er vielmehr erst recht begründet. Bisher waren die Stellen käuflich gewesen: Sully gab den Inhabern derselben für die jährliche Zahlung des sechzigsten Theiles der Summe, auf welche das Amt geschätzt war, das Recht, sie unter gewissen der Sache entsprechenden Bedingungen sogar zu vererben. Ein so ungeheuer erscheinender Mißbrauch, daß man begierig wird, die Gründe zu vernehmen, die dafür angeführt werden konnten. Der vornehmste ist, daß bei jeder

anderen Einrichtung die Besetzung der Stellen unter den noch verderblicheren Einfluß der Großen des Hofes gerathe: habe man doch erlebt, daß bei Processen großer Familien der eine Theil des Parlaments von der einen, der andere von der anderen Partei als von den Gegnern abhängig recusirt worden sei: die Unordnungen der Ligue seien zum Theil daher entsprungen; dagegen die Erblichkeit der gerichtlichen Stellen werde die Corporation friedlicher machen; sie werde von Niemand anders abhängen, als von dem König und dem Staate. Wenn sich der Landadel beschwerte, daß er auf diese Weise von der Verwaltung der Gerichte vollkommen ausgeschlossen würde, so antwortete man darauf, es sei eben gut, daß er ein Gegengewicht erhalte.[1]

Für Sully lag ein besonderes Motiv darin, daß ihm das Einziehen der neuen Auflage, die man Paulette nannte, eben am Anfange des Jahres, wo die Kassen in der Regel leer geworden, überaus willkommen war.

Dieses Motiv, sich unmittelbarer Zahlungen zu versichern, beherrschte die finanziellen Maßregeln überhaupt. Zweimal wurden besondere Kammern zur Untersuchung gegen die bei der Verwaltung der Geldgefälle vorgekommenen Unterschleife errichtet, in den Jahren 1601 und 1607; sie saßen lange und arbeiteten viel; allgemeine Reformen aber führten sie nicht durch; zuletzt endigte alles mit der Zahlung sehr ansehnlicher Geldsummen, zu welchen Schuldige und Unschuldige beitragen mußten, wogegen der König eine allgemeine Verzeihung aussprach.

Wenn es so im Allgemeinen bei den bisherigen Zuständen blieb, was war das Verdienst Sully's? Es bestand in der scharfen Aufsicht und guten Ordnung bei der Erhebung der Auflage und in der strengsten Sparsamkeit bei ihrer Verwendung.

[1] Discours sur le droit annuel; discours pour la conservation de l'annuel des offices; franc et véritable discours sur la révocation du droit annuel. Auf Seite 9 des letzten findet sich das in dem politischen Testament von Richelieu vorgetragene Argument.

So viel Macht hatte Sully nicht, daß er die Taille, wie für die Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung wünschenswerth gewesen wäre, hätte verringern können; der Ausfall, den die Aufhebung der Pancarte veranlaßte, ward vielmehr auf die Taille geworfen; aber er machte die Last gleicher, indem er keine Exemtion gelten ließ, die sich auf einen vermeinten Adel oder auf geleistete Dienste gründete; er ließ einen großen Theil der Rückstände fallen, um auf die laufenden Zahlungen rechnen zu können, und hauptsächlich suchte er die Bauern gegen die in den Bürgerkriegen erneuten Gewaltsamkeiten der Soldaten und selbst die der Justiz zu sichern.[1] Einige große Gesichtspunkte, welche für die späteren Zeiten maßgebend geworden sind, treten bei ihm hervor.

Seine vornehmste und erfolgreichste Aufmerksamkeit war auf das Abtragen der Schulden, soweit es der Widerspruch, den er erfuhr, gestattete, und auf die Einziehung der nur auf Finanz gegründeten Aemter gerichtet. Und da nun die Jahre des Friedens den allgemeinen Wohlstand vermehrten, so brachte er es so weit, daß im Jahre 1607 von den 11 oder 12 Millionen Ecus, auf die man die gesammten Einkünfte berechnete, ungefähr sieben in seine Hände gelangten; die Ausgabe ward so sorgfältig beschränkt, daß ein Ueberschuß von ziemlichem Belang in die Bastille gebracht werden konnte, um für irgend eine außerordentliche Unternehmung bereit gehalten zu werden.

In den Räumen des Arsenals sieht man noch die Rolle, an der Sully die aufgeschlagenen Acten und Rechnungen herauf- und hinunterwand, um sie bequemer in seine Hände zu bekommen; den kunstvoll gearbeiteten eisernen Schrank, in welchem er das eingehende Vermögen der französischen Krone

[1] Badoero: Egli ha regolato tutte l'entrate e spese della corona, che prima passavano confusissime, l'ha empito l'Arsenale di considerabile quantità d'armi di polvere e d'artiglieria, che prima non era piu segno di cosa tale, lui adorna la città di Parigi ed accumula danari che è il principal gusto del re.

verwahrte; den Tisch von Marmor, an welchem er schrieb, in dem niedrigen, an Decke und Wand getäfelten Zimmer von altväterischer Eleganz, das er bewohnte, mit einigen Bildwerken und Spiegeln von dickem venetianischem Glas; alles stattlich, solid, charakteristisch. Sully gehörte nicht zu denen, die bei einer dem Staate gewidmeten Thätigkeit sich selbst vergessen: er besaß ein paarmal hunderttausend Livres Einkünfte, ein paar Millionen in Kleinodien; unter den mächtigsten Häuptern erscheint er als ihres Gleichen. Den Fremden gereicht es zum Erstaunen, ihn ohne den Vorzug einer eigentlich vornehmen Herkunft und trotz seines Festhaltens an dem reformirten Bekenntniß in der Mitte der Herzoge, Pairs und Großen des Reiches zu erblicken. Der König hat dem venetianischen Gesandten Priuli einmal gesagt, daß er Sully für den treuesten und zuverlässigsten seiner Diener halte. Priuli bemerkt, daß er in der That ein unbeschränktes Vertrauen genieße: er sehe die Rechnungen eines Jeden durch, Niemand die seinen; wie das Geld, das er auf das sparsamste verwalte, so habe er durch die Oberaufsicht über die Arsenale und das Generalat der Artillerie auch einen großen Theil der Waffen in seiner Hand. Er war unzugänglich, rücksichtslos, zurückstoßend, rauh und Jedermann widerwärtig.[1] Den ganzen Haß, den eine alle Privatverhältnisse aus den Augen setzende und auf den Vortheil der öffentlichen Kassen gerichtete Finanzverwaltung nothwendig hervorbringen muß, nahm er auf sich. Der König schätzte ihn darum um so mehr und hielt ihn aufrecht. Gerade durch Sully ward die Idee des unabhängigen, auf sich selbst beruhenden Staates, welche er in sich trug, vornehmlich realisirt.

[1] Ohne Zweifel ist er ille, qui in aerarii administratione omnes pariter dignos indignos bonos malos bene aut secus meritos magnos parvos eodem loco habet, eadem vultus truculentia excipit aut fastidit potius. Casaubonus an Scaliger, Mai 1601. Ep. 214.

Fünftes Capitel.

Regungen der Empörung.

Man erstaunte, wenn man die rasche und durchgreifende Veränderung, die in Frankreich vorgegangen war, ins Auge faßte. Wie Casaubonus es einmal ausdrückt: bei der Ermordung Heinrichs III. habe Jedermann geglaubt, das ganze französische Reich sei zertrümmert; aber unter seinem Nachfolger, der nach den Worten Homers beides, ein tapferer Kriegsmann und ein guter König sei, sehe man alles sich verjüngen: der habe im Kriege die gierigen und bedürftigen Soldaten Enthaltsamkeit und Schonung gelehrt, alsdann im Frieden den Gesetzen ihre Kraft, dem das Recht verwaltenden Senate seine Würde, den Gewerbtreibenden gefahrlose Ruhe, den Besitzenden Sicherheit des Eigenthums verschafft.

Es gibt Schilderungen des damaligen Frankreichs, in denen die monarchische Gewalt als zu ihrer Machtvollkommenheit gelangt bezeichnet wird. Denn der König erkläre den Krieg, schließe Frieden und Verträge, setze die Beamten ein, erlasse und widerrufe Edicte; ihm stehe die oberste Entscheidung der Rechtssachen zu; executive, legislative und gerichtliche Gewalt schien er wieder zu vereinigen.

Und da der Fürst, dem man gehorchte, in frischen Jahren und vollen Kräften stand, ergebene und geschickte Minister an seiner Seite hatte, um seinen Willen zu vollziehen, und einen legitimen Thronerben, um sein System fortzusetzen, so erkannte Jedermann im Land eine Macht, die über ihm war.

Ein allgemeines Gefühl kam dem Königthume zu gute: Abscheu vor dem Bürgerkriege, der unzählige Leben gekostet und den Wohlstand vernichtet, Dankbarkeit gegen den, der ihm ein Ende gemacht hatte. Besonders die Städte wußten sehr wohl, was sie Heinrich verdankten: wie damals gesagt worden ist, sie erkannten alle in ihm ihren Retter, sowohl die, welche er eingenommen und dann geschont, als die, von deren Eroberung er freiwillig abgestanden, um sie schützen zu können. Aber daneben erweckte das Emporkommen einer unbedingten höchsten Gewalt auch lebhafte Antipathien, wie in den der Eigenmacht gewohnten Großen, so in dem niederen Adel, dem die Verdienste, die er sich erworben, eine verstärkte Vorstellung von seinen Rechten gaben.

Ueberhaupt erlebte man das Unerwartete, aber sehr Erklärliche, daß nicht diejenigen, welche bisher im Widerstande gewesen und besiegt worden waren, sondern vielmehr die Anderen, die den Sieg hatten erfechten helfen und seine Früchte selbst zu genießen hofften, durch die neue Ordnung der Dinge unangenehm berührt wurden.

Der tapferste und vertrauteste Waffengefährte Heinrichs, der das schärfste Schwert in seinen Schlachten geführt, Marschall Biron, war auch der Erste, der sich gegen die Befestigung der Monarchie regte. Eben mit ihm setzten sich die Nachbarn, denen die Wiedererhebung der französischen Monarchie unerträglich vorkam, am ersten in Verbindung.

Es ist kein Zweifel, daß Biron vor und in dem Kriege gegen den Herzog von Savoyen mit diesem Fürsten in einem gewissen Zusammenhange stand. Man hat sogar Entwürfe zur Ermordung des Königs, die bei einer oder der anderen Gelegenheit zu bewirken sei, hin und hergetragen, obgleich zur Ausführung derselben dann nichts geschehen ist.[1] Heinrich seinerseits,

[1] Noch im Jahre 1608 versichert Pietro Priuli, daß der König von den höchst feindseligen Absichten des Herzogs von Savoyen überzeugt gewesen sei. Ha S. M. per fermo che quel principe tenesse mano nella conspira-

der dem Marschall das Gouvernement von Burgund übergeben hatte, fand es nicht rathsam, ihm auch, wie er dringend wünschte, die eroberte Festung Bourg en Bresse anzuvertrauen; es kam zwischen ihnen zu offenem Mißverständniß: eine Aussöhnung, eine Scene der Vergebung folgte; aber das alte innige Vernehmen und Vertrauen stellte sich nicht wieder her.

Da geschah nun, daß der durch das Emporkommen Sully's und so manche ihm unbequeme finanzielle Neuerung aufgeregte Adel seine Blicke besonders auf Biron wendete, als den einzigen Mann, welcher das drückende Uebergewicht der Krone abwenden und sie in Schranken halten könne. Der König bemerkte die steigende Unruhe, ihre Richtung und ihre Verzweigung, ohne sie ganz zu durchschauen, als ihm ein früherer Vertrauter Birons, der sich von diesem beleidigt fühlte, Mittheilungen über ihn machte, die ihn als höchst gefährlich erscheinen ließen. Auch nach dem Kriege hatte er mit dem Herzoge von Savoyen auf einen allgemeinen Umsturz in Frankreich berechnete Entwürfe gewechselt. Der König wollte sich darüber Gewißheit verschaffen, und wie er es nun für eine Prärogative seiner Würde hielt, daß ein Jeder, der sich gegen die Krone vergangen habe, ihm das bekennen müsse, [1] so ließ er Biron einladen, an den Hof zu kommen. Dem Ankläger, la Fin, hat er gesagt, wenn der Marschall bekenne, so werde er denselben umarmen, mit ihm weinen und ihn höher halten als je.

Biron war ein Mann von jenem Selbstgefühle, das durch den augenblicklichen Genuß von Bewunderung befriedigt wird, in unermeßlichen Aussichten zu schwelgen liebt, ohne gerade mit berechnendem Ehrgeize große Erfolge anzustreben, aber durch

zione di Biron per levarle lo stato e la vita a lei alla regina et alli figliuoli; che habbi tenuti diversi maneggi in Provenza e nel Delfinato per porli foco nel regno.

1 Badoero, Relatione: È proprio del re perdonare indifferentemente ad ognuno qualsivoglia colpa, mentre la confessi e li dimandi il perdono.

Verletzung leicht zum Aeußersten zu reizen ist. Vor allem sollen ihn einige abschätzige Worte des Königs über seinen Vater und auch über sein eigenes militärisches Verdienst empört haben: „ha", rief er aus, „wenn wir nicht wären, wo würdest du sein!" Anderes Lob, als das militärische, schätzte er nicht, obgleich er es sonst leicht erworben haben würde. Ueber eine der in Fontainebleau aufbewahrten Antiquitäten wußte er eines Tages bessere Auskunft zu ertheilen, als ein anwesender Gelehrter; aber er sprach sie im Fortgehen, über die Schulter hin aus, gleich als schäme er sich seiner Wissenschaft. Eben als Edelmann und Soldat gab er den Anmuthungen von Standesgenossen, die auch die Waffen trugen, besonders aus dem Adel von Périgord, sich dem drückend werdenden Regiment des Königs zu widersetzen, Gehör. Auch auf andere Verbindungen geistlicher Tendenz, denn den Ideen der Restauration des Katholicismus schloß er sich eifrig an, hat er sich eingelassen. Allerdings war er sich einer Schuld bewußt, als er von dem Könige nach Hofe eingeladen ward. Im Vertrauen auf beruhigende Zusicherungen und in dem Bewußtsein seines großen Verdienstes, das ihn auf jeden Fall sicherstelle, beschloß er, manchen Warnungen, die ihm zukamen zum Trotz, der Aufforderung zu folgen. Vorher ging er noch mit seinem Beichtvater aus dem Orden der Minimen darüber zu Rath, ob er wohl ein offenes Bekenntniß ablegen dürfe. Der sagte ihm, das stehe ihm nicht frei, da er geschworen habe, es nicht zu thun. Wie aber dann, fragte Biron, wenn Andere bekennen? Ihrer wird die Hölle warten, antwortete der Beichtvater, Euer das Paradies.

So kam Biron nach Fontainebleau und ward, wenn nicht mit der alten Herzlichkeit, denn das wäre unmöglich gewesen, doch ohne Zeichen von Ungnade aufgenommen. Sobald als sich der König mit ihm allein sah, in einer Allee des dortigen Gartens, jenseit des Canals, wo sie mit einander auf- und abgingen, forderte er ihn auf, ihm die Wahrheit über die Dinge

zu sagen, die man ihm Schuld gebe. Wir wissen aus dem Munde Birons, daß er eine Anwandlung dazu hatte, seine Kniee zu senken und um Gnade zu bitten; aber er erinnerte sich seiner Gelöbnisse und schwieg. Noch einmal in der Abendgesellschaft bei der Königin, zu der Biron gezogen war, wiederholte der König seine Frage; Biron blieb verschlossen. Hierauf traf Heinrich Anstalt, sich seiner zu versichern. Als Biron mit Montbason und Bassompierre aus dem Zimmer trat, forderte ihm der Hauptmann der Garde seinen Degen ab. Biron, höchlich überrascht, ließ durch Montbason den König bitten, ihm den Degen zu lassen, der ihm so gut gedient habe: Heinrich antwortete, er möge gehorchen.[1]

Biron ward in die Bastille gebracht und das Parlament angewiesen, den Proceß in den gewohnten Formen zu instruiren.

Die Durchsicht des Verhörs macht einen schmerzlichen Eindruck. Biron ist und bleibt entfernt davon, irgend ein wesentliches Geständniß zu machen; er sucht nur immer die Verworfenheit seines Anklägers nachzuweisen, eines schlechten Menschen, der ihn einmal verführt habe, wie das dem besten Manne begegnen könne;[2] längst aber sei dieß alles verziehen; er erinnerte an die Dienste, die er geleistet, an die Wunden, die er empfangen habe: nie sei er vor einer Gefahr zurückgewichen, nie sei ein Auftrag, den ihm der König gegeben, nicht von ihm vollstreckt worden; der König werde den alten Gefährten seiner Schlachten nicht so elend umbringen lassen.

Ohne Zweifel fand das Parlament in dem, was zu Tage kam, gesetzlichen Grund, um den Marschall zum Tode zu verurtheilen, wie dieß geschah. Man darf aber fragen, ob der

[1] Erzählung Bassompierre's in den Remarques sur Dupleix 104.

[2] N'eust onques ésté eloigné (des bonnes grâces du roi) si le tesmoin (la Fin) n'eust dit a S. M. ce qui est du passé, et sans cela luy estoit aysé de s'y maintenir, ses genoux estant assez souples, pour trouver pardon puisque le tesmoin l'avoit trouvé, mais craignant son ame et ses promesses s'étoit retenu (Confrontation von Biron und la Fin).

König nicht besser gethan hätte, ihn dennoch zu begnadigen? Er soll gesagt haben: könnte er voraussetzen, daß er den Marschall überlebe, so würde er das thun; aber seinen Kindern dürfe er einen so gefährlichen und mächtigen Feind nicht hinterlassen. Eine Fürbitte der Verwandten wies er mit freundlichen Worten, aber mit Entschiedenheit zurück. Diese auf einen Umsturz seiner Verfassung und die Erneuerung der alten Unordnungen zielenden, den Boden, auf dem er stand, in seinem Innern erschütternden Bewegungen, die Unzählige umfaßten, glaubte er durch ein großes Beispiel zurückdrängen zu müssen; nicht durch neue Gnade wollte er sie ermuntern. Biron erwartete noch seine Begnadigung, als er — 31. Juli 1602 — das aus Rücksicht auf seinen hohen Rang nicht an einem öffentlichen Platze, sondern im Hofe der Bastille für ihn aufgerichtete Schaffot bestieg.

Er war erst achtunddreißig Jahre alt, voll von Lebenskraft und Lebenslust, berühmt, geehrt und gefürchtet; den Gedanken des Todes konnte er nicht fassen. Scheltend gegen den Canzler, dem er das gegen ihn ergangene Urtel Schuld gab, freigebig gegen die, welche ihm kleine Dienste leisteten, ungeberdig gegen alle anderen, in einer Aufregung von Trotz und Selbstgefühl, das sich in Schmähworten entlud, ohne des Heiles seiner Seele, von dem er früher geredet hatte, zu gedenken, — denn da er nicht zu sterben meinte, so rechnete er auch mit dem Leben nicht ab, — so erlitt er den Tod.[1]

Man hat damals allgemein angenommen, der größere Theil der französischen Großen sei mit Biron im Verständnisse gewesen, und es hätte bei dem Könige gestanden, sie ebenfalls vor seine Gerichte zu stellen. Durch eine merkwürdige Notiz in den Proceßacten wird dieß bestätigt. In den zum Vorschein gebrachten Briefen, welche Biron als echt anerkannte, hatte er

[1] Vgl. Histoire de la conspiration etc. du duc de Biron: Archives curieuses XIV, wörtlich identisch mit der Erzählung Cayets, Histoire septénaire 182 ff. Aus den Proceßacten schöpfte Thuanus zuerst und zuletzt, soviel ich sehe.

zuweilen den Connetable Montmorency als den Mann bezeichnet, von dem er ganz abhänge, vor dem er kein Geheimniß habe; der Connetable hatte wahrscheinlich um seine Verbindung mit Savoyen gewußt, und man erinnerte sich im Parlamente, daß bei früheren Processen die bloße Mitwissenschaft zur Verdammung hingereicht habe. Aber der König wollte nicht, daß darauf eingegangen würde. Er ließ alles aus dem Processe herausnehmen, was sich auf den Connetable bezog, den er mit der größten Rücksicht behandelte und eher durch Schonung gewinnen, als durch Anklagen verletzen und erbittern wollte.[1]

Unter anderen war der Schwiegersohn des Connetable, Bastard Carls IX., Graf von Auvergne, in diese Umtriebe und Verbindungen verwickelt. Heinrich IV. verzieh ihm, weil er bekannte; zwei Jahre nachher erscheint der Graf selbst als der bewegende Mittelpunkt eines dem König oder wenigstens den legitimen Kindern desselben entgegengesetzten Verständnisses.

Seine Mutter, Marie Touchet, hatte sich später mit Franz Balzac d'Entraigues vermählt, der sich in den Zeiten der Ligue einen gewissen Namen erwarb; aus dieser Ehe war eine Tochter entsprungen, welche, eben so geistvoll und anziehend wie schön, König Heinrich dem IV. eine Leidenschaft einflößte, von der er sich nie wieder losgemacht hat. Um in den Besitz der Dame zu kommen — es war zwischen dem Tode Gabrielle's und seiner Vermählung —, gab er ihr ein Eheversprechen für den Fall, daß sie ihm einen Sohn gebäre. Daß dieß geschah, hinderte den König nicht an seiner Vermählung mit Maria Medici. Auch sagte wohl Entraigues, er habe jene Zusage nur darum zu haben gewünscht, um seine Ehre zu retten; die Tochter aber,

1 Vorbemerkung bei den Acten: Le roi — a fait oster du procès de Mr. de Biron tout ce qui étoit contre le connétable de sorte que le parlement ni les commissaires, — qui ont interrogé les prisonniers, n'en ont eu aucune connaissance.

die zur Marquise von Verneuil erhoben ward, stellte sogar die Behauptung auf, daß ihrem Sohn ein besseres Recht auf die französische Krone zustehe, als dem Dauphin.

Der König lachte darüber; auch sie schien diesen Anspruch fallen zu lassen; bald aber erhob sie einen anderen.

Zuerst ganz von selbst, dann auf den Wunsch des Königs suchte die Marquise die Gnade der Königin. Sie sagte derselben einmal, es sei lange, daß sie den König nicht gesehen habe, und sie denke ihn auch nicht wieder zu sehen. Dann, antwortete die Königin, solle sie als eine Frau von gutem Hause und angenehmem Umgange gern bei ihr gesehen, von ihr, so drückte sie sich in ihrer italienischen Weise aus, wie eine Schwester behandelt werden. Was nun aber auch geschehen sein mag, nach einiger Zeit ward die Marquise schlecht empfangen; sie wollte wissen, die Königin habe gedroht, sie einst nach dem Tode des Königs in einen Thurm einsperren zu lassen, aus dem sie nicht wieder lebendig herauskommen solle. Sie verlangte von dem König eine Vorkehrung für ihre Sicherheit, und Heinrich sprach davon, ihr Caen einzuräumen; aber sie forderte dafür zugleich die Entfernung des damaligen Gouverneurs und die Einsetzung eines solchen, welchem sie vollkommen trauen konnte, was dem Könige doch zu viel war.

Eben daher nun leitete die Familie die Befugniß ab, für die Sicherheit der Marquise und ihrer Kinder auf eigene Hand und selbst im Widerspruche mit dem Könige Sorge zu tragen.

Zuerst trat der Vater darüber mit dem spanischen Gesandten Tassis in Unterhandlung, der ihn nicht ganz von sich wies, aber sich doch mit einer großen Zurückhaltung ausdrückte und eigentlich nur versicherte, sein Fürst sei von so ritterlicher Gesinnung, daß er einer Dame, wie die Marquise, seinen Schutz nicht versagen werde.[1]

[1] Consulta sobre los papeles, que ha dado Carlos Herwart; December 1604. (Papiere von Simancas.)

Hierauf fand ihr Halbbruder, Graf von Auvergne, Mittel, einen Bevollmächtigten an den spanischen Hof zu senden, durch den er dort melden ließ, daß er bei Heinrich IV. auch deßhalb schlecht angeschrieben sei, weil er sich zu den guten Katholiken und den Freunden von Spanien halte; würde Philipp III. Krieg mit Frankreich anfangen, so wolle er für denselben die Waffen erheben und ihm ein allezeit treuer Diener werden; nicht unbedeutend sei die Provinz, über die er gebiete, seine Verwandtschaft mächtig, ganz Frankreich mißvergnügt; Spanien könne auf einen großen Erfolg rechnen, besonders wenn es die Marquise von Verneuil in seinen Schutz nehmen und den Anspruch ihres Sohnes anerkennen wolle.

Am spanischen Hofe hielt man nicht für rathsam, sich hierüber auszusprechen, da es auch noch andere Katholiken gebe, die einen Anspruch auf die Krone zu haben behaupten.

Dem Könige von Frankreich scheint nichts von dieser letzten Sendung bekannt geworden zu sein; [1] aber von dem Verhältnisse zu dem Gesandten, unter Vermittelung eines ihm verdächtigen Engländers, kam ihm so viel zu Ohren, daß er Balzac, Auvergne und die Marquise selbst einem Verhör unterwerfen ließ, obgleich das Parlament einen Augenblick Bedenken trug, dazu zu schreiten.

Das Merkwürdigste, was darin zum Vorschein kommt, ist das innere Verhältniß dieser Familie. Bruder und Schwester waren in manchen Dingen sehr einverstanden, z. B. in enthusiastischer Verehrung für Biron, dessen Bild die Marquise für sich malen ließ und unter ihren Kleinodien aufbewahrte; übrigens aber lebten sie in Hader mit einander. Die Marquise gibt dem Grafen lügenhafte Angeberei Schuld; dieser sagt dagegen, sein Stiefvater und die Schwester seien gegen ihn verschworen. Das

[1] Er klagt jedoch später einmal über las platicas que han traido con el Conde de Ubernia y con la Marquesa de Verneuil D. Baltasar de Zuñiga y su secretario sobre tomarme a Marsella. Carta de Cardenas, 5. April 1610.

pflegt das Unglück von Familien dieser Art zu sein, daß sie in gegenseitigem Mißtrauen sich unter einander zu Grunde richten. Gefährlich waren sie nicht eigentlich, aber unbequem. Der König ließ den Grafen in der Bastille festhalten; Balzac und die Marquise kamen mit einer Verweisung davon; die letztere konnte Heinrich IV. nun einmal nicht ganz entbehren; bald spielte sie wieder eine Rolle, und man erzählte sich am Hofe von den anzüglichen Worten, die sie zuweilen dem Könige zu vernehmen gebe; sie war eine große Freundin der Jesuiten.

Auch von der protestantischen Seite her fand der König eine recht widerwärtige Opposition an dem Herzoge von Bouillon, der ihm einst hülfreich gewesen und dafür von ihm befördert, ja höchlich begünstigt worden war, schon seit einiger Zeit aber den Ehrgeiz verrieth, an der Spitze der Reformirten eine selbständige Rolle zu spielen. Man gab ihm mancherlei verdächtige Verbindungen und hauptsächlich den Plan Schuld, den Frieden zwischen den Niederlanden und dem Könige von Spanien zu vermitteln, damit dieser freie Hand zur kräftigen Unterstützung der Gegner Heinrichs IV. gewinnen möchte.

Aufgefordert, sich zu seiner Rechtfertigung am Hof einzufinden, zog es Bouillon doch vor, sich an einen der den Protestanten zugestandenen Gerichtshöfe, nach Castres, wo die zu dem Parlamentsbezirke von Toulouse gehörige Kammer ihren Sitz hatte, zu wenden, um hier die gegen ihn erhobene Anklage untersuchen zu lassen. Der König wollte davon nichts hören: denn ihm selber komme es zu, einem Marschall den Gerichtshof zu bestimmen. An den Protestanten fand Bouillon keinen entschiedenen Rückhalt, und es war nicht anders zu erwarten, als daß der König ihm ernstlich befehlen würde, sich vor ihm zu stellen. Darauf aber wollte es Bouillon nicht ankommen lassen. Trug man sich doch mit dem Gerüchte, nach der Hin-

richtung Birons habe der König der katholischen Welt den Fall auch eines protestantischen Oberhauptes versprechen müssen. Bouillon hielt sich unter dem Schutze der den Protestanten gewährten Rechte nicht für sicher und nahm seine Zuflucht nach Genf und nach Deutschland. [1]

Eines Tages fragte Heinrich IV. den holländischen Gesandten, ob nicht Bouillon wirklich jenen Stillstand zwischen Spanien und den Niederlanden zu vermitteln gesucht habe. Es verhielt sich so: Bouillon hatte dem Gesandten selbst Eröffnungen darüber gemacht; dieser aber hielt doch für besser, es zu verheimlichen, um den König nicht in seinem Verdachte zu bestärken. [2]

Nur darauf sann er zugleich, ihn zu überzeugen, daß seine Vollmachtgeber niemals mit einem französischen Rebellen in Verbindung treten würden: wenn sich ein solcher bei ihnen blicken lassen sollte, so würden sie ihn an Händen und Füßen gebunden ausliefern. Der König zeigte sich mit dieser Erklärung sehr zufrieden; solche Freunde, sagte er, müsse er haben: er werde es ihnen vergelten, wenn er nur erst im Innern des Reiches die Ordnung völlig hergestellt habe.

Die Verwendungen der deutschen Fürsten zu Gunsten des Geflüchteten bewirkten nichts weiter, als daß man sah, er habe Freunde.

Nachdem Bouillon in das feste Sedan zurückgegangen war, wären die Spanier sehr geneigt gewesen, sich mit ihm zu verbinden; von den Vorschlägen, die ihnen Auvergne machte, war dieß der einzige, den sie für annehmbar hielten, vorausgesetzt, daß Fuentes in Mailand die Sache einleiten könne, ohne den Hof zu Madrid bloßzustellen; allein das war unendlich schwer ins Werk zu setzen; wir finden, daß dem Marschall Anträge geschehen sind, doch nicht, was er darauf geantwortet hat. Kein

1 Lettres missives VI, 7.

2 Am deutlichsten ersieht man, wie die ganze Sache, so vornehmlich diese Beschuldigungen, aus dem Mémoire justificatif adressé par François d'Aerssen aux États généraux bei Vreede 391.

Zweifel aber, daß Bouillon unter den katholischen Edelleuten von Limousin Anhänger und zahlreiche Freunde hatte: Heinrich IV. behauptet, er habe ihnen vorgespiegelt, die Großen des Königreiches, die Prinzen von Geblüt würden sich gegen den König erheben, ein großes Heer von Deutschen und Engländern ihnen zu Hülfe kommen. Der König begab sich selbst nach Limousin; er rühmt, daß er hier das Uebel von Grund aus kennen gelernt und ihm ein Ende gemacht habe.

Isolirt von seinen natürlichen Verbündeten, den Protestanten innerhalb und außerhalb Frankreichs, nichts mehr hoffend von seinen Freunden unter dem Adel von Limousin, verzweifelte Bouillon, als Heinrich mit bewaffneter Macht auf ihn losging, sich gegen ihn zu vertheidigen. Vornehmlich war es Sully, der auf diesen Kriegszug gedrungen hatte; die Gegner Sully's, die diesen nicht noch größer werden lassen wollten, thaten alles, um Bouillon zur Unterwerfung zu vermögen. In der That säumte Bouillon nicht, den König um Gnade zu bitten, und schwur, ihm in Zukunft ein treuer Diener und gehorsamer Unterthan zu sein. [1] Allzuleicht ward ihm das Abkommen nicht gemacht; er mußte sich die Aufstellung eines königlichen Gouverneurs in seinem Schlosse Sedan gefallen lassen. Dann aber kehrte er an den Hof zurück, wo er eins der ersten Ehrenämter bekleidete; seinen Freunden war er daselbst willkommen; täglich sah man ihn in der unmittelbaren Nähe des Königs, der ihn keinen Verdacht, geschweige denn irgend eine Ungnade empfinden ließ.

Noch manche andere Empörungsversuche sind im Laufe der Zeit vorgekommen: zuweilen in Bretagne, zuweilen in der Provence; in einer großen Hafenstadt des Südens oder einem festen Platze des Nordens hat ein Gouverneur den Gedanken gehabt, zu den Spaniern abzufallen; der jüngste der Guisen bildete sich

[1] Lettres missives (2. April 1606) VI, 598.

ein, durch seinen Einfluß einige Städte der Champagne überführen zu können: aber alles scheiterte im Beginn; die höchste Gewalt war so gut bedient und so wachsam, daß der Gewohnheit des Aufruhrs und der fortdauernden Gährung zum Trotz der Friede doch niemals eigentlich gebrochen ward.

Am Hofe ließen sich noch die alten Parteien unterscheiden. Die Guisen besaßen fortwährend die Sympathien der Population. Wenn Carl Guise sich in den Straßen von Paris zeigte, so erregte er fast mehr bewunderndes Zusammenlaufen, als der König selbst: es war, als ob man sich daran erinnerte, daß man ihm einst die Krone bestimmt hatte.[1] Mayenne erschien, wie einst im Lager von Amiens, so jetzt am Hofe, mit allem Ansehen eines alten Parteihauptes; er galt als ein Muster von Erfahrenheit und klugem Betragen; jedoch nur ungern schien er diejenigen als seines Gleichen anzuerkennen, die ihm sonst gehorcht hatten.

Dagegen waren durch die Erhebung des Hauses Bourbon auf den Thron die Prinzen von Geblüt zu einem hohen Rang und zu gesetzmäßigen Anrechten gelangt: Soisions, ein Mann von Geist und Ehrgeiz, der sich zu der katholischen, Condé, der sich, auch als er katholisch geworden war, doch noch lange zu der hugenottischen Partei hielt und den ganzen Tag lang hauptsächlich mit Hugenotten verkehrte, Conti, ein tapferer Officier, von Löwenmuth und unbezähmbarer Wildheit in der Schlacht, aber übrigens unfähig an Geist und Sinnen, und lange in allem, was er that und ließ, von Soissons abhängig.[2]

Zwischen beiden Parteien herrschte die alte Eifersucht, und wenn schon der König nicht allezeit für seine nächsten Verwandten war, deren Ansprüche ihm unbequem fielen, so trat ihnen

1 Badoero: conserva con grande umanità l'amor delle genti che gli è lasciato in eredità da suoi antenati.

2 Badoero: Mezzo sordo, mezzo muto e forse piu che mezzo incapace: nelle guerre ha combattuto da Marte, accendendosi d'ira e fiero come un lione.

die Königin entschieden entgegen; sie betrachtete sie als geborne Gegner ihrer Kinder. Bei Hofe sah man es nicht ungern, daß Conti sich mit der Schwester des Herzogs von Guise, Tochter Heinrich Guise's, vermählte; diese Prinzessin erwarb die volle Gunst der Königin, und man bemerkte mit Erstaunen, daß die Guisen nach der großen Niederlage, die sie erlitten, doch aufs neue der höchsten Gewalt sehr nahe standen.

Die außerordentlichste Gestalt des Hofes war die frühere Gemahlin Heinrichs, Margaretha von Valois, die im Juli 1605 nach Paris zurückkam. Königin Maria hatte bei ihrem Empfange nicht viel Umstände machen wollen; aber Heinrich IV. bemerkte ihr, daß sie als Königin lebe, habe sie seiner früheren Gemahlin zu verdanken; sie wisse nicht, welch eine große Dame diese sei.

Am 27. Juli 1605 sahen sich die beiden Königinnen im Louvre; sie bezeigten einander gegenseitig alle mögliche Höflichkeit; keine gab darin der anderen etwas nach; neben einander stiegen sie dann die Stufen empor. Aber die Umgebungen bemerkten, daß Maria ganz blaß war und beinahe zitterte; Margaretha zeigte ein sicheres Selbstbewußtsein und eine große Art, sich zu betragen.[1]

Die Edelleute, die zahlreich herbeigekommen waren, die vornehmsten Familien erinnerten sich, daß sie ihre Besitzungen guten Theils dem Hause Valois verdankten: es schien sie zu schmerzen, daß die Fürstin den Rang nicht einnahm, der ihr gebühre; wäre das salische Gesetz nicht, das doch eine Gewaltsamkeit enthalte, so würde sie Königin von Frankreich sein.

[1] Réception de la reyne Marguerite, im Staatsarchiv zu London: à la première rencontre de ces deux princesses on remarqua beaucoup de différence en leur contenance. — Der König Heinrich sagt ihr: „Mon cœur, mon affection n'a jamais été séparée de vous; — vous êtes maintenant dans votre maison, où vous avez toute puissance, comme en toutes les autres, où la mienne s'étend.“ — Badoero sagt, ihr Kommen habe einigen Verdacht erweckt; ma ha dato ogni piu chiaro segno della sua buona volontà verso il re e la sua descendenza.

Sechstes Capitel.

Regierungsweise und Persönlichkeit Heinrichs IV.

Heinrich IV. war von Gewerbe ein Kriegsmann. Außer den großen Schlachten, die ihn berühmt gemacht haben, will man bei zweihundert kleinere Gefechte zählen, an denen er Theil genommen habe. Vor allen Kriegsführern zeichnete ihn zweierlei aus: ein freudiger Muth, der sich von ihm über seine Capitäne und das Heer ausbreitete, und der rasche Blick, mit dem er die Bewegung, die Stärke, selbst die Haltung seiner Feinde ermaß.[1] Alexander von Parma hat ihn mit dem Adler verglichen: so aus weiter Ferne erschaue er seine Beute, so mit sicherer Geschwindigkeit stürze er sich auf dieselbe los. Andere nahmen an ihm eine besondere Geschicklichkeit wahr, seiner Schlachtordnung die für jede Lage angemessenste Form zu geben; im Gefecht bewies er eine Bravour, die alles mit sich fortriß. War es aber vorüber, so wollte er von der Sache nichts mehr hören. Als man ihm das Schwert brachte, das er bei Jvry geschwungen, blutig wie es war und schartig, wandte er, mit einer Art von Abscheu vor einem Thun, wozu Beruf und Nothwendigkeit ihn gedrungen hatten, seine Augen weg. Beim Tode Heinrichs III. hat man ihm einmal den Rath gegeben, einen Orden der Rache zu stiften, und wohl möglich, daß er damit die persönlichen Anhänger des Ermordeten an sich gefesselt hätte; aber aus voller

[1] s'ils branloient ou marchoient résolus. — — Il faisoit part aux siens de sa gayeté (Aubigné).

Seele verwarf er dieß; nichts war ihm von Natur so widerwärtig, wie Rachsucht.[1] Er verabscheute die verrätherischen Unternehmungen des Einen gegen den Anderen, die damals an der Tagesordnung waren: denn aus dem Bösen könne nie das Gute entspringen. Wie viel lieber lieh er denen sein Ohr, die ihm von den glücklichen Folgen ergangener Amnestien, besonders aus der alten Zeit, die damals Jedermann im Gedächtniß war, erzählten! Er wollte nur den guten Krieg und dessen Ziel, den Frieden.

Nachdem er den Platz behauptet und die Parteien, wenn nicht ausgesöhnt, doch beruhigt hatte, konnte er nicht leiden, daß einer dem anderen die während der Ligue begangenen Fehler vorwarf. Das Vergangene sollte vergangen sein.

Er selbst trug kein Bedenken, Männer im höchsten Rathe zu dulden, die einst der Ligue gedient hatten, wie Villeroy.[2] Dieser Minister zeigte auch jetzt Vorliebe für die streng kirchlichen Ideen; er war ein Freund und Beförderer der Jesuiten; aber daran ließ sich doch nicht zweifeln, daß ihm das Interesse seines Herrn höher ging, als jedes andere. Er besaß die Sicherheit politischer Geschäftsführung, die aus langer Erfahrung entspringt, und beherrschte die Meinung des größten Theils des Conseils. Namentlich erkannte Sillery, der in Verbindung mit ihm emporgekommen und jetzt Canzler geworden war, seine Ueberlegenheit an und huldigte ihr, gleich als könnte es nicht anders sein. Auch Jeannin, der bis zu Ende bei Mayenne ausgehalten und dann von Heinrich IV. herangezogen ward, gehörte zu dieser Schule; der König war überzeugt, er werde ihm eben so getreue Dienste leisten, wie jenem früher. Neben ihnen hatte Sully oft einen schweren Stand. Je nachdem die Geschäfte waren, übertrug sie der König bald dem einen, bald

1 Badoero: Quando conosce un uomo che sia di natura vendicativa, l'odia piu che per qualsivoglia altro vitio.

2 Badoero: mai si oppone, parla sempre con il spirito di Villeroy con il quale si conforma di natura.

dem anderen. Veränderungen vermied er aus Grundsatz: denn das monarchische Regiment verlange eine Stätigkeit, die durch keinen Wechsel in den Persönlichkeiten unterbrochen werden dürfe.

Das Conseil bestand noch in der alten Weise, ohne doch gerade zu formellen Berathungen versammelt zu werden. Alle Morgen kamen die Secretäre mit den eingegangenen Depeschen; der König dictirte meistentheils seine Antwort auf der Stelle. Indessen gingen die Mitglieder des Conseils und die vornehmsten Räthe in dem Garten auf und ab; wenn die Sache schwieriger war, pflegte er den einen oder den anderen zu rufen, oder sich ihm zugesellend im Auf- und Abgehen die Sache zu besprechen; zuweilen rief er sie wohl auch alle zusammen, ohne ihnen doch mehr mitzutheilen, als was eben für den vorliegenden Fall erforderlich war.[1]

Ein sonderbares Mittelding zwischen Cabinetsregierung und Berathung mit einer Ministerversammlung, in den alten Formen beinahe formlos.

Heinrich IV. pflegte, wie andere Kriegsleute, gern davon zu sprechen, daß er, da er unter den Waffen aufgewachsen sei, von bürgerlichen und diplomatischen Geschäften wenig verstehe; aber Papst Clemens VIII. warnte seine Nuntien, das zu glauben: er verstehe davon mehr, als er zu verstehen scheinen wolle.[2] Guten Rath zu vernehmen, liebte er. Er consultirte zuweilen Männer, die ihm fern standen, zu welcher Partei sie auch ge-

1 Priuli, Relatione di 1608: Tratta e risolve tutti gli affari importanti, il piu delle volte posseggiando nei suoi giardini o altrove con il semplice consiglio de tre soli ministri — Silleri, Rony, Villeroi. Nelle materie gravissime et di momenti intende anche separatamente il parere di quelli, che da essa sono stimati prudenti, senza però scoprirli quale sia il senso di lei.

2 Instruttione a V. S. Mons. Matteo Barberino (Mscpt. der Bibliothek Corsini in Rom): Il re è di natura spiritosa e vivace e ancorche sia allevato sulle guerre, sa pero de negotii piu che ne mostra; ma si serve del sapere e del suo mostrar di viver a caso secondo gli torna commodo.

hören mochten, wenn er nur ihrer Einsicht sicher war; er gab seine Aufträge mit einer Vertraulichkeit, welche die Herzen gewann, und befand sich wohl dabei. Denn vor den Gesichtspunkten der höchsten Gewalt pflegen bei denen, welche an den Berathungen Theil nehmen dürfen, die schroffen Parteiansichten und selbst die persönlichen Interessen zurückzutreten. Ihm blieb dann doch die letzte Entscheidung. Er zeigte auch darin den scharfen Blick, der ihn im Krieg ausgezeichnet hatte.

Und war nicht seine ganze Verwaltung eine Art von Krieg? Von allen Seiten war er mit Feindseligkeiten umgeben; er erkannte von fern, was er zu fürchten und zu hoffen hatte; ehe Jemand noch ausgeredet, hatte er dessen Sinn gefaßt; seine Vertraulichkeiten schlossen einen allezeit regen Argwohn nicht aus. Man mußte ihm mit freimüthiger Wahrhaftigkeit begegnen, wenn man bei ihm fortkommen wollte.[1]

Für seinen Dienst sah er nicht auf vornehme Herkunft, wie das an den Höfen gewöhnlich ist, noch auf Schönheit und gutes Aussehen, wie seine Zeitgenossen Heinrich III. und Jakob I., auch nicht auf die vorwaltenden religiösen oder politischen Meinungen, nicht einmal eigentlich auf Geist, sondern nur auf Ergebenheit und Brauchbarkeit; er hat einen Mann angestellt, weil er ihn ein seinem Lebenskreise entsprechendes Haus bauen sah.

Er liebte Wenige, er haßte Niemand und spottete über Alle. Er zahlte Geld, um die Menschen an sich zu fesseln, und machte sich dann über ihre Wohlfeilheit lustig. Seine angeborne Spottsucht hatte ihm schon in der Jugend viele Feindschaften erweckt; durch eine ihm von Natur ebenfalls ganz eigene Herzensgüte wußte er damals die Verletzten wieder zu gewinnen; etwas anderes war es, als sich jetzt in ihm eine

[1] Non bisogna, heißt es in dieser Instruction weiter, al re dar la brigha sul collo anzi piu tosto stringerlo, qualche volta e parlargli liberamente perche si rimette con chi li parla libero e mostra non temere.

persönliche Mißachtung mit der Macht, sie fühlen zu lassen, vereinigte. Und das einmal gesprochene Wort hat Flügel. Auch die auswärtigen Verhältnisse sind durch das beißende Verurtheilen empfindlicher Nachbarn oft unangenehm berührt worden.

Heinrich war mit den einfachsten Neigungen geboren. Er zog Sackpfeife und Schalmei kunstmäßiger Musik vor; er liebte, sich zu dem gemeinen Volke zu gesellen.[1] Wie er einst auf den Feldzügen, mitten unter den gemeinen Soldaten sitzend, ihr Schwarzbrod mit ihnen getheilt hatte, so mischte er sich jetzt, auf den Fähren über die Flüsse, in den Schenken, in die ihn seine Jagden führten, so lange als möglich unerkannt, unter die Leute und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, wo er denn zuweilen Dinge hat hören müssen, die er lieber nicht gehört hätte. Auch auf den Messen und Märkten erschien er und kaufte selber ein; er bot immer die geringsten Preise, die Hälfte, ein Drittheil der Forderung; man bemerkte, daß der, wer an den König verkaufe, darum keinen Vortheil mache. Die Leidenschaft der letzten mediceischen Valois, durch Freigebigkeit zu glänzen, hatte er nicht, eher das Gegentheil; er wußte, daß man ihm Geiz vorwarf, und lachte darüber.

Aber auch der Hof und seine Genüsse zogen ihn an. Aus den Memoiren von Bassompierre kann man sehen, wie der König und seine Umgebung ihres Lebens zu genießen suchten, worein sie das gute Leben, die gute Gesellschaft setzten, wie man Tage und Nächte dem Vergnügen widmete. Heinrich zog eine wohlbesetzte Tafel dem Schwarzbrod vor, so gut wie Andere; seine Enthaltsamkeit und regelmäßige Lebensweise konnte man nicht rühmen; auf angestrengte Leibesübung bei der Jagd ließ er Vergnügen und Spiel folgen.[2] Er grollte seinem Finanzminister,

[1] Bemerkung des Landgrafen von Hessen, der ihm einen Besuch machte.

[2] Badoero: S. M. beve e mangia bene e di ogni vivanda indifferentemente, no osserva regola d'ore, ma per ogni suo affare o gusto lascia di mangiar o di dormir all'ore debite. — La sera si trattiene a giocar

wenn dieser Anstand nahm, seine Spielschulden zu zahlen: alle die Zeit seines Lebens, sagte er demselben, habe er so viele Widerwärtigkeiten ausstehen müssen, daß ihm auch wohl ein paar heitere Stunden zu gönnen seien.

Sully brachte ihm in Erinnerung, daß er ja die Eigenmacht der Großen im Zaume zu halten, den Stolz der Spanier zu demüthigen sich zum Ziel seiner Thätigkeit gesetzt habe; wolle er ein großer König sein, so müsse er von allen Verschleuderungen abstehen. Heinrich antwortete: wenn er da nur nicht den gegenwärtigen und gewissen Genuß um ein sehr ungewisses Gut aufgebe! Trotz dieser Betrachtung gab er den Ermahnungen des unbeugsamen Freundes Gehör.

So hatte ihm einst du Plessis gesagt: er würde ganz in Ausschweifungen verfallen, wenn der Krieg nicht wäre, der ihn an sich selbst erinnere.

Heinrich rühmte sich dessen einst gegen einen Mann, der seine Geschichte schreiben wollte: auf durchschwärmte Nächte habe er heiße Tage des Kampfes folgen lassen, jene auf diese; denn den Bogen dürfe man nicht allezeit gespannt halten.

Von dem Spiele mit seinen Kindern stand er auf, um sich eine Vorstellung in den schwierigsten Angelegenheiten vortragen zu lassen: denn er wisse ein Thor zu sein mit den Spielenden und ein weiser Mann unter weisen Männern. Vor dem Könige von Frankreich durfte sich Niemand bedecken, was doch selbst der stolze König von Spanien gestattete: Heinrich IV. wußte eine Majestät zu zeigen, daß der Mächtigste vor ihm zitterte; gleich darauf stellte er sich dem Geringsten seiner Unterthanen gleich.

Wenn man ihn sah, fiel alsbald der Widerspruch zwischen den grauen oder vielmehr weißen Haaren, die seinen Scheitel und seine Schläfe vor der Zeit bedeckten, und seinen kräftigen Gesichtszügen, seiner mannhaften Haltung ins Auge. Jene leitete

a primiera o a dadi, con gran volonta di vincere, ancorche non giochi gran somma di danari: sempre sone contanti o gioie in tavola; altrimente manco si crede al re.

er von den Stürmen der Widerwärtigkeiten her, die ihn von Jugend auf betroffen; diese zeigten eine volle, durch die Anstrengungen des Lagers und der Jagd befestigte Gesundheit. Die Gicht, die ihn zuweilen plagte, loszuwerden, schien ihm verdoppelte Anstrengung das beste Mittel; er ermüdete dabei Jedermann. Er war lauter Lebenskraft und Lebensluft, nicht frei von dem Cynismus, der diese zu begleiten pflegt, besonders in geschlechtlichen Verhältnissen; äußere Würde ließ er im gewöhnlichen Verkehre nicht an sich blicken. Auch in der Unterhandlung war ihm jede Entschuldigung gut; er machte kein Hehl daraus, daß andere Umstände ihn zu veränderten Entschlüssen führten;[1] wer mit ihm zu verhandeln hatte, mußte sich hüten, ihn die Oberhand gewinnen, sich in Furcht setzen zu lassen. Bei aller Einfachheit seines ursprünglichen Naturells wetteiferte er mit den gewandtesten Diplomaten.[2] Er war vertraulich und anziehend, aber zugleich wegwerfend, beleidigend, zugleich kaustisch und gutmüthig; doch durfte man sagen, sein scharfes Wesen bildete immer nur die Außenseite und traf Einzelne: in der Tiefe war er gütig und wohlwollend für Alle.

Mochte er manche Eigenschaften mit Anderen theilen, zu dem Manne, der er war, machte ihn das Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufes, das ihm keinen Augenblick aus den Augen verschwand. Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geist ausbreitete. Seinen Scharfsinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine ganze Thatkraft warf er in die Durchführung des monarchischen Gedankens.

[1] La nécessité qui est la loy du temps, me fait ores dire une chose, ores l'autre. Paroles du 16. févr.

[2] Priuli 1608: La gotta ha principiato a travagliarla e le apporta fastidio, come quella, che e impatiente nell otio, e non avezza al male, parendole strano non poter muoversi. Con tutto ciò la doma passeggiare.

Wir sahen, wie wenig die Art und Weise der Auflösung der Ligue dazu angethan war, die Macht der Großen eigentlich zu brechen. Das Reich zu regieren, mußten sie aufgeben; aber durch die pecuniären Zugeständnisse, die ihnen gemacht wurden, bekamen sie gleichsam, wie die alten Vasallen unter Carl VII., ein gewisses Recht auf einen Antheil an den Einkünften des Landes, und in ihren Gouvernements machten sie auf eine selbständige Autorität Anspruch. Heinrich setzte ihnen andere, nur von ihm selbst abhängige Beamte, die ihm verpflichtet waren, zur Seite, dem Herzoge von Guise in der Provence so gut wie dem Herzoge von Rohan in St.-Angely; in den bedeutendsten festen Plätzen, an der Küste und an der Grenze, hatten nicht die großen Herren, welche als seine Statthalter auftraten, sondern die von dem König eingesetzten und unmittelbar von ihm abhängigen Befehlshaber zu gebieten.[1] Man verglich sein Verfahren mit dem Systeme des römischen Senates, die mächtigen Proconsuln durch senatorische Beamte zu zügeln. Auch Aemter und Würden, die einen allzugroßen Einfluß gewährten, wie die militärische des Herzogs von Epernon, beschränkte er durch Aufstellung eines nur von ihm abhängigen besonderen Beauftragten. Die Herren murrten und waren zur Selbsthülfe geneigt; aber was sie entrüstete, hielt sie auch wieder im Zaume.

Alle Gewalt im Reiche stammte allerdings von dem Königthume, niemand bestritt es; aber einmal verliehen, war sie nicht wieder zurückzunehmen; Corporationen und Einzelne, welche damit bekleidet waren, fühlten sich selbständig; diese Elemente, ihr Aufstreben und ihre Gegensätze hatten eben die früheren Unruhen großentheils veranlaßt, und noch immer regte sich in ihnen das Gefühl der Macht; es gehörte eine Wach-

[1] Qui par quelque dépit ou passion peuvent quelquesfois fourvoyer de l'obéissance, wie d'Ossat einst dem Papst erklärte, II, 85. Badoero: al governo delle piazze particolari pone sue dependenti creature, che non ubbidiscono al proprio governatore della provincia, ma al re solo.

samkeit ohne Unterlaß dazu, um sie in ihre Schranken zu bannen.

So enge Heinrich mit den Parlamenten verbunden war, so wollte er doch ihr Eingreifen in die politischen Geschäfte niemals dulden. Denn nicht sie würden die Verantwortung dafür tragen, wenn die Geschäfte schlecht geführt würden; er, der König, sei dafür verantwortlich. Sie sagten ihm, das Parlament sei der rechte Arm des Königs; er erwiederte: der Arm führe nur aus, was der Kopf haben wolle. Von ihm ist das Wort: von seinen Vorfahren seien sie gefürchtet worden, aber nicht geliebt; er liebe sie, aber er fürchte sie nicht. Seinen Nachfolgern hat er den Rath gegeben, sie in ihrer gerichtlichen Autorität zu schützen, aber sie nicht zu Vormündern der Krone werden zu lassen. Schon genug, daß er sich keine Willkürlichkeiten erlaubte und die alten gesetzlichen Ordnungen aufrecht erhielt, wie das die Fremden mit Genugthuung bemerkten.[1]

So war er auch mit der Geistlichkeit im besten Einverständniß. Er machte ihr die ungemein folgenreiche Concession, daß alle ihre seit 40 Jahren alienirten Güter wieder zurückgekauft werden konnten; allein auf seinem Anrecht an einen Theil des Ertrages der geistlichen Güter bestand er mit Nachdruck; er hat befriedigende Bewilligungen gefordert: sonst werde er nehmen, was man ihm nicht freiwillig gebe, wie das von seinen Vorfahren bei geringeren Anläßen geschehen sei.[2]

So wenig er an sich von Doctrinen fürchtete oder erwartete, setzte es ihn doch in einige Aufregung, als in einem Verzeichnisse der vom römischen Hofe verbotenen Bücher auch das

[1] P. Priuli 1608: La perfettione degli antiqui ordini dispone la persona del re a obligo tale ch'egli non operi piu di quello, che li vienne prescritto, anteponendo la giustitia all' impero.

[2] que par conférence entre eux ils avisassent de le contenter, autrement qu'il savoit le moyen d'en prendre lui-même comme en moindres occasions les roys ses prédécesseurs avoient fait. Procès verbal de l'assemblée de Paris 1600. I, 671.

einst von dem Parlament über Jean Chastel ausgesprochene Urtel aufgeführt ward. Mit lebhafter Entrüstung fragte er den Nuntius, ob man denn in Rom den Königsmord billige, der in jenem Arrest verboten sei, oder ob etwa Jemand den Meister des h. Palastes, von dem der Index redigirt werde, gewonnen habe, um ihn mit dem Papste zu entzweien. Der Nuntius erläuterte, daß sich das Verbot ohne Zweifel nur daher schreibe, weil das Parlament die Meinung, daß ein Fürst so lange nicht König sei, als ihn der Papst nicht anerkenne, die man in Rom behaupte, für ketzerisch erklärt habe, was demselben nicht zukomme. Es war nur das Werk des Königs, wenn das Parlament nicht, wie es beabsichtigte, seinerseits den Index förmlich verdammte und verbrennen ließ; aber darauf bestand er, daß in einem ausdrücklich deßhalb veranstalteten neuen Druck des Index jener Parlamentsbeschluß nicht weiter genannt werden durfte.[1]

Er drang nicht auf die Festsetzung einer entgegengesetzten Lehre in Rom; aber eine unumwundene Behauptung der hierarchischen Ansprüche in Bezug auf Frankreich wollte er nicht dulden. Er nährte ein lebendiges und immer gegenwärtiges Gefühl des Königthums, das in Uebergriffen dieser Art ein Attentat gegen die ihm von Gott verliehene, angestammte und auf sich selbst beruhende Macht erblickte.

Aber auch den Reformirten, denen er einst angehört und jetzt durch entschlossene Einwirkung eine feste Stellung in seinem Reiche verschafft hatte, konnte er doch nicht alles, was sie thaten, gestatten, namentlich nicht, daß sie den Papst, mit dem er sich verbündet, als den Antichrist, und die Ceremonien des Glaubens, zu dem er übergetreten war, als Götzendienst bezeichneten. Die Art und Weise, wie sich du Plessis in seinen Büchern ausdrückte, die damals viel gelesen wurden, erregte die Indignation der eifrigen Katholiken und setzte den König,

[1] Ubaldini: Lettere 15. Jan. 1610. Vgl. Siri, Memorie recondite II, 79.

dem der Papst zum Vorwurf machte, daß er einen Mann, der sein Feind sei, in hohen Ehren halte, in Verlegenheit. Eines Tages nun, bei einem Gastmahle,[1] verwies du Plessis einen in seiner Ueberzeugung schwankend Gewordenen auf sein Buch über die Eucharistie; dieser antwortete, man behaupte doch, daß in diesem Buche sich viel Falsches, ja Verfälschtes finde; der Bischof von Evreux wolle hunderte von falschen Citaten darin entdeckt haben und habe auch dem Könige davon gesprochen. Du Plessis, der seine Ehre verletzt fühlte, erließ in seiner literarischen Ritterlichkeit eine Art von Herausforderung an du Perron; dieser, der lange den Fehlern des Buches nachgespürt, nahm den Handschuh mit Freuden auf, und der König fand sich bewogen, einen Saal in Fontainebleau zum Kampfplatze für dieses theologische Turnier zu bestimmen; als Kampfrichter stellte er den Kanzler von Frankreich nebst einigen Gelehrten beider Parteien von gemäßigter Haltung und Farbe auf, unter anderen den Geschichtschreiber de Thou und den vor kurzem nach der Universität von Paris gezogenen Casaubonus. Am 4. Mai 1600 fand die Conferenz in Gegenwart des Königs statt. Du Plessis hatte bei der Ausarbeitung seines Buches die Stellen, die ihm zum Theil von anderen nachgewiesen wurden, nicht alle selbst nachgesehen; im besten Glauben hatte er sich doch starke Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Du Perron warf ihm vor, daß er einige Stellen der Scholastiker und der Kirchenväter falsch ausgelegt, andere nicht richtig noch nach ihrem wahren Wortlaut angeführt habe. Die Bücher wurden nachgeschlagen; es fand sich in der That, wie du Perron behauptet hatte.[2] Dadurch war nun wohl in der Hauptsache nichts entschieden; aber der Eindruck, den es machte, war doch für die Protestanten höchst ungünstig. Du Plessis, der keine

[1] Die Mémoires de Mme. du Plessis sind für die einzelnen Vorfälle des Lebens der ausführlichen Lebensbeschreibung vorzuziehen. Ich combinire sie beide mit den Briefen.

[2] Thuanus lib. 123 p. 894.

Ahnung davon hatte, daß man ihm so bedeutende Versehen nachweisen könne, glaubte jetzt in der ganzen Verhandlung einen feindseligen Plan gegen seine Ehre zu entdecken; ein heftiger Krankheitsanfall, von dem er in der nächsten Nacht heimgesucht wurde, machte es ihm unmöglich, den Kampf fortzusetzen. So viel sah man wohl, daß der Ausgang Heinrich IV. nicht unlieb war. Ein Brief, den er darüber an Epernon richtete, beweist es; er soll denselben später bereut haben. Damals aber machte es ihm offenbar Vergnügen, den Stolz der Calvinisten, die ihre Doctrinen für unwiderleglich hielten, einmal recht nachdrücklich gedämpft zu sehen.

Die Heftigkeit der protestantischen Aeußerungen mochte sich in dem Feuer der ersten Zeiten haben erklären, entschuldigen lassen; wenn aber die beiden Parteien in einem Staate vereinigt sein sollten, so konnte man nicht dulden, daß sie sich erneuerte. Das Fürstenthum mußte auch diese Feindseligkeit der Worte im Zaume halten.

Wie oft haben die römischen Nuntien, im Einverständnisse mit den eifrigsten Katholiken, die Jesuiten und ihre Schüler ihm vorgetragen, daß er sich nicht schmeicheln dürfe, mit beiden Parteien gut stehen zu können; der liebe seine Autorität nicht, wer ihm das als möglich vorstelle;[1] durch die Zugeständnisse, die er den Hugenotten gewähre, werde er nur den größeren Theil der Nation gegen sich aufbringen. Auch Villeroy gesellte sich dieser Ansicht bei. Er bezeichnete es als eine unbezweifelte Regel der Staatsklugheit eines Fürsten, der zwei Parteien in seinem Lande habe, daß er sich der stärkeren anschließen müsse. Heinrich antwortete ihm, er sei anderer Meinung: der Fürst müsse die eine und die andere beherrschen.[2]

[1] Die Instruction für Barberini bezeichnet dieß als eine opinione vana erronea e falsissima; non potra esser suggerita a S. M. da altri, che da politici mal intentionati e da chi non ama la suprema autorita di S. M. nel regno.

[2] So versichert Cardinal Richelieu.

Und wenn es auf die religiöse Meinung des Fürsten selbst ankam, so weiß ich nicht, ob man nicht annehmen muß, daß er sich von den protestantischen Ideen eigentlich niemals ganz losgerissen hat. Es hat sogar Momente gegeben, wo er durch seinen Uebertritt zum Katholicismus Unrecht gethan, ja die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist begangen zu haben glaubte. Einst, in einer gefährlichen Krankheit, hat er dieß Aubigné, den er da noch einmal sah, gestanden; sie hatten ein langes Zwiegespräch, in welchem Heinrich zuweilen auf seine Kniee fiel und betete. Den mannigfaltigen Aeußerungen über seine katholischen Ueberzeugungen gegenüber fällt es doch in hohem Grade auf, daß er einst dem Landgrafen von Hessen geradezu gesagt hat, er denke vor seinem Tode noch einmal seine Hinneigung zu dem reformirten Bekenntniß offen auszusprechen.[1]

Wie er in seiner ersten Jugend von der Mutter zwar einem protestantischen, aber dazwischen auch von seinem Vater einmal einem katholischen Lehrmeister übergeben worden, wie er dann lange Zeit in die Messe und noch längere zur Predigt gegangen war, so lebte in ihm ein Mitgefühl für beide Parteien, das sich in Hinneigungen bald zu der einen, bald zu der anderen aussprach.

In beiden Confessionen gab es gemäßigte Männer, welche, an dem Eigenthümlichen der ihren festhaltend, dennoch den Gedanken einer Vereinigung nährten. Wie verbreitet diese Ansicht auch unter minder bedeutenden Menschen war, die sich zum katholischen Glauben hielten, kann man aus dem Tagebuch Etoile's sehen, das davon voll ist. Unter den Protestanten hegten sie einige große Gelehrte, die, zwar durch und durch evangelisch überzeugt, doch nicht alles billigten, was der Geist der Controverse in den Schulen hervorgebracht hatte und woran

1 qu'il étoit encore dévoué à la religion et que même il avoit le dessin d'en faire de nouveau avant sa fin une confession générale. Rommel, Correspondance de Henry IV. 79.

er festhielt. Da liegen noch Momente, welche, wenn die europäische Welt über ihre leidenschaftlichen Bewegungen wieder einmal zur Ruhe käme, aufgenommen zu werden verdienten. Ich wüßte nicht zu behaupten, daß sich König Heinrich hierüber bestimmte Ansichten und Doctrinen gebildet, einen festgesetzten Plan gehabt hätte. Doch hat er von Zeit zu Zeit bemerken lassen, daß er noch zu einer durchgreifenden, auf die Versöhnung beider Confessionen zielenden Umgestaltung der Kirche wie bestimmt zu sein glaubte. In der Vorrede zum Polybius, die als eine von den großen Vorreden des Jahrhunderts betrachtet wird, hat ihm Casaubonus dieß Unternehmen als das letzte Ziel seiner Thätigkeit an das Herz gelegt. Nachdem der König den Frieden hergestellt, die wildesten Gemüther zur bürgerlichen Eintracht zurückgeführt habe, bleibe ihm noch das größte, gottgefälligste Werk übrig, auch die andere allgemeinste Versöhnung zu Stande zu bringen, nach der sich alle Wohlgesinnten sehnen. Es sei allerdings unendlich schwer; aber von ihm dürfe man erwarten, daß er das Schwerste vollbringe.

Wäre aber von einem solchen Unternehmen nicht noch eine Aufregung der Leidenschaften zu fürchten gewesen, von denen man so viel gelitten hatte? Zunächst stand der König davon ab: als die dringendste Beschäftigung erschien ihm, die Spuren der Gewaltsamkeit zu verwischen, welche von jenen Zeiten her in Frankreich allenthalben sichtbar waren.

„Er hat," so heißt es in dem monumentalen Lobspruche, den ihm Jeannin später widmete, „die Brücken wieder aufgerichtet, welche durch die Wuth des Krieges zerstört worden waren, die Landstraßen wieder erneuert und andere angelegt; er hat einen großen Canal, der Seine und Loire verbinden sollte, von 17 Lieues Länge, mit einer Menge von Schleusen von so großem Aufwande wie die bewunderten Werke des Alterthums, beinahe vollendet; mehr als acht Millionen (Livres) hat er auf Bauten gewandt und dadurch den armen Menschen, die ohne dieß Vagabunden und Diebe geworden wären, zu

verdienen gegeben." Jeannin führte eine ganze Anzahl von des Königs Bauunternehmungen auf, in St.-Germain, Verneuil, Fontainebleau, Monceaux, vor allem in Paris: einen Theil des Louvre und den besten Theil der Tuilerien, Rue Dauphine, Place Dauphine, Place Royale; in der Marais beim Tempel habe er so viel neue Straßen angelegt, als das Reich Provinzen zähle.[1] Da sparte er keine Kosten; es war einer seiner Lebensgenüsse, Paris zu verschönern.

Ueberhaupt aber auf die materielle Entwickelung des Landes war seine Sorgfalt gerichtet.

Mit Sully, der ihm zu allem, was er unternahm, die Mittel herbeischaffte, war er über die Art und Weise der allgemeinen Verbesserung nicht ganz einverstanden. Der solide strenge Minister war fast ausschließend für die Interessen des Ackerbaues: denn darauf beruhe die Wohlfahrt des Reiches; durch die Pflege desselben könne man Frankreich zu dem wohlhabendsten und glücklichsten Lande der Welt machen; der Landbau nähre zugleich Sittenstrenge und Streitbarkeit. Der König war weit entfernt, hierin zu widerstreben; in seinen Edicten erklärt er mehr als einmal, daß der sicherste Gewinn dem Volk aus der Landarbeit komme — er motivirt damit die Anstalten, die er zur Austrocknung der Moräste trifft —; aber zugleich wandte er seine Sorgfalt auch den Interessen des Gewerbfleißes zu. Frankreich sollte, so wünschte er, weder das Tuch von England noch die Leinwand von Flandern brauchen. Er pflegte die Seidenzucht in der Hoffnung, daß künftig einmal der ganze Norden von Europa seine Seide aus Frankreich ziehen werde;[2] besonders in Paris setzte er einige Manufacturen in Gang,

[1] Jeannin à la mémoire perpétuelle de Henry IV, surnommé le grand roy. Bibl. de Bourgogne zu Brüssel.

[2] Das hat Carew von ihm selbst gehört (Relation 434), und zum Theil hat es sich erfüllt. Die Production der heutigen Industrie in diesem Zweige steigt bis auf eine halbe Milliarde und liefert den vierten Theil aller französischen Ausfuhr. Vgl. Wolowski: Henry IV, économiste 21.

welche bereits unter ihm die reichsten und schönsten Stoffe lieferten: die Arbeiter wurden gut gehalten und mit Rücksicht behandelt;[1] in der Vorstadt St.-Marceau finden wir eine aus protestantischen Niederländern bestehende Colonie für Teppiche und verwandte Artikel; eine Commission bestand, welche die mancherlei nicht selten allzuweit gehenden Vorschläge, die in dieser Beziehung gemacht wurden, prüfte und das Ausführbare auszuführen unternahm.

Für den allgemeinen Handel dachte Heinrich IV. sehr ernstlich an eine Verbindung der beiden Meere; die Einwohner von Languedoc und Guienne glaubten, wenn ein solcher Entwurf zur Ausführung komme, eine Hauptstadt, die mit Paris wetteifere, gründen zu können. Man begreift den Gedanken einigermaßen, wenn man sich an die Ausdehnung des Handels von Marseille in diesen Zeiten erinnert. In dem Hafen zählte man dort zuweilen wieder 300 Segel.[2] Die Stadt hatte den levantischen Handel nicht allein für Frankreich und die benachbarten italienischen Landschaften, sondern selbst für die Niederlande und die entfernte Hanse in Händen. Der König vernachlässigte auch die Kriegsmarine nicht ganz; er ließ einige Galeeren bauen, an denen die Italiener eine und die andere Vorrichtung nachahmungswerth fanden; er dachte einmal daran, sich zum Meister von Cypern zu machen.

Andere Aussichten knüpften sich an die Wiederherstellung der unmittelbaren königlichen Herrschaft in den Häfen der

[1] Badoero: studia non solo di rimetter il commercio e le arti, nei luoghi dove erano prima, ma di aggiungerli dove non sono piu state, essendo fra le altre introdotto da nuovo l'arte della seta in Parigi con gran beneficio del regno e danno di quelle parti d'Italia, che mandano panni di seta smaltir nella Francia.

[2] Relatione di Andrea Gussoni 1611: Abbiamo veduto il porto di Massiglia grande et capace non di una sela armata, ma di tutte l'armate congionte insieme, sicuro da tutti li venti, et ora per li grandissimi traffichi è fatto cosi celebre et usitato, che si può dire, che sia quasi l'emporio di tutta Europa, vi erano in esso 300 vasselli.

Normandie und der Bretagne. Heinrich meinte, von da aus mit den Spaniern in Concurrenz um den Welthandel treten zu können, wenn nicht wie England, doch eben so gut wie Holland. Die Absicht, eine nordöstliche Durchfahrt zu unmittelbarem Verkehr mit China und Ostindien zu suchen, ergriff er einmal sehr ernstlich; er trat mit Isaac le Maire und dem gelehrten Geographen Plancius in Verbindung; im Jahre 1609 ist ein Schiff dazu auf seine Kosten in See gegangen. Indessen wurde der alte Gedanke einer amerikanischen Niederlassung wirklich ausgeführt.[1] Ein protestantischer Seecapitän, du Mont, unternahm im Jahre 1601 eine Expedition nur erst zur Entdeckung der Flüsse und Seen; im Jahre 1604 begab er sich mit einem umfassenden, auch auf die Religion bezüglichen Freibriefe von Honfleur aus nach der Küste von Canada; er gründete Port-Royal (Annapolis). Da faßte Champlain, der ihn begleitete, die Meinung, auf diesem Wege durch die Seen, die seinen Namen tragen, vielleicht eine nordwestliche Durchfahrt finden zu können.

Welch eine großartige Anlage hatte die bourbonisch-französische Monarchie in dieser Epoche ihrer ersten Gründung! Einer unendlichen Entwickelung friedlicher Wohlfahrt durch Ackerbau und Gewerbe, innere Cultur und Antheil an dem Welthandel schien sie fähig; gerade daß sie beide Parteien in ziemlichem Gleichgewicht in sich schloß, gab ihr einen universalen Bezug zu allem, was in Europa lebte und mächtig war. Durch die Verbindung mit dem Papst und das Verhältniß, in das Heinrich IV. zu den Jesuiten getreten war, stand die Monarchie, in deren Glücke beide das ihre sahen, mit einem großen Theile der katholischen Welt in engster Beziehung; durch die Theologen von Saumur und Sedan berührte der französische Geist die Schulen von Genf, von Leyden und die schottische Kirche. Auf der einen Seite schloß sich alles an Frankreich

[1] Négociations de Jeannin Tom. III. Petitot XIII, 284.

an, was nicht von Spanien abhängen wollte, auf der anderen alles, was von der Restauration des Katholicismus, wie sie in der übrigen Welt fortschritt, bedroht war, der ganze protestantische Name in Deutschland und im Norden. Da die im strengen Sinne restaurirende Thätigkeit sich an die spanische Macht lehnte, so war es der Gegensatz gegen diese noch in der Welt vorherrschende Gewalt, worin sich alle Directionen vereinigten.

Siebentes Capitel.

Verhältniß zu Spanien. Katastrophe Heinrichs IV.

Durch die Abkunft zu Vervins hatte Philipp II. nicht allein Frieden, sondern auch Freundschaft zu schließen gemeint; diese erwartete die Regierung Philipps III.; sehr bald aber sah sie sich enttäuscht. So stark war die gemeinschaftliche religiöse Idee und das allerdings vorhandene Bedürfniß guten Vernehmens doch nicht, um die uralten politischen Gegensätze zu verwischen. Auch die Spanier haben, nachdem sie in den ersten Jahren an sich gehalten, sich dann doch wieder entschlossen, die Regungen der Empörung zu unterstützen, die sich in Frankreich zeigten. Aus den Bekenntnissen Auvergne's geht hervor, daß Fuentes in Verbindung mit Biron stand; der Hof zu Madrid hätte gewünscht, daß eine ähnliche auch mit Bouillon zu Stande gekommen wäre; dem spanischen Botschafter war eine Summe Geldes zur Verfügung gestellt, um mit den mißvergnügten Franzosen in Verbindung zu treten;[1] in jeder feindseligen Kundgebung im Innern bemerkte Heinrich IV. die Hand der Spanier oder glaubte sie zu bemerken.

Bei mehr als einer Gelegenheit ward dann in Frankreich über eine Wiederaufnahme des offenen Krieges berathen.

Im Jahre 1603, unmittelbar darauf, nachdem die Fran-

1 Consulta 25 Enero 1602. Der König wird gebeten, de ordenar, que a Don Mendo se provea de dinero por los gastos de aquella embaxada y acudir a las intelligencias segretas.

zosen ihr Bündniß mit Graubündten erneuert hatten, errichtete der Governator von Mailand eine Befestigung an der Grenze dieses Landes, in der ausgesprochenen Absicht, wenn Frankreich auf jenem Wege sich einen Zugang nach Italien offen zu halten gedenke, ihm denselben zu schließen. Im Conseil Heinrichs IV. überlegte man, ob man nicht dem Beginnen der Spanier, durch welches die Freiheit von Valtellin und Graubündten gefährdet werde, unverweilt entgegentreten sollte. Nach den Nachrichten der Venetianer war Villeroy dafür; denn man würde sonst allen politischen Einfluß auf Italien aufgeben, der Name der Franzosen würde daselbst in Vergessenheit gerathen; aber Sully erklärte sich dawider. Er wollte die Hoffnungen des Friedens, die Herstellung des inneren Wohlstandes nicht an eine so fernliegende Unternehmung wagen, zumal da er von der Theilnahme der Italiener nur eine sehr geringfügige Meinung hegte.[1] Der König begnügte sich endlich mit der Erklärung, daß er eine Ueberwältigung Valtellins, wie sie Spanien im Sinne zu haben scheine, niemals dulden, seinen Bund mit Graubündten mit allen Kräften aufrecht erhalten werde.[2]

Im Jahre 1606 kam es zu Irrungen zwischen der Republik Venedig und dem Papste, welche eine Zeitlang nur durch Gewalt geschlichtet werden zu können schienen. Frankreich ward davon vielfach berührt: einmal durch die allgemeine Bedeutung der kirchenrechtlichen Fragen, die dabei zur Sprache kamen, sodann weil es zwei seiner Verbündeten waren, die sich bitter entzweiten. Ueber die Art und Weise, die Sache zu behandeln, waren Villeroy und Sully auch dießmal verschiedener Meinung. Der erste sah in dem Zerwürfnisse hauptsächlich eine Gelegenheit, sich den Papst auf immer zu verpflichten; man hatte ihm Schuld gegeben, er habe sich dabei die Cardinalswürde verdienen wollen,

1 Besonders Simon Contarini, Historia Veneta Ms.

2 P. Priuli: che da lei cio non sarebbe stato permesso, per la protettione che aveva del stato di quella natione. Fa ogni possibile il re per mantenere viva d'alleanza che tiene con quella natione.

die ihm dann den höchsten Rang unter den Räthen des Königs gegeben hätte. Sully dagegen war der Ansicht, man möge die beiden Mächte nur ihre Sache mit einander allein ausfechten lassen: Frankreich könne die Venetianer unter der Hand unterstützen, ohne daß es sich sogleich mit dem Papste zu verfeinden brauche; würden die Spanier dadurch in Italien beschäftigt, so müsse das den alten Verbündeten der Krone in den Niederlanden zu statten kommen. Man könnte die Theilnahme nicht beschreiben, welche die venetianische Sache in Frankreich fand bei den dem Papstthum abgeneigten Katholiken vermöge der Sympathie, die Fra Paolo durch die Gediegenheit und Neuheit seiner kirchenrechtlichen Ausführungen erweckte,[1] sowie bei dem kriegsbegierigen Adel, der mit Vergnügen in die Dienste der Republik getreten wäre, die für unermeßlich reich galt.[2] Der venetianische Gesandte versichert, daß diese Stimmung der Franzosen nicht wenig beigetragen habe, den päpstlichen Hof zum Frieden geneigt zu machen: in kurzem sehen wir die Höfe von Frankreich und von Spanien nicht in Kriegsverbindungen, sondern in Vermittlungen des Friedens wetteifern. Wenn die Venetianer nicht genöthigt wurden, die Jesuiten wieder aufzunehmen, so verdankten sie das mehr den Spaniern, als den Franzosen. Mochte der Austrag, den man traf, auch nicht so ganz vortheilhaft für die Republik sein, als sie angab, so war es doch schon etwas, daß sie sich nicht unbedingt hatte unterwerfen müssen; die innere Opposition in der katholischen Kirche, namentlich in Frankreich, nährte sich an dem Ereignisse.

Den nächsten und einen niemals fehlenden Anlaß zu Entzweiungen bot der Fortgang des Krieges zwischen Spanien und den vereinigten niederländischen Provinzen dar.

Heinrich fuhr auch nach dem Frieden, ohne Rücksicht auf

[1] Außerordentliche Lobpreisungen spenden ihm Causabonus und Scaliger.

[2] Relatione di Pietro Priuli delle cose ecclesiastiche 4. Sept. 1608; hier meine Quelle. Vom Könige Heinrich sagt der Gesandte: che non molta arte vuol cavar dell' altrui interesse il proprio commodo.

denselben fort, die Holländer zu unterstützen. Er entschuldigte dieß damit, daß er denselben nur seine Schulden abtrage; aber er ließ auch geschehen, daß seine Unterthanen in allen Hafenplätzen ihnen beistanden und französische Kriegsleute an ihren Feldzügen Theil nahmen; er hatte kein Hehl, daß er in der Behauptung der vereinigten Provinzen den Vortheil von Frankreich erblicke; das müsse, sagte er, ein schlechter Franzose sein, der nicht den Holländern den Sieg wünsche. Nachdem er eine Zeit lang weniger für sie gethan, erwachte sein ganzes Interesse wieder, als sich im Jahre 1607 die Holländer, durch die wohlberechnete Kriegführung Spinola's bedrängt, in Verhandlungen mit Spanien einließen. Ein Friede zwischen beiden ohne seine Vermittlung schien ihm für Frankreich gefährlich zu sein. In einem förmlichen Defensivvertrage vom Januar 1608 versprach er den vereinigten Provinzen seinen Beistand, um ihnen einen guten Frieden zu verschaffen. Seine Minister bestärkten sie darin, auf die volle Anerkennung ihrer Selbständigkeit zu bestehen,[1] die Gewährung „des authentischen Titels, durch den sie vor der Welt als ein freies Gemeinwesen erscheinen würden.“ Wenn die Spanier dagegen unter anderem die Erlaubniß der ungehinderten Ausübung der katholischen Religion in Antrag brachten, so ward diese Bedingung von der französischen Regierung, so gut katholisch sie sonst erscheinen wollte, nur lau befürwortet.

Es waren besonders diese religiösen Beziehungen des Streites, der Widerstand, den der sonst überall wieder fortschreitende Katholicismus an dieser Stelle fand, durch welche der Gedanke, die beiden Mächte, von deren Gegensatz alles abzuhängen schien, noch wahrhafter mit einander zu versöhnen, als es zu Vervins geschehen war, eben auf der geistlichen Seite

[1] pour la justification plus grande de leurs armes et établissement de leur gouvernement à l'avenir. Instruction für Jeannin, Négociations I. Vgl. das Schreiben von Sully 26. Febr. 1608. Négociations III, 213.

ernstlich angeregt wurde. Soviel ich finde, haben zuerst ein paar niederländische Jesuiten darüber mit dem Könige von Frankreich gesprochen, und sehr merkwürdig ist, was sie vorschlugen. Eine seiner Töchter sollte mit dem zweitgebornen Sohne des Königs von Spanien vermählt werden und die Regierung der gehorsamen Provinzen nach dem Tode des Erzherzogs und der Infantin an diesen übergehen; Heinrich IV. würde dagegen bei den vereinigten Provinzen die Anerkennung der Hoheit des Erzherzogs und die Herstellung der katholischen Religion auswirken. So dachten sie das Interesse der Familie Heinrichs IV. auf das engste mit der Sache des Katholicismus in den Niederlanden zu vereinigen; für den Preis, daß Holland einst seiner Tochter, seinen Enkeln gehorchen würde, sollte Heinrich selbst helfen, es zum Gehorsam und zum Katholicismus zurückzubringen.

Es ist nicht ganz klar, welche Ansicht Heinrich im ersten Augenblicke hierüber geäußert hat, später leugnete er jedes eigentliche Einverständniß; die Jesuiten dagegen behaupteten, er habe diese Auskunft nicht allein angenommen, sondern sogar selbst vorgeschlagen.[1] Der päpstliche Nuntius und die römische Curie, entweder von seiner Geneigtheit überzeugt, oder in der Hoffnung, ihn dazu fortzureißen, ergriffen dieselbe mit der lebhaftesten Theilnahme: von Rom aus ward sie in Spanien in Vorschlag gebracht.

Am Hofe zu Madrid war man nicht ohne Bedenklichkeit

[1] si offerse di fare che gli stati rimanessero soggetti all' arciduca come gli altri paesi; et che vi si restabilisse la religione cattolica ogni volta che il re di Spagna investisse la Fiandra per dopo la morte dell' arciduca e dell' infanta il suo secondogenito al quale S. M. Chr. maritarebbe una sua figlivola. Nuntius Ubaldini, Lettere, December 1607. Der Gesandte des Erzherzogs selbst, Pecquius, spricht von der Familienverbindung als dem einzigen Mittel der Herstellung des Friedens: l'alliance avec la promesse des pays bas; advenant la condition de retour, opposée au transport d'iceux, l'on réduira les dits états a l'obéissance de V. A. en rétablissant la religion catholique aux dits pays tout au plein. Cotton hat das als die Meinung des Königs bezeichnet.

über den Ausgang. Aber man glaubte zu bemerken, daß Heinrich in der That immer eifriger katholisch werde, wie denn damals eine Kasse zur Beförderung der protestantischen Bekehrungen eingerichtet wurde und Pater Cotton als erster königlicher Beichtvater auftrat, eine Stelle, die bisher der Pfarrer von St.-Eustache, mehr ein Mann von vermittelnder Gesinnung, bekleidet hatte. Und so gab man sich dort wirklich der Hoffnung hin, eine Allianz in altkatholischem Sinne zugleich gegen die Ketzer und gegen die Ungläubigen mit Frankreich zu schließen. Dann sollte Afrika durch gemeinschaftliche Anstrengungen bezwungen, Algier von den Einen, Tunis und Tripolis von den Anderen angegriffen werden; zugleich aber sollte Frankreich den Spaniern zur Unterwerfung von Holland zu Hülfe kommen. Alle Bedenken verstummten im Angesicht dieser weltumfassenden Aussichten. Einer der Großen des Reiches, Pedro del Toledo, der, weil er mit der Königin Maria Medici in verwandtschaftlicher Verbindung stand, dazu besonders geeignet schien, übernahm es, die Sache durchzuführen. Im Juli 1608 langte er mit einem prächtigen Gefolge von mehr als hundert Personen in Fontainebleau bei dem König an, der ihn mit lebhaftester Erwartung empfing.

Aber wie unendlich schwer ist es auch für Staaten, alte, eingewohnte, ja eingelebte Antipathien zu beseitigen!

Don Pedro de Toledo hat keineswegs, wie man ihm Schuld gab, den Auftrag, den er empfangen, überschritten: der päpstliche Nuntius, der seine Instruction sah, versichert, er habe mehr Oel als Wein in dieselbe gegossen; aber sie ging von Gesichtspunkten aus, von denen man in Frankreich keinen Begriff mehr hatte. Das erste Wort des Botschafters reichte hin, um den König in Feuer und Flamme zu setzen.

Don Pedro begann damit, von den Eröffnungen zu reden, welche der König von Frankreich seinem Herrn in Bezug auf eine zwischen ihren Kindern zu treffende Vermählung habe machen lassen, auf welche dieser gern eingehen werde; nur

wundere ihn, daß Seine allerchristlichste Majestät die Holländer indessen zu unterstützen fortfahre und sogar einen neuen Bund mit ihnen geschlossen habe. Heinrich IV. antwortete mit Heftigkeit, er habe keinerlei Anträge über eine Familienverbindung gemacht; wenn Andere das gethan, so sei es ohne seinen Auftrag geschehen; in Erstaunen setze ihn, daß man ihm davon spreche, seine Verbündeten zu verlassen: das würde heißen, seiner Ehre den Abschied geben; er würde sich, fuhr er auf, eher den Hals abschneiden lassen, als eine solche Treulosigkeit begehen. Beide schieden in großer Aufregung von einander: der König sagte, Don Pedro sei gekommen, um ihn zu bedrohen; dieser langte sehr verstimmt in Paris an und gab zu vernehmen, wenn er die empfangene Antwort in aller ihrer Schärfe nach Hause berichte, so werde jede weitere Verhandlung unmöglich werden. [1]

In Spanien gewann eben damals der Kriegseifer des Grafen Fuentes über die friedfertige Politik Lerma's am Hofe die Oberhand. Don Pedro, der sich der letzteren zugesellte, versicherte jedoch, sie behaupte sich nicht ohne den größten Widerspruch.

Der Nuntius, der sich von dem einmal gefaßten Gedanken nicht losreißen konnte, machte noch mancherlei Versuche der Vermittlung. Zuweilen war mehr von dem zu schließenden Frieden die Rede; Heinrich IV. meinte, daß sich Spanien mit einer partiellen Herstellung des Katholicismus auch nur in einigen wenigen Orten begnügen könne. Don Pedro antwortete: sein Herr könne auf die Herrschaft Verzicht leisten, denn das hänge von ihm ab, aber nicht auf das, was die Sache der Kirche sei: die heilige Religion, die er in allen seinen übrigen Ländern aufrecht erhalte, dürfe er nicht von den Nieder-

[1] Die ausführlichste Notiz hierüber findet sich in dem Schreiben von Pecquius an den Erzherzog, 31. Juli 1608, Archiv zu Brüssel; das Schreiben des Nuntius stimmt völlig überein, ist aber minder ausführlich.

landen ausschließen lassen, ohne Abbruch seiner Ehre, ohne Gefahr für die Ruhe der anderen. Mehr als einmal waren die beabsichtigten Heirathen der Gegenstand der Unterhandlung. Der Nuntius kam auf eine neue Investitur der Niederlande zu Gunsten der nachgebornen Kinder zurück, von der er noch alles hoffte; die Franzosen aber sagten, wenn man die Niederlande nicht dergestalt von Spanien trenne, daß diese Provinzen weder rechtlich noch factisch jemals mit der Monarchie wieder vereinigt werden könnten, so sei an ein Aufgeben ihrer Verbindung mit den Holländern nicht zu denken. Der König selbst äußerte dieß in einer Zusammenkunft mit dem Botschafter. Don Pedro antwortete hierauf in deutlichen und unumwundenen Worten: solle es bei der Losreißung der protestantischen Provinzen bleiben, so dürfe man nicht erwarten, daß Seine katholische Majestät jemals einwillige, auch die gehorsamen von seiner Krone trennen zu lassen; vielmehr sollten dieselben alsdann auf immer mit dieser vereinigt werden, ohne jemals einen besonderen Fürsten zu haben; man werde ihnen die Privilegien der Grafschaft Burgund geben und sie auf eine Weise behandeln, daß sie die Freiheit der anderen nicht zu beneiden brauchten.

Hätte sich Heinrich IV. zu dem Versprechen verstanden, seine Waffen gegen Holland zu wenden, so würde, soviel man sieht, jene Combination sich vielleicht noch haben ausführen, eine eventuelle Trennung der gesammten Niederlande bewirken lassen; aber er hätte dann mit seiner eigenen Vergangenheit gebrochen, die Weltstellung aufgegeben, die ihm die Verbindung mit den Protestanten verschaffte; er konnte sich nicht dazu entschließen. Vollends unmöglich war für ihn, die Holländer zum Gehorsam zu bringen und sich dann doch der Gefahr auszusetzen, daß bei irgend einem Todesfall in dem spanischen Hause die gesammten Niederlande wieder mit Spanien vereinigt würden. Ganz im Gegentheil war sein Sinn gewesen, beide Theile von dieser Krone loszureißen, den einen durch den Frieden, den

anderen durch die neue, mit der Familienverbindung zu vereinigende Investitur.

Wenn Heinrich IV. der Unterstützung der Protestanten, namentlich auch der Hülfe der Holländer während des Bürgerkrieges unendlich viel zu verdanken gehabt hatte, so hat er ihnen dieß, auch nachdem er zum Katholicismus übergetreten war, in der That vergolten. Einen Augenblick mag ihn, wir wollen es nicht leugnen, obwohl auch nicht behaupten, die Aussicht auf die Trennung der gesammten Niederlande von Spanien und ihre Vereinigung unter der Herrschaft der Kinder seiner Tochter verblendet haben; aber sehr bald kehrte er auf seinen natürlichen Standpunkt zurück. Er wollte nicht selbst Hand anlegen, die mit so vielem Blut eroberte Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen zu vernichten, noch sich mit dem protestantischen Element entzweien, wieviel man ihm auch von dessen Verbindung mit den Hugenotten, deren er niemals vollständig sicher sei, sagen mochte. Bei der Unterhandlung leistete er den Holländern seinen besten Beistand.

Noch einmal beschwerte sich hierüber Don Pedro de Toledo sehr lebhaft; er sagte, auch sein Herr könne sich einmal bewogen finden, Rebellen des Königs von Frankreich zu unterstützen. Aber darüber wallte das Selbstgefühl Heinrichs IV. aufs neue auf. Er faßte die Drohung noch schärfer, als sie ausgesprochen war; er werde, entgegnete er — denn die Erzählung darüber scheint unverwerflich — eher auf seinem Sattel sitzen, als der König von Spanien den Fuß im Steigbügel habe.[1] Sich ruhig haltend und keine Form der Ehrerbietung verletzend, welche gekrönten Häuptern gebührt, aber tief beleidigt, verließ Don Pedro Frankreich; er theilte seinem Hofe sein Entrüstung mit.

[1] Siri, Memorie recondite II, 17; aus einem Schreiben des Gesandten von Savoyen, 16. Febr. 1609. In unserer Abschrift der Berichte des Nuntius fehlt der Anfang dieses Jahres.

Die Abkunft mit den Holländern wurde dadurch nicht gehindert. Zu einem Frieden konnte es nicht kommen, da die Spanier ihre Bedingungen nicht fallen lassen wollten und die Holländer sich nicht genöthigt sahen, sie anzunehmen; aber ein Stillstand ward geschlossen, und zwar ein Stillstand auf zwölf Jahre; und wie lang erscheint nicht ein solcher Zeitraum bei seinem Anfange! Frankreich sah einen Gewinn darin, daß die Unabhängigkeit der Niederlande für dieselben in einer Formel festgesetzt wurde, welche auch die Krone von Spanien band.

Eben war alles unwiderruflich festgesetzt, als eine neue Differenz der beiden Mächte eigentlich über eine deutsche Frage, die aber sofort die größte in der allgemeinen Politik wurde, ausbrach.

Von allen deutschen Successionsstreitigkeiten ist die jülich-clevische durch die Länge der Zeit, in welcher sie die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, durch die Mannigfaltigkeit der Interessen, die sie in Bewegung gesetzt hat, und durch ihre welthistorischen Folgen die merkwürdigste. Schon im funfzehnten Jahrhundert war diese Erbfolge ein Gegenstand des in die Ferne blickenden Ehrgeizes; im achtzehnten hat sich die Feindseligkeit zwischen Preußen und Oesterreich daran entzündet.

Es war im März 1609, daß der letzte einheimische Herzog von Jülich, Berg und Cleve mit Tod abging. Die nächstberechtigten Erben, der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, zögerten keinen Augenblick, Besitz zu ergreifen; aber dieß Wachsthum der beiden Fürsten, namentlich des ersten, und der Vortheil, der dadurch dem Protestantismus im Reiche zu Theil wurde, versetzten den kaiserlichen Hof in Mißstimmung; es war kein Zweifel, daß er sich der Besitznahme widersetzen, sie zu stören suchen würde.

Bei der engen Verbindung des Hauses Spanien mit Oesterreich und dem Kaiserthum erschien diese Sache fast als eine Fortsetzung der niederländischen. Heinrich IV., längst mit den

beiden Fürsten einverstanden, war keinen Augenblick zweifelhaft, was er in der Sache zu thun habe.

An dem Tag, an welchem er die Nachricht von dem eingetretenen Todesfall erhielt, gab er seinem in Holland beschäftigten Gesandten zu erkennen, daß die Absicht des Kaisers und des Erzherzogs sein werde, sich der Festungen jenes Landes zu bemächtigen und den besten Theil desselben für sich zu behalten; er seines Orts könne das niemals gestatten, aus Rücksicht auf die berechtigten Fürsten so wenig, wie seiner Krone wegen: er könne nicht dulden, daß dieses Haus sich vergrößere; wenn darüber das Kriegsfeuer wieder angefacht werde, so sei er entschlossen, den Kampf anzunehmen und sich so tief wie möglich hineinzustürzen. [1]

Mit dem Abschlusse des Stillstandes zwischen Spanien und Holland war es in diesem Augenblicke schon zu weit gediehen, als daß er sich noch hätte aufhalten lassen. Jeannin hielt für genug, daß der Mann, der die Geschäfte der Republik hauptsächlich leitete, Oldenbarneveld, ihm die Versicherung gab, sie werde mit dem Könige gemeinschaftliche Sache machen, wenn er sich des Kurfürsten von Brandenburg annehme, gegen Jedermann, wer es auch sei. Ihre natürliche Politik mache ihnen zum Bedürfniß, am Niederrhein einen zuverlässigen Nachbar zu haben. [2]

Dagegen trat aber auch andererseits ein, was der König gefürchtet hatte. Dem Erzherzoge Leopold, dem vom Kaiser ein Auftrag in dieser Sache gegeben worden war, gelang es, sich in der vornehmsten Feste des Landes, in Jülich, Eingang zu verschaffen. Die beiden Systeme, welche Deutschland und Europa

[1] An Jeannin, 3. April 1609: Je vous déclare que je voudrois être de la partie et m'y plonger des plus avant. Négociations V, 330.

[2] Jeannin an Heinrich IV., 8. April: Le sieur Barnefeld m'a dit et répété que si V. M. veut prendre la défense de l'électeur de Brandebourg qui semble avoir le plus apparent droit, — ils se joindront avec elle pour faire la guerre à qui que ce soit.

trennten, geriethen darüber in offenen Hader. Im Sommer 1609 schien es zuweilen, als würde sich der Streit unter Theilnahme eines europäischen Congresses in Güte beilegen lassen: denn einen kaiserlichen Richterspruch hielt man von vornherein für parteiisch; aber das zeigte sich bald als unausführbar. In dem Herzogthum brach der Krieg zwischen beiden Parteien aus. König Heinrich, bei dem einmal gefaßten Entschlusse beharrend, traf Vorbereitungen, um, mit anderen gleichgesinnten Fürsten im Bunde, den Erzherzog aus der Festung und dem Lande Jülich zu vertreiben.

In der Festsetzung der spanisch-österreichischen Macht am Niederrhein, unter welchem Namen sie auch geschehen mochte, sah er eine Bedrohung zugleich der Niederlande, der protestantischen Fürsten in Deutschland und der eigenen Sicherheit. Eines Tages ließ ihm der Erzherzog Albert sagen, er wolle sich nicht in diese Streitigkeit mischen und dafür sorgen, daß auch der König von Spanien das nicht thue; man möge sie den Deutschen auszumachen überlassen. Aber König Heinrich wollte davon nichts hören: „mögen sie thun, was sie wollen, ich werde mich der Sache annehmen." Daß die Spanier sich ihm dabei widersetzen würden, machte ihm keinen Eindruck; er wollte es darauf ankommen lassen.[1]

Indessen auch er hatte eine verwundbare Seite, die jetzt noch einmal sehr empfindlich berührt werden sollte.

Bei den Prinzen aus dem Hause Bourbon ist es immer Sitte, gleichsam Natur gewesen, sich von ihrem geborenen Oberhaupte zu trennen und ihre eigene Politik zu versuchen. Der nächste Prinz von Geblüt war damals Heinrich II. von Condé, den der König nach seinem Beispiele zum Katholicismus überzutreten bewogen hatte. Anfangs gefiel sich derselbe, wie berührt, in einer Art Schaustellung protestantischer Hinneigungen;

[1] qu'ils s'en mêlent ou qu'ils s'en abstiennent, comme ils voudront, je ne laisserai pas de m'en mêler.

der König hat ihm einmal verwiesen, daß er den ganzen Tag mit Hugenotten umgehe; später ist er eines der vornehmsten Werkzeuge zu deren Ruin geworden. Er war ausschweifend, unzuverlässig, hochfahrend; die beschränkten Umstände, in denen er leben mußte, hielten ihn nicht ab, sondern reizten ihn gerade, sich den ehrgeizigsten Gedanken hinzugeben.[1] Man sollte es nicht glauben, aber es ist gewiß: er behauptete, daß die Nachfolge im Reiche vielmehr ihm selber, als dem angeblichen Dauphin gebühre.

Ueber den Ursprung seiner Verbindung mit den Spaniern ist noch nichts Ueberzeugendes zu Tage gekommen: Heinrich IV. hat behauptet, Condé sei von ihnen verführt worden, wie Biron, wie die Marquise von Verneuil; er selbst aber trug bei, dem Prinzen Gelegenheit oder wenigstens den Vorwand zum Abfalle zu geben.

Es war auf seinen Antrieb geschehen, daß Condé sich mit der jüngsten Tochter des Connetable Montmorency vermählt hatte. Deren Vater hat wohl gesagt, ein Schwiegersohn von einer minder glänzenden Stellung wäre ihm doch bei weitem lieber gewesen: denn er kannte die Unzuverlässigkeiten Condé's; aber der König wünschte und forderte es. Die Prinzessin, in der ersten Blüthe der Jugend, war von einer Grazie und Anmuth, welche alle anderen Damen des Hofes in Schatten stellte. Der König selbst sah sie mit leidenschaftlichem Wohlgefallen; er wünschte sie durch eine Vermählung in seine nächste Verwandtschaft zu fesseln, wie er versichert hat, nur um sich ihrer Gegenwart und ihres Anblicks zu erfreuen. Ein Verhältniß von romaneskem Anfluge bildete sich zwischen ihnen; die Prinzessin betrachtete den König als ihren Ritter,

[1] Pietro Priuli: Ha humori maggiori della sua fortuna (er hatte nämlich eine Pension von nur 30,000 Ecus) che fanno progressi grandissimi: ma non è altro in lui che l'apparenza di grandezza et una ferocia inconsiderata.

dieser hielt für sehr erlaubt, denn kein Gesetz der Welt verbiete das, ihr als seiner Dame zu huldigen.

Sei es nun aber, daß dem Prinzen die Sache nicht so ganz harmlos vorkam, oder daß er sich dieses Vorwandes nur bedienen wollte, zuerst entfernte er sich mit seiner Gemahlin vom Hofe; dann aber, als der König sowohl wie sie selbst hierüber ungeduldig wurde, hielt er für gut, das Reich zu verlassen; seine Gemahlin nöthigte er, ihn zu begleiten;[1] sie war dazu so wenig vorbereitet, daß, als sie in Brüssel anlangten, die Infantin Isabella sich veranlaßt sah, ihr einige Stoffe zum Geschenk zu machen, damit sie sich nur anständig kleiden konnte.

Wenigstens die Infantin und ihr Gemahl hatten von dem Vorhaben des Prinzen keine Ahnung gehabt; sie geriethen durch seine Gegenwart in peinliche Verlegenheit. Sie wußten die Prinzessin, die von ihrem Gemahl nicht so behandelt wurde, wie ihr Geschlecht und ihr Rang gefordert hätten, von demselben zu trennen; sie gewährten ihr eine Freistatt in ihrem Palast; aber damit befriedigten sie weder ihren Vater noch vollends den König von Frankreich, die es vielmehr als eine Beleidigung betrachteten, daß die Prinzessin nicht, wie sie gewünscht hatten, nach Frankreich zurückgeschickt wurde. Von ihr aufgefordert, sich ihrer als seiner Dame anzunehmen, zeigte sich der König lebhaft erregt und sehr geneigt dazu; seine geistliche Umgebung gab dem erzherzoglichen Hofe den Rath, bei einer Flucht der Prinzessin durch die Finger zu sehen; sie möchte sonst, eine neue Helena, den Ausbruch eines blutigen Krieges veranlassen. Allein wie wäre von dem Hof in Brüssel, der seinen Ruhm in Zucht und ehrbarer Sitte suchte, die Begünstigung einer ungesetzlichen Neigung zu erwarten

[1] Villeroy sagt zu Pecquius: que le Prince a constraint par force la dite princesse, le pistolet au poing, de s'en aller avec lui aux pays bas. — Siri weiß von segni d'aborrimento, die zwischen Prinz und Prinzessin vorgekommen &c.

gewesen?[1] Und auch der König wollte nicht Wort haben, daß die Sache ihm so tief gehe. Man breite aus, sagte er, daß ihn die Leidenschaft verführe; aber die Welt werde seine Jahre erwägen und das nicht glauben; wenn der Hof von Brüssel die Prinzessin ihrem Vater zurückgebe, so werde er mehr zu thun haben, als sich mit ihr zu beschäftigen, da er im Begriffe stehe, mit seinem Heere nach Deutschland zu gehen.[2]

Den vollen Nachdruck seines Unwillens warf er dagegen auf den Prinzen, dessen Betragen, man kann es nicht leugnen, ganz dazu angethan war, denselben zu erwecken. Bei einem Gastmahle, wo man der Königin von Frankreich gedachte, hat Condé gefragt, wie denn die wahre Königin von Frankreich heiße. In seinem Gespräche mit dem Nuntius stellte er unumwunden die Behauptung auf, daß die Ehe Heinrichs IV. mit Maria Medici unrechtmäßig und er selber der einzig berechtigte Nachfolger sei. Er declamirte darüber, daß die Strenge der Regierung das ganze Reich mit Mißvergnügten erfüllt habe; es bedürfe nur einer momentanen Entfernung des Königs, etwa eben in dem Krieg, um ihm, dem Prinzen, für seinen Anspruch Anhänger zu verschaffen; was dürfe er aber nicht vollends bei dessen Tode hoffen? Er vertraute dem päpstlichen Nuntius in Brüssel an, daß er auf Guise, Epernon und Bouillon mit Bestimmtheit zählen könne; ferner meinte er Grund zu haben, auf die Beistimmung von Nevers in der

[1] Pecquius schreibt als die Meinung Cottons an die Infantin: que V. Altesse en termes de conscience et d'honneur se peut résoudre à cette escapade.

[2] Il mondo avrebbe piu riguardo all' eta sua, se fosse resa la principessa al suo padre, havrebbe S. M. altri pensieri che di vederla, hora che si prepara passare coll' esercito all' Alemagna. (Lettere di Ubaldini, 14. April.) Nach der mündlichen Erzählung Ubaldini's, welche Pecquius wiederholt, sagte der König: que c'estoit abus de penser qu'il procedast en ce fait par passion amoureuse, veu qu'il y avoit plus belles femmes en France, que la princesse; mais posé le cas qu'il fût amoureux, il demande si V. A. en la retenant en captivité ne feroit pas un acte qui luy seroit en grand dépit.

Champagne und St.=Paul in der Picardie zu rechnen. Bei den Parlamenten, denen der König viele Entscheidungen, die ihnen angehören, entziehe, erwartete er lebendige Theilnahme zu finden. Von den Spaniern verlangte er kein Heer, um ihn zurückzuführen, sondern nur geheime Unterstützung und Geld. In dieser Gesinnung, unter diesen Entwürfen verließ der Prinz die Niederlande und begab sich nach Mailand zu dem Gouverneur, der schon immer die Fäden aller Verbindungen gegen Frankreich in den Händen gehabt hatte.[1]

Sehr verbreitet war damals die Meinung, daß bei dem Tode Heinrichs IV. das alte empörerische Treiben in Frankreich wieder erwachen, die Erbfolge des Dauphin in Zweifel gerathen werde.[2] Ein Beweis davon ist unter anderem, daß die Venetianer, denen Heinrich in jenen Zeiten seine Allianz antrug, das Motiv dafür in dem Wunsche fanden, seinem Sohne die Stütze einer politisch einverstandenen Macht zu verschaffen, aber Bedenken trugen, darauf einzugehen, so erwünscht ihnen auch sonst ein solches Bündniß gewesen wäre, weil sie sich nicht länger als für die Lebenszeit des Königs verpflichten mochten; von den Spaniern wußte Jedermann, daß sie seine Dynastie nicht liebten: man darf sich nicht wundern, daß Heinrich IV. durch eine Verbindung derselben mit dem ersten Prinzen von Geblüt, der das Erbrecht seiner Kinder anfocht, beunruhigt wurde.

Ueberzeugt, daß Condé sich sofort unterwerfen würde, wenn

[1] Ubaldini, 16. Febr. 1610. Der König klagt: che sia sopportato il principe il qual ha publicamente sparlato della regina, et ardito attaccare il matrimonio e dichiarare consequentemente le sue pretensioni alla corona contra il Delfino: — temerità grande che questo è segno chiaro, che vogliono i Spagnoli nutrirlo et eccitare questa tempesta di guerra civile in Francia alla morte di S. M.

[2] Relatione di Priuli 1608: Procura di lasciar appoggiata la sua discendenza all' affettione di principe che camini co' suoi interessi. Sa che i principi del regno non attendono altro che la sua morte, per procurar di far nascere tumultuationi.

ihm Spanien nicht beistünde, forderte der König dessen Auslieferung von Philipp III., um der Rücksicht willen, die ein Fürst auf den anderen nehmen müsse: er wenigstens würde, wenn sich Jemand in Bezug auf Spanien Aeußerungen erlauben sollte, wie der Prinz in Bezug auf Frankreich, einen solchen nicht in seinem Lande dulden. Aber in Spanien glaubte man Heinrich dem IV. das nicht schuldig zu sein. Der Graf von Lerma antwortete: die Sitte der Könige von Spanien sei es immer gewesen, Unterdrückten ihren Beistand zu leihen; so wolle er es auch dießmal halten. Er erinnerte an frühere und spätere Beleidigungen, die er von Frankreich erfahren habe; wie sei noch zuletzt Don Pedro behandelt worden? Aber sein Herr habe sich entschlossen, auf ähnliche Unterhandlungen niemals wieder einzugehen.

So durchsetzte sich das politische Zerwürfniß mit sehr persönlichen Gründen des Haders und des Hasses. Heinrich IV. drohte, sich gegen dieses Verfahren mit den Waffen Recht zu schaffen. Er wiederholte, so oft man auf die Sache zu reden kam, die Absicht der Spanier sei, vermittelst der Ansprüche des Prinzen Frankreich in neue Verwirrung zu stürzen, aus seinem Sohn einen armen Dauphin, aus der Königin, seiner Gemahlin, eine arme Wittwe zu machen; er aber wolle es dahin nicht kommen lassen. Unter den Großen des Hofes stimmten ihm manche laut und öffentlich bei. „Sire,“ so redete Cardinal Joyeuse ihn an, „die Spanier haben uns den Prinzen debauchirt, sie müssen ihn uns wieder herausgeben.“ Villeroy suchte dem niederländischen Gesandten auszuführen, daß es wegen der Sache von Jülich und Cleve noch nicht unbedingt zum Kriege kommen müsse; wohl aber könne das wegen des Prinzen geschehen, auf den die Schuld eines allgemeinen Blutvergießens zurückfallen werde.

„Verwahret ihn wohl,“ sagte der König dem spanischen Gesandten; „er wird von Mailand nach Spanien kommen; hebt ihn euch auf gegen meine Söhne für die Zeit, wenn ich

todt sein werde."[1] Er erinnerte denselben an die Verbindungen, in denen Spanien so oft mit seinen Rebellen und Gegnern gestanden habe: warum lasse man jetzt der Prinzessin von Condé nicht die Freiheit, nach Frankreich zurückzukehren; sie sei eine Französin, keine Niederländerin. „Will," fuhr er fort, „der König von Spanien Herr der ganzen Welt sein?"

Im April waren die Rüstungen zu dem Kriegszuge nach Jülich in vollem Gange. Man hörte, Epernon solle sein Amt bei der Infanterie, Sully das seine bei der Artillerie verwalten, Nevers die Reiterei befehligen, Rohan sechstausend Schweizer anführen, welche bereits geworben waren und langsam heranrückten. Die sieben Marschälle von Frankreich hatten Befehl, die Compagnien der Hommes d'Armes in Stand zu setzen. Heinrich sagte dem Nuntius, gegen das Land Jülich selbst würde eine geringe Schar genügen; allein alle die Ungebühr, die er von Spanien her erfahre, mache es für ihn nothwendig, eine stattliche königliche Armee von 30,000 Mann ins Feld zu stellen. Chalons, Mezières und Metz waren die vornehmsten Sammelplätze. Der König hatte noch vor, seine Gemahlin feierlich krönen zu lassen, ehe er abreise, um ihr ein um so größeres Ansehen während seiner Abwesenheit zu verschaffen; aber er sagte, auch wenn er damit nicht zu Stande komme, werde er doch mit Bestimmtheit am 15. Mai zur Armee gehen.[2]

Auf seinem Zuge mußte Heinrich eine kurze Strecke des niederländischen Gebietes berühren, und es war kaum zu erwarten, daß die dortige Regierung dieß in Gutem geschehen lassen werde. Einige der angesehensten Mitglieder derselben forderten zum Widerstand auf. Marquis Spinola, der in

[1] Cartas a Felipe III del ambajador de Esp. en Francia D. Iñigo de Cárdenas sobre la guerra que queria mover Enrique IV in der Coleccion de documentos inéditos para la hist. de España T. V. p. 137.

[2] Pecquius, 28. April: que résoluement il s'en iroit en son armée le 15 du mois prochain, encore qu'il dût remettre le couronnement de la reine jusqu'au mois d'octobre.

Brüssel mit dem Prinzen Condé Freundschaft gemacht hatte, zum Verdrusse der Prinzessin, die ihn nicht sehen wollte, gab zu erkennen, daß er sich dem König auf dem Weg entgegensetzen werde und ihn zu schlagen gedenke; in der That sammelte sich eine spanisch-niederländische Armee bei Namur. [1] Andere erinnerten an die Gefahr, die es habe, den Krieg in die Niederlande zu ziehen; man möge ihn lieber nach Deutschland leiten, wo der Kaiser sich nur einigermaßen zu rüsten brauche, um Widerstand leisten zu können. Wohl war es nun die Absicht des Königs, einen Conflict mit Kaiser und Reich zu vermeiden. Vor Jülich sollten Moritz und einige Deputirten der Staaten mit ihm zusammentreffen, um die Behauptung der beiden Fürsten in ihrem Besitze ferner festzusetzen, so daß Niemand im Namen des Kaisers sie aus demselben verdrängen könne. [2] Ihm kam es nur darauf an, in jenen Gebieten eine politisch befreundete Macht zu begründen. Daß es dabei sein Verbleiben haben würde, ließ sich nicht erwarten: einmal nicht, daß der König mit einer großen Armee in Deutschland nur eben erscheinen und dann ruhig wieder zurückziehen würde; ebensowenig aber, daß die Spanier der Vertreibung der kaiserlichen Truppen aus Jülich zusehen würden, ohne sich zu rühren; es hätte sie um alles ihr Ansehen gebracht. Kam es dann aber zu einem Bruche zwischen den beiden Mächten, welch unabsehbare Folgen mußte derselbe haben!

Man hat viel von dem Project einer allgemeinen Umgestaltung Europa's gesprochen, die Heinrich damals auszuführen entschlossen gewesen sei. Funfzehn an Macht einander soviel

[1] Villeroy an Boderie, 28. April 1610: Si le Marquis de Spinola s'oppose à son chemin, S. M. mettra peine de se l'ouvrir à coups de piques — aussi sont — ils coupables de la rupture.

[2] With them the King will resolve about the means how the princes that be so strongly established in the possession of the countries that upon the dissolving of the troups of the confederates they be not dispossesed by Leopold or by any other discharging pretension of the emperor (Winwood an Salisbury Mem. III.)

wie möglich gleiche Herrschaften habe er in Europa aufrichten wollen: erbliche Monarchien, Wahlreiche und republikanische Staaten, die alle zusammen wieder gleichsam eine große Republik bilden, ihre Streitigkeiten in gemeinschaftlichen Versammlungen völkerrechtlich-juridisch austragen lassen und ihre Kräfte alsdann zum Kampfe gegen die Türken wenden sollten. Denn ein Vorschlag zur Verjagung der Türken aus Europa von Seiten eines religiös gemäßigten, übrigens französisch gesinnten, aber sagen wir es gerade heraus, mehr träumenden als wachenden Politikers ist dieser Entwurf. Nicht eigentlich auf religiöse Toleranz ist er berechnet; in jedem Reiche soll eine der drei anerkannten Religionen angenommen und jedem Einzelnen befohlen werden können, sich zu derselben zu bekennen oder das Land zu räumen. Der vornehmste Nachdruck liegt auf dem Gedanken, daß die Macht von Spanien auf die Halbinsel und ihre Colonien beschränkt werden müsse; der Verfasser bildet sich ein, daß das Haus Oesterreich in Frieden einwilligen werde, den Ständen von Ungarn und von Böhmen das Recht einer freien Königswahl zurückzugeben. In den Papieren Sully's hat sich ein solches Project gefunden, und die Secretäre desselben, die ihrem Helden einen idealen Charakter zu geben suchen, sprechen oft und mit Vorliebe davon: ernstlich aber kann nicht einmal Sully, geschweige denn Heinrich daran gedacht haben, eine so ganz chimärische Politik durchzuführen.

Mit weitaussehenden Entwürfen trug sich Heinrich IV. ohne Zweifel; doch waren es nicht diese. Von ganz anderer Art ist wenigstens, was die der Sache näher Stehenden erkundet zu haben und durch die Vorbereitungen bestätigt zu sehen glaubten.

Mit dem Unternehmen, die beiden Fürsten in Jülich festzusetzen, verband sich vor allem eine Absicht gegen die spanische Herrschaft in Italien. Savoyen, das in dem Gegensatze der beiden großen Mächte von jeher emporzukommen getrachtet hat, stand jetzt auf der Seite von Frankreich und traf mit dieser

Macht eine eventuelle Abrede zur Eroberung von Mailand, deren Vortheil dem Herzoge zugefallen wäre. Der venetianische Gesandte behauptet zu wissen, daß das Vorhaben des Königs schon hierbei nicht uneigennützig gewesen sei; wahrscheinlich habe er das Castell von Mailand, auf jeden Fall aber Genua für sich zu erobern gedacht; eine Flotte, zugleich aus holländischen und anderen nordischen Schiffen zusammengesetzt, habe sich dieser Stadt bemeistern sollen; auch gegen Toscana habe er etwas zu unternehmen beabsichtigt; er habe behauptet, es gehöre seiner Gemahlin, kraft ihrer Herkunft von Großherzog Franz und des dort geltenden Erbrechts: sein vornehmster Plan aber sei auf eine Erneuerung der französischen Ansprüche auf Neapel und Sicilien gerichtet gewesen; um den Papst habe er sich bei alledem wenig bekümmert: er habe nicht gezweifelt, ihn zu sich herüberzuziehen: er werde ihn bitten, ermahnen und, wenn er sich dann noch weigere, ihm sagen, es sei sein Wille. Zunächst sollte sich Lesdiguières mit 2000 Pferden und 10,000 Mann zu Fuß mit einer gleichen Macht des Herzogs von Savoyen vereinigen.

Man erstaunt, wie die Franzosen mit einer so geringen Macht sich schmeicheln konnten, so ungeheure Dinge auszurichten; aber sie rechneten darauf, die spanischen Streitkräfte zugleich durch einen Krieg jenseit der Pyrenäen zu beschäftigen. Schon längst stand Heinrich IV. mit den noch nicht verjagten aragonesischen Morisken in Verbindung. Der abenteuerliche Gedanke ist einmal aufgetaucht, diese Mauren zum Protestantismus zu bekehren. Bestimmt war, daß Montbason mit 10,000 Mann über die Berge gehen und die den Spaniern gefährlichste Feindseligkeit innerhalb ihres Landes unterstützen sollte. Diese hätte ihnen so viel zu thun gegeben, daß man die Absichten auf Italien leicht ausgeführt haben würde. [1]

[1] Vgl. Mémoires de la Force I, 220. Gussoni: il re diede cura al duca di Monbason che con 10^m fanti si unisse con li Moreschi Aragon.

In den Niederlanden erwartete man einen Handstreich gegen Brüssel.

Es war einer jener Augenblicke politischer Erschütterung, wo man alles für möglich hielt. Aber auch ohne so unabsehbare Entwürfe, an sich selbst war das Unternehmen Heinrichs von einer universalen Bedeutung und ließ die großartigsten Wirkungen erwarten.

Dahin war es nun einmal in der damaligen Welt gekommen, daß noch ein neuer großer Kampf der beiden Religionsparteien, und zwar zunächst in Deutschland, unvermeidlich erschien. Die lange in den einzelnen Territorien fortgeschrittene Restauration des Katholicismus erreichte endlich die reichsrechtlichen Institutionen und suchte sie in Besitz zu nehmen. Hierüber geriethen die Protestanten in unruhige Bewegung, wie sie einer großen Katastrophe voranzugehen pflegt: indem sie hauptsächlich auf Vertheidigung dachten, waren sie doch auch zu nicht ganz wohlerwogenen Angriffen geneigt. Daß Deutschland, wie es einmal war, den Weg gefunden hätte, sich selbst vor dieser Gefahr zu schützen, ist nicht wahrscheinlich. Denn nicht allein religiöse Antriebe waren in den Dingen mächtig, sie waren überall mit politischen vermischt; die Ununterscheidbarkeit beider machte die Aussicht um so düsterer. Da wollte nun dieser Fürst eingreifen, einer der beiden größten katholischen Fürsten der Welt, zu Gunsten der Protestanten. Tausendmal hat er gesagt, die Sache enthalte nicht eine Frage der Religion, sondern eine Frage des Staates; für ihn war dieß ohne Zweifel der Fall. Er sah in der Ueberwältigung der protestantischen Fürsten am Niederrhein nur eben einen Gewaltschritt der mit dem katholischen Princip verbundenen spanischen Macht. Durch keine Rücksicht der Religion wollte er sich hindern lassen, dem entgegenzutreten.

In der Dazwischenkunft Heinrichs lag vielleicht eine Möglichkeit, den Zusammenstoß der beiden Principien, der wenig Jahre darauf erfolgte, zu verhüten. Es ist sehr wahr, für

die Selbständigkeit des deutschen Reiches wären aus diesem Unternehmen große Nachtheile entsprungen; aber wir müssen bekennen, seit der Unterordnung des kaiserlichen Hauses unter die Krone Spanien, die, eine Zeitlang zum Heile Deutschlands unterbrochen, sich damals wiederhergestellt hatte, waren die deutschen Fürsten und Stände nicht mehr in vollem Besitze der Selbständigkeit. Da wir uns selber nicht retten konnten, war es nicht besser, durch die Hülfe eines anderen gerettet zu werden? Schon blickten die deutschen Fürsten auch mit einer gewissen Eifersucht auf Heinrich IV., und übermächtig hätten sie ihn jetzt ebenso wenig werden lassen, als einst ihre Väter zu Zeiten des Passauer Vertrages Heinrich II. So schmerzlich in der Alternative zwischen Selbständigkeit und Cultur die Wahl auch ist, jene war verloren; vielleicht ließ sich diese behaupten: die Cultur der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die wohl in einer späteren Epoche durch eine höhere Stufe geistiger Entwicklung übertroffen worden ist, aber bei weitem ausgebreiteter, vielseitiger, volksmäßiger war, als die andere jemals geworden ist und werden kann, eine Cultur, die alle Lebenselemente der vergangenen Jahrhunderte in sich enthielt und bald in einen allgemeinen Ruin begraben werden sollte.

Und wenden wir unsere Augen auf Frankreich, so war es diesem Fürsten gelungen, die beiden Bekenntnisse in vollem Gehorsam unter sich zu vereinigen. Bei Amiens hatten sich die Hugenotten, wiewohl ungern, bei Seite gehalten; schon gegen Savoyen hatten sie wieder den thätigsten Antheil genommen; noch bei weitem mehr erweckte dieser Krieg ihre vollste Sympathie. Man hat Heinrich vor den Verbindungen der Reformirten mit dem Prinzen von Condé gewarnt, wie sich denn wirklich partielle Verständnisse gezeigt haben mögen; allein im Allgemeinen war er ihrer sicher; sie würden — sagte er dem niederländischen Gesandten — seinem Sohne, den er an seiner Hand hatte, eben so getreu sein wie ihm selbst. Wie dann,

wenn es ihm gelang, die beiden Religionen und die Regungen ursprünglicher Freiheit und Natur, die noch vorhanden waren, unter einem starken und gemäßigten Königthume zu vereinigen? Eine gute Anzahl Capitäne, welche Compagnien warben, gehörte dem reformirten Glauben an; der König berief geschickte Artilleristen, deren er sich aus seinen früheren Feldzügen erinnerte, wo sie ihm als König von Navarra gedient hatten. Wäre es wirklich zum Kriege gekommen, so würden die Hugenotten in die engste Verbindung mit der Krone getreten, sich dem Interesse derselben, welches kein ihnen entgegengesetztes gewesen wäre, angeschlossen haben.

Es war ein Moment, in welchem alle europäischen und französischen Interessen auf dem Spiele standen.

Jedoch ich halte inne; denn wie leicht ist es, Möglichkeiten erwägend, in das Reich des Unwahrscheinlichen zu gerathen! Genug, daß dieser Fürst von großen Gedanken voll war. Er meinte noch seinen Stern über sich zu sehen und bestimmt zu sein, etwas Wundervolles auszurichten.

Aber wie denn der Seele des Menschen inmitten der freudigsten Hoffnungen von den in den Dingen liegenden, ihr widerstrebenden Mächten ein Gefühl innewohnt, so ist er zuweilen auch von entgegengesetzten Ahnungen ergriffen worden. Im Traume war es ihm einst vorgekommen, als stoße ihm ein Hirsch, den er jage, sein Geweih in den Leib.

Ein gräßliches Geschick, aufsteigend aus den dunklen Gewalten, wartete seiner. Indem er leicht und kühn, nicht ohne einen Anflug von persönlicher Leidenschaft, aber doch bei weitem mehr in Anschauung der allgemeinen Verhältnisse und ihrer Nothwendigkeit an eine Unternehmung ging, in welcher er seinen welthistorischen Beruf erblickte, an der Schwelle neuer großer Thaten und Erfahrungen, erreichte ihn das Messer eines elenden Verruchten und machte seinem Leben in Einem Moment ein Ende. Es war das Schicksal Cäsars, aber ohne die Großheit

der Formen, welche die Geschichte des Alterthums selbst noch in den Verbrechen zeigt.

Die Königin war gekrönt, die Abreise des Königs zur Armee definitiv auf Dienstag den 18. Mai festgesetzt; Freitags den 15. fuhr er noch einmal durch die Straßen von Paris. Indem der Wagen in einer engen Gasse durch ein paar Karren aufgehalten ward, stieg ein Mensch auf eines der Räder derselben, beugte sich über und stieß seinen Mordstahl ins Herz des Königs.

Es war ein wilder Mensch ohne Erziehung, Namens Ravaillac, der früher in Diensten Birons gestanden, seitdem mit fanatischen Priestern Umgang gehabt hatte und von ihnen schon vorlängst zur Ermordung des Königs bestimmt worden war. Von ihm selbst haben auch die heftigsten Martern niemals das Geständniß einer Verbindung oder einer Mitschuld herauspressen können; niemals hat er einen Namen genannt; er hat nur immer von Predigten und von Büchern geredet, durch die er zu seiner That geleitet worden sei;[1] als zwei der vornehmsten Motive hat er angegeben, erstens, daß der König die Hugenotten nicht zum katholischen Glauben zurückbringe, zweitens, daß er gegen den Papst Krieg führen wolle, das ist gegen Gott selbst.[2]

Ravaillac gehört in seiner ganzen Gesinnung zu der Classe der Chastel und Clément. Noch war Heinrich nicht in allen Theilen Frankreichs so weit anerkannt, daß man in der Messe für ihn gebetet hätte; noch feierte man hier und da die St.-Barthélémy; es war der in der Ligue besiegte, aber noch nicht unterdrückte, unaufhörlich in der Tiefe gährende und eben

[1] Schreiben von Guerretin an Belin, 20. Mai 1610. Archiv zu Berlin: que ç'a été la lecture de deux livres et les prédications qu'il a ouyes.

[2] A la royne Regente et à Messeigneurs les princes et seigneurs de son conseil. 1611. „Que dieu estoit le pape et le pape estoit dieu."

durch ein bevorstehendes großes Ereigniß in Aufregung gesetzte Fanatismus, durch welchen Heinrich IV. umkam, wie früher Heinrich III.

Doch war der Unterschied, daß Clément von der Menge als ein Heiliger verehrt worden war; Ravaillac wäre von dem Volk auf der Stelle in tausend Stücke zerrissen worden, hätte ihn nicht die öffentliche Gewalt zunächst in Schutz genommen, um ihn für eine Untersuchung, die freilich zu nichts weiter führte, und für die ausgesuchten Martern, mit denen er bald darauf hingerichtet wurde, aufzubehalten.

Damals ging eine Meinung durch die Welt, daß die Mordthat durch den Einfluß von Spanien unter Connivenz des einen oder des anderen französischen Großen vollzogen worden sei. Man erzählte, ein aus den Niederlanden eingegangener, schon vom 13. Mai datirter Brief habe von der Ermordung des Königs als einem vollbrachten Ereignisse geredet — die Prinzessin von Condé habe den König unmittelbar vorher vor den Anschlägen eines spanischen Agenten gewarnt —; hier und da ist die spanische Regierung mit Bestimmtheit, wiewohl ohne allen weiteren Beweis, der That beschuldigt worden. In Frankreich hatte man eine Spur, wollte aber davon nicht reden.

Eine Nonne in einem Kloster der Normandie sollte an dem Tage der Mordthat, ja in der Stunde derselben, sie durch einen Ausruf angekündigt haben; man sprach mit ihr darüber: sie sagte, sie habe die Vögel in der Luft davon reden hören.[1]

Papst Paul V. sah darin gleichsam eine göttliche Züchtigung: denn der König habe sich durch Liebe verblenden und durch den Ehrgeiz des Herzogs von Savoyen verführen lassen, die Ruhe Italiens stören zu wollen; „er hatte sich," rief er

[1] che l'aveva udito della voce degli uccelli. Ubaldini an Cardinal Borghese, 24. Mai. Die vornehmste Depesche des Nuntius sowie die Briefe des Pecquius fehlen in den Brüsseler Sammlungen.

aus, „einem verkehrten Sinne hingegeben; der Herr der Heerscharen hat es gethan.“[1]

Das Gefühl der Spanier drückte sich in den Worten des Cardinals von Toledo in dem versammelten Staatsrath aus: „Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?“

[1] Deus gentium fecit hoc, quia datus erat in reprobum sensum. Aus einem Briefe des Auditore di Rota, Hermann Ortenberg, an den Erzherzog, 26. Mai 1610.

Achtes Buch.

Regentschaft der Königin Maria Medici.

1610—1617.

Erstes Capitel.

Lage und Politik der Regentschaft.

Ein Mann weniger war in der Welt.

Der Mann, der den bürgerlichen Kriegen der Franzosen ein Ende gemacht, die auseinanderstrebenden elementaren Kräfte ihres Reiches zusammengefaßt und, frei von dem Wahn und der Gewaltsamkeit seiner letzten Vorfahren, der höchsten Macht ein Dasein gegeben hatte, welches, auf dem einfachsten Grunde, dem Rechte der Geburt, beruhend, alle großen Interessen der Nation in sich aufnahm — dieser Mann war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden. Mußte man nicht fürchten, daß der ganze Bau des Staates, den er aufgerichtet hatte, mit ihm zusammenstürzen würde?

Die unruhige Beweglichkeit, die wir in dem Geiste der französischen Nation bemerken, wird doch durch eine andere Eigenschaft gemäßigt, die sich oft in den Momenten der schwersten Verwirrung bewährt hat; denn vor allem eben im Gefühle des Momentes lebt sie; auch in der größten Bedrängniß weiß sie noch etwas Ausführbares zu finden: man möchte ihr Geistesgegenwart zuschreiben. Damals, bei der Nachricht von der Ermordung des Königs, ging ein allgemeines Gefühl durch die Nation, daß die Monarchie in den Formen, die ihr Heinrich IV. gegeben, unter der Dynastie, die er gegründet hatte, behauptet werden müsse. In den Briefen der Protestanten und der Politiker finden wir diesen Gedanken vorwalten; die Vorfechter der Katholiken, die Guisen und Epernon, erwarben sich das

Verdienst, ihn durchzuführen. Die Strömung der Meinung ging dahin, die Leitung der Geschäfte, welche der König seiner Gemahlin für die Zeit seiner Abwesenheit zugedacht hatte, ihr nun nach seinem Tod in einem ganz anderen Umfange zu übertragen. Das Parlament, obgleich dazu nicht vollständig berechtigt, sprach die Regentschaft der Königin-Mutter aus. Alles unterwarf sich ihr.

Der König war todt; aber seine Dynastie bestand, seine Gemahlin trat an seine Stelle.

Maria Medici war jetzt über die Hälfte der dreißiger Jahre hinaus; ihre äußere Erscheinung, vollkommen reif und entwickelt, ließ nichts zu wünschen übrig. Am Tag ihrer Krönung hatte ihr majestätisches Wesen und die heitere Genugthuung, die sie blicken ließ, die Aufmerksamkeit der Menge mehr auf sich gezogen, als selbst der Glanz der Brillanten, mit denen sie geschmückt war.[1] In ihrer Art, zu sein, lag etwas großartig Vornehmes und einschmeichelnd Gewinnendes. Solange ihr Gemahl lebte, hatte sie nur, wenn er es wünschte, und auch dann anscheinend ungern, an den Staatsangelegenheiten Antheil genommen; auf die Weise einer Italienerin war sie damals mit der Sorge für ihr Wohlbefinden und für ihre Schönheit beschäftigt. Heinrich IV. urtheilte von ihr, sie fliehe die Arbeit, wenn sie nicht durch eine Leidenschaft angeregt werde. Aber sein Tod weckte sie auf. „Madame," sagte ihr Villeroy im ersten Augenblicke, „sparen Sie Ihre Thränen auf eine andere Zeit; jetzt müssen Sie sich nicht als Frau zeigen, sondern als Königin!" Sie faßte ihre Lage vollkommen, und bald bemerkte man, daß der Geist ihrer strebsamen Altvordern auch in ihr lebte, wiewohl von der österreichischen Ruhe durchdrungen; ihre Mutter war eine Erzherzogin. — Mit Sonnenaufgang sah man sie schon bereit, ihren geheimen Rath zu empfangen; den ganzen Morgen widmete sie politischen Berathschlagungen; nach dem

[1] „qui offusquoient les rayons du soleil." Etoile 577.

Mittagsessen gab sie Jedermann Audienz: in den Abendstunden besprach sie die Geschäfte mit ihrer vertrauten Gesellschaft. Anfangs zeigte sie sich furchtsam; allmählich faßte sie Muth. Was in den Dingen des gewöhnlichen Lebens als Eigensinn erschien, entwickelte sich in den öffentlichen Angelegenheiten, so lange sie guten Rath annahm, zu einer ihnen vortheilhaften Festigkeit; für Thränen und Wehklagen war sie unzugänglich; sie verstand zu schweigen. In ihrem königlichen Aufzuge, mit prächtigem Gefolge, machte sie bei dem Volke von Paris einen größeren Eindruck, als jemals ihr Gemahl;[1] sie ward, wenn sie durch die Stadt fuhr, mit Jubelgeschrei begleitet.

War nun aber die Dynastie und die allgemeine Form der Regierung behauptet, die höchste Gewalt nicht unwürdig im Sinne des Ermordeten vertreten, so ließ sich doch nicht erwarten, daß dessen Politik fortgesetzt werden sollte. Was der alte Sieger, an der Consequenz seines Lebensganges festhaltend, zu unternehmen entschlossen war, das konnte die Frau nicht ausführen, die von den aus der Vergangenheit stammenden Antrieben nicht berührt wurde und in der Behandlung des im Augenblicke Vorliegenden, in der Behauptung ihrer Macht ihre ganze Aufgabe sah: — eine Aufgabe, die an sich unendlich schwer zu erfüllen war. Die alten Ordnungen des Reiches schrieben für den Fall einer Minderjährigkeit die Einberufung allgemeiner Stände vor und ertheilten den Prinzen von Geblüt ein besonderes Anrecht auf die Führung der Regierung; eben um die unabsehbaren Verwirrungen, welche eine reichsständische Versammlung unter dem Einfluß ehrgeiziger Prinzen veranlassen konnte, abzuschneiden, war man so rasch zur Anerkennung der Königin-Regentin geschritten; aber es ließ sich nicht erwarten, daß diese sich dabei beruhigen, ihre Ausschließung geduldig hinnehmen würden.

[1] Disons tout haut que jamais lustre royal ny les bénéficences du roi n'avoient été si splendides. Oeconomies royales IX, 172.

Kaum sollte man glauben, wenn man nicht zuverlässige Kunde davon fände, wie weit die Absichten des vornehmsten von ihnen, des Prinzen von Condé, der nach dem Tode des Königs ohne Verzug aus Italien zurückkehrte, alsdann gegangen sind.

Den Widerspruch gegen die Erbfolge der Dynastie, von dem er in Brüssel und in Mailand so viel geredet hatte, gab er auf; er war von Rom aus belehrt, die Ehe, die er anfechte, sei unter der Dazwischenkunft der Kirche geschlossen und ihre Gültigkeit über allen Zweifel erhaben.

Aber auch ohne dieß fiel ihm als dem ersten Prinzen von Geblüt unter einer Regentschaft eine große Stellung zu. Er ward, als er in Paris anlangte, von anderthalbtausend Edelleuten eingeholt und von den Einwohnern der Stadt mit Theilnahme begrüßt; der Eintritt in das Conseil konnte ihm vom ersten Tag an nicht verweigert werden. Jedermann bemerkte, daß er ein Gegner der Verwaltung war. Er zeigte sich so leutselig und herablassend wie möglich, hörte einen Jeden, der ihm Beschwerden vortrug, und versprach, sie zu heben: er redete von nichts als von der Abschaffung der obwaltenden Mißbräuche, Herabsetzung der Auflagen, Erleichterung des Volkes, dem öffentlichen Wohle. Was er weiter im Sinne hatte, darüber belehrt uns besonders ein Bericht des Grafen Bucquoy, der damals aus den Niederlanden nach Paris gekommen war und den der Prinz, noch mit voller Zuversicht auf die dortige Regierung und auf Spanien rechnend, in sein Vertrauen ziehen zu müssen glaubte. Unter dem Vorwand einer Jagdpartie lud Condé den Grafen nach seiner Besitzung in St.-Maure ein; er zeigte ihm da sein Haus und seinen Park; als er sich endlich auf einer kleinen Insel des Flusses mit ihm allein sah, machte er ihm weitreichende und unerwartete Eröffnungen. Schon hatte er damals mit anderen Großen, vornehmlich dem Herzoge von Bouillon, eine Verbindung geschlossen. Ihm und diesen seinen Freunden, sagte nun Condé, sei die Regierungsweise der

Königin unerträglich, ihr Entschluß gefaßt, eine Aenderung darin hervorzubringen: ihr Plan sei der folgende. Man werde von der Königin die Berufung der allgemeinen Reichsstände fordern und dabei, um zugleich das Volk und die Geistlichkeit zu gewinnen, die Herabsetzung der Lasten und die Herstellung der clericalen Immunitäten als den vornehmsten Gegenstand ihrer Berathungen in Aussicht stellen. Gehe die Forderung durch, so solle die Regierung auf die Theilnahme der Stände begründet werden, wo aber nicht, so werde der Bund sich auf die Provinzen werfen und den offenen Krieg beginnen.[1] Der Prinz glaubte auf sämmtliche Provinzen des Südens, Guienne, Languedoc, Provence, Dauphiné, selbst auf die Gegenden an der Loire rechnen zu dürfen: er bemerkte, daß er einen und den anderen Hafen, einige feste Plätze der Normandie und der Picardie beherrsche; durch die letzten, meinte er, würde den Spaniern, wenn sie ihm helfen wollten, der Eingang nach Frankreich geöffnet sein; der Graf möge bei Spinola anfragen, was er sich von seiner Freundschaft versprechen könne.

Indem man sich gewöhnt hat, in dem Emporkommen des französischen Königthums eine stetige Entwicklung des nationalen Gedankens zu erblicken, hatte man keine Ahnung davon, was im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts noch alles möglich schien. In den Proceßacten Birons findet sich die Behauptung seines früheren Vertrauten la Fin, er habe daran gedacht, die Monarchie in Frankreich überhaupt aufzulösen, die Regierung an die Großen und Pairs des Reiches zu bringen, so daß aus ihrer Mitte ein Wahlkönig hervorgehen sollte, in den Formen des deutschen Kaiserthums.[2] Wie während der Ligue den fran-

[1] Schreiben Bucquoy's, Paris 27. Juli: Moy et mes amis ne pouvons et ne voulons pas souffrir la forme du gouvernement de la reyne, et sommes délibérés de lascher beaucoup de son autorité que nous croyons qu'elle ne fera pas; ainsi par son refus elle nous occasionnera de prendre les armes. (Archiv zu Brüssel.)

[2] Faire en sorte que le royaume de France fût gouverné par des

zösischen Communen die Freiheit der deutschen Reichsstände, so schwebte unter Heinrich IV. und nach ihm den Großen von Frankreich, obwohl ihre Macht sich lediglich von dem Königthum selbst herschrieb, die Autonomie der deutschen Fürsten als das Ziel ihrer Bestrebungen vor.

Wir wollen nicht sagen, daß dieser Gedanke mit Bestimmtheit ergriffen, noch selbst, daß der Plan, von dem Condé redete, zu naher Ausführung festgesetzt gewesen sei; aber auch in vorübergehenden Aeußerungen offenbart sich zuweilen eine herrschende Tendenz. Und nicht unbedeutend war, was jetzt ohne alles Bedenken in Anspruch genommen ward.

Im December 1610 formulirte Condé seine Forderungen, die dann großentheils auf seinen persönlichen Vortheil zielten. Er bestand darauf, die Königin solle sich verpflichten, weder in dem Conseil noch außerhalb desselben einen Beschluß zu fassen oder auch nur zu einer Berathung zu schreiten, ohne seine Theilnahme. Denn nichts kränkte ihn mehr, als eben bei den wichtigsten Angelegenheiten nicht zugezogen zu werden. Wie bei der Fassung, so wollte er auch bei der Ausführung der Beschlüsse, wie in dem Ministerrath, so bei der Kriegführung das oberste Ansehen besitzen; er verlangte Sicherheit, daß ihm bei der nächsten Vacanz die Würde eines Connetable übertragen

pairs, — — (on) renverseroit tous les ordres et états anciens de France et seroit procédé a l'élection d'un roy et gouverneur du royaume à la forme que l'empereur est éleu à l'empire. Verhör von Jacques de la Fin, chevalier de l'ordre du roi etc. 8. Juli 1602. Nicht allein in Spanien, sondern selbst in England hegte man Gedanken dieser Art, wie es in der Relation Carews 1609 heißt: I hold it the most secure way for the crown of England, if France were as Germany is, having her forces severed into many parcels, and united into a titulary form of government; or, as Charles the last duke of Burgundy wished, that instead of one king it had twenty. — — To the performance whereof we should have the help and concurrence, not only of the most potent families within that realm, but of Spain also, especially allowing them the coasts of the Mediterranean Sea for their share.

würde.[1] Man sieht, sein Ehrgeiz war geradezu auf persönlichen und regelmäßigen Antheil an der Regierungsgewalt gerichtet. Ueberdieß aber stellte er noch einige andere Forderungen auf, die ihm mit Anderen gemein sein konnten. In seinem Gouvernement Guienne wollte er keine königlichen, von ihm unabhängigen Besatzungen dulden, selbst nicht in Château-Trompette, von dem der Gehorsam in der Provinz abhing; alle militärischen Stellen wollte er nach seinem Gutdünken zu besetzen das Recht haben.

Eben dieß aber war der Sinn aller großen Gouverneurs; sie wollten sich der Beschränkungen, die ihnen Heinrich IV. aufgelegt hatte, wieder entledigen.

Den niederländischen Berichten zufolge waren die meisten protestantischen sowohl wie katholischen Großen mit Condé einverstanden. Der Prinz hatte sich mit seiner Gemahlin und ihrem Vater Montmorency wieder ausgesöhnt. Sein bitterster Nebenbuhler, der ihm seine echte Geburt und alles Recht, das sich daran knüpfte, streitig machte, der Graf von Soissons, ward für ihn gewonnen; Lesdiguières und Sully, Nevers und selbst Guise standen auf seiner Seite.

Schon erregte die Art und Weise, wie sie auftraten, das Erstaunen der Fremden. „Sie geberden sich," sagt Gussoni, „wie eben so viele Könige."[2] Wenn man um sich her sehend bemerkte, daß die monarchische Gewalt auch in den anderen großen Reichen nur durch Persönlichkeiten von geringer Thatkraft vertreten war, Philipp III. in Spanien, Rudolf II. und dessen Nebenbuhler Matthias im deutschen Reiche, Jakob I. in

[1] Nur in der Depesche des Pecquius 10. und 16. Dec. 1610 finde ich bestimmte Erwähnung dieser Punkte. Der letzte: qu'on ne pouvoit rien proposer moins traiter des affaires regardant le régime du royaume, non plus hors du conseil que dans celui sans préalablement luy en communiquer. Bassompierre hat eine Mittheilung über diese Vorgänge; doch ist sie von Seiten der Intrigue gefaßt.

[2] Gussoni, Relatione 1611: Si sono tanto avanzati che sono quasi altretanti re.

England, Sigismund III. in Polen, so meinte man annehmen zu dürfen und sprach es aus, die Zeit der Könige sei vorüber, die Epoche der großen Aristokraten sei gekommen. In Frankreich nahmen diese weit und breit den Boden ein.

Ihre Entzweiungen und Verbindungen, ohne viele Rücksicht auf alte Parteistellung oder auf die Religion, beschäftigten die allgemeine Aufmerksamkeit und schienen die Geschichte auszumachen;[1] unter Maria Medici trat die königliche Gewalt vor ihnen einen Schritt zurück.

Nicht als ob diese Fürstin kein Bewußtsein von dem, was ihr gebühre, gehabt hätte: die Ansprüche Condé's trieben ihr Thränen des beleidigten Stolzes in die Augen; sie war nicht gemeint, eine Prärogative der Krone bei Zeiten ihrer Regentschaft verloren gehen zu lassen; aber das System Heinrichs IV. aufrecht zu halten vermochte sie doch nicht.

Dieß hatte vor allem auf Sparsamkeit und energischer Zurückweisung unberechtigter Forderungen beruht; die Königin hielt für nothwendig, die drohenden Feindseligkeiten der mächtigen Herren durch Vergabungen aus dem öffentlichen Schatze zu beschwichtigen.

Dem Prinzen von Condé war sein Jahrgehalt vermehrt, ein ansehnlicher Zuschuß auf mehrere Jahre zur Tilgung seiner Schulden bewilligt, der schöne Palast Gondi eingeräumt worden. Seine zuletzt aufgestellten Prätensionen konnte er auch darum nicht durchsetzen, weil einige seiner Verbündeten sich doch von ihm trennten, namentlich Soissons wieder von ihm zurücktrat; nicht ohne an seinem Ansehen eingebüßt zu haben, kam er, nachdem er sich von dem Hof entfernt hatte, an denselben zurück. Aber dessenungeachtet fühlte sich die Königin bewogen, ihm neue Zugeständnisse zu machen; sie gab ihm Clermont, das

[1] Wie mißhandelt Bassompierre den armen Dupleix, daß er diesen Dingen nicht gehörige Aufmerksamkeit gewidmet habe! Dupleix ist in der That hier unbrauchbar, beinah elend. Den Fehler jedoch werden auch wir mit gutem Bedacht begehen.

einst dem Herzog Erich von Braunschweig verpfändet gewesen war, eine Summe baaren Geldes und verlieh ihm eine Compagnie Hommes d'Armes.[1] So ward dem Grafen von Soissons mit Vermehrung seiner Pension mehr als Ein Gnadengeschenk aus den öffentlichen Kassen und ein neues Gouvernement bewilligt. Aehnliche Begünstigungen wurden auch Anderen zu Theil. Wie nahm sich jetzt das Haus Guise so gewaltig wieder auf! Durch gute Wirthschaft und reiche Verheirathungen hatte es schon begonnen seine Umstände zu verbessern; jetzt erkannte Maria Medici sehr umfassende Forderungen an, die Mayenne an die Krone machte, gewährte dem Herzoge Guise die Mittel, seine verpfändeten Einkünfte, Hunderttausende betragend, einzulösen; sie vermehrte dem einen wie dem anderen sein Jahrgehalt; die Pensionen Joinville's, Epernons, St.-Pauls, aller Marschälle wurden erhöht.[2] Niemand scheute sich, zu fordern; der Hof suchte einen Jeden zufriedenzustellen.

Man hat nicht übel gesagt, die Königin suche das Feuer zu löschen mit Oel. Die von ihr Begünstigten bewiesen ihr doch nicht mehr Gehorsam, als ihnen selbst bequem war.

Der Herzog von Epernon ergriff den günstigen Augenblick, um sich wieder in Besitz der Citadelle von Metz zu setzen, die ihm Heinrich IV. entrissen hatte. Die Königin war glücklich, daß sie den verdrängten Befehlshaber anderweit zu entschädigen Gelegenheit fand.

Der in dem Haushalte der Königin emporgekommene, eben zum Verdrusse der Uebrigen zum Mitglied des Conseils und zum Marquis von Ancre erhobene Florentiner Concino Concini, voll von Ehrgeiz, sich ihnen gleichzustellen, bemächtigte sich wider

[1] Pecquius.

[2] Alle diese Notizen stammen aus der Relation Gussoni's von 1611. Ha cresciuto, schließt er, le pensioni in modo che si fa conto, che importino le pensioni ai grandi vecchie e nuove (denn auch Heinrich hatte deren gezahlt, aber sehr geringe), intorno a 600m. sc. con manifesto intacco delle regie entrate.

den Willen der Minister der Stadt Amiens. So entledigte sich Rohan des Befehlshabers von St.-Jean d'Angely, und die Regierung mußte es sich gefallen lassen.

Auch von den Guisen, die sie am meisten an sich zog, hatte die Königin oft zu leiden. Der Herzog von Guise hatte einst den Grafen von Soissons beleidigt und versprochen, demselben dafür seine Entschuldigung zu machen. Aber Mayenne fand dieß unvereinbar mit der vermeinten Ehre der Familie; auf seinen Rath machte Guise nicht dem Beleidigten, sondern nur der Königin selbst seine Entschuldigung; sie mußte sich mit dieser Auskunft zufriedengeben. Und noch andere, ohne Vergleich schlimmere Dinge geschahen. Ein alter Vertrauter des Guisischen Hauses, der zu dessen Gegnern übergegangen, ward dafür von dem Chevalier de Guise angefallen und umgebracht. Die Königin gerieth in Aufwallung und dachte einen Augenblick, die That durch unmittelbares Eingreifen der höchsten Gewalt zu bestrafen; aber sie hätte das nicht wagen dürfen; die Sache mußte den Gerichten überlassen werden: von den Richtern aber waren die einen Anhänger der Guisen, die anderen fürchteten sich, das mächtige Haus zu beleidigen: sie zögerten, das Urtel zu sprechen.

So wurden die mit so viel Anstrengung erneuerten festen Ordnungen des Staates doch wieder von Eigenmacht und Gewaltsamkeit durchbrochen; die Königin glaubte genug zu thun, und es ist ihr unzähligemal als das größte Lob nachgerühmt worden, daß sie die öffentliche Ruhe aufrecht erhielt. Aber die Monarchie Heinrichs IV. war das bereits nicht mehr.

In der inneren Zusammensetzung des Conseils trat die große Veränderung ein, daß Sully aus demselben entfernt wurde.

In der absoluten so gut wie in der parlamentarischen Monarchie wird es immer Minister geben, die sich mit einer bestimmten Richtung des Staates gleichsam identificiren. So hatte sich Sully recht zum Ausdrucke des in der Regierung

Heinrichs IV. vorwaltenden politischen Gedankens gemacht, der auf strengen Haushalt, Dulden zugleich und Niederhalten der beiden Parteien, Erneuerung des Einflusses auf die allgemeinen europäischen Angelegenheiten gerichtet war. Nicht als ob er mit seinem Fürsten in Allem und Jedem einverstanden oder ganz und gar von ihm abhängig gewesen wäre. Den Wunsch unter anderem, den man ihm nahe legte, daß auch er seine Religion verändern möchte, wie Heinrich selbst, erfüllte er nicht, so mancherlei Mittel der Ueberredung oder der Verführung auch versucht wurden, und obgleich er mit seinen Glaubensgenossen, denen er nicht Protestant genug war, keineswegs immer gut stand. Ohne Zweifel hatte in ihm die Politik das Uebergewicht über die Religion. Alles, was höhere Idee in ihm war und was nicht in der Strenge der täglichen Geschäftsführung aufging, seine Phantasie und seine Auffassung der Zukunft, lehnte sich an das Emporkommen und die Macht seines Königs an, von der er überzeugt war, daß sie die Ruhe im Innern, die Macht nach außen und vielleicht das Wohl der europäischen Menschheit herbeiführen werde. Von dem Unglück, das den Fürsten betraf, ward denn auch der Minister unmittelbar betroffen. Er war von dem, was geschehen war und was er kommen sah, gleichsam betäubt und überwältigt; seine Haltung verrieth Mißtrauen und erweckte Mißtrauen. Weder mit der Königin, noch mit den aristokratischen Gewalten, die jetzt emporkamen und die er einst niedergehalten, konnte er in Verständniß treten, oder gar zur Zerstörung des von ihm unter unsäglichen Mühewaltungen eingerichteten regelmäßigen Geldhaushaltes selbst die Hand bieten: mit Condé hat er sich hauptsächlich dadurch entzweit, daß er eine Geldforderung desselben zurückwies. Und wie sollte er ohne einen Fürsten, der ihm wohlwollte und die geleisteten Dienste mit persönlichem Schutze vergalt, mit den übrigen Ministern, deren Sinn dem seinen immer widersprochen hatte, auf die Länge Hand in Hand gehen können? Im Conseil fiel ein heftiger Wortwechsel vor, der

nichts anderes als das Ausscheiden entweder Sully's oder Villeroy's zur Folge haben konnte. Anfangs schien der letztere weichen zu müssen; aber die Königin mochte ihn nicht entbehren; unter der vereinigten Einwirkung der Minister und einiger Großen, wie Condé's und Soissons', ward der Beschluß gefaßt, Sully zu entfernen. Die Form war, daß man Anstalt traf, ihm in seiner Finanzverwaltung einen Collegen zu geben, der das größere Vertrauen genossen hätte. Sully, ohnehin beleidigt, wollte dieß nicht dulden; er gab Arsenal, Finanzen und Bastille auf und zog sich in sein Gouvernement Poitou zurück.[1] Eines der merkwürdigsten Denkmale ministeriellen Selbstgefühles ist der Brief, in welchem er von der Königin und zuletzt von dem festen Hause, „dem Tempel der Göttin Moneta," Abschied nimmt und seine Verdienste in wenig Sätzen stolzester Fassung in Erinnerung bringt. Die Generalintendanz ward einem Rath anvertraut, in dem auch der Präsident de Thou beschäftigt war, Jeannin aber das Meiste vermochte: der Vortrag bei der Königin sollte nie ohne Theilnahme Villeroy's und des Canzlers geschehen.

Diese waren von jeher die Gegner Sully's gewesen: durch dessen Entfernung bekam ihre Sinnesweise und Richtung vollends die Oberhand.

Nicht etwa von vornherein verließ die Regierung die auswärtige Politik Heinrichs IV. Den Protestanten ward, zu großer

[1] Vgl. Oeconomies royales ch. 209, VIII, 465 Pet. Bassompierre, Remarques sur Dupleix 190. Das meiste Detail enthalten die Depeschen des Pecquius. Am 10. Dec. 1610 berichtet er von der Retraite du Sr. Villeroy, dépité des injures verbales à luy inférées par le duc de Sully en présence de la reyne jusques à avoir luy dit qu'enfin on seroit contraint de le battre; am 5. Jan. 1611 von dem Vorzuge, den die Königin Villeroy zu Theil werden lasse; 26. Jan.: le duc de Sully voyant qu'on luy vouloit donner compagnon dans la surintendance des finances, s'est démis de sa charge de surintendant; 7. Februar von seiner Entfernung, à quoy l'on tient que le Chancelier et Villeroy lui auroient presté de la charité à la bonne concurrence du Sr. Concini.

Bekümmerniß des päpstlichen Nuntius, welcher von dem am 2. Juni hierzu gefaßten Beschlusse Nachricht erhielt, eine gewisse Hülfe geleistet; nicht ohne Zuthun der Franzosen setzten sich die beiden Fürsten in Besitz der Feste Jülich. Aber damit war auch alles geschehen, was die französische Regierung thun wollte. Die Entwickelung jener Angelegenheit überließ sie den Gegensätzen der katholisch-kaiserlichen und der protestantisch-territorialen Streitkräfte. Die Königin ward darauf aufmerksam gemacht, daß Spanien mit aller seiner Macht die ersteren unterstütze und dadurch für Frankreich ein entgegengesetztes Bündniß, etwa mit Venedig, Holland und den protestantischen Fürsten, zur Erhaltung des Gleichgewichts nöthig werde. Das machte jedoch keinen Eindruck mehr. Die Absicht Heinrichs IV., eine systematische Opposition gegen die Fortschritte der spanischen Monarchie zu organisiren, lag jenseit der Ideen und Bestrebungen seiner Nachfolgerin; sie war in ihrem Herzen immer den Spaniern geneigt gewesen und gab ihren Eröffnungen mit Vergnügen Gehör.

Der Staatsrath von Spanien ließ die Königin wissen, wenn man dort Trauer für Heinrich IV. anlege, so geschehe das nicht diesem Fürsten, den man als einen Feind des Landes und der Religion betrachte, zu Ehren, sondern nur aus Rücksicht auf sie selbst, die Königin, welche immer Vorliebe für Spanien und den Wunsch, den Frieden zu erhalten, bewiesen habe. Der Graf von Feria ward an die Königin gesandt, um ihr zu sagen, mit dem Tode ihres Gemahls sei aller Anlaß gegenseitiger Feindschaft verschwunden; nur Gründe der Freundschaft seien an die Stelle getreten.[1]

[1] Instruction für Feria aus den Papieren von Simancas: Se a caso se os apuntara algo secretamente del Duque de Umena, Duque de Pernon (Mayenne, Epernon), Duque de Guissa, del Cde. de Suessons, y los de aquella faction, mostrando les que no tengo desseo de inquietudes en Francia ni se Ueva este fin, les dareys a entender, que yo los tengo por confidentes por las occasiones pasadas y lo que se ha conocido de sus personas.

Und nicht etwa leere Worte waren diese Versicherungen. In einem Augenblick, wo Condé sich mit den mächtigsten Großen des Reiches zu einer Schilderhebung gegen die Krone vereinigte, bei der er auf den Rückhalt von Spanien zählte, hatte es den größten Werth für die Regentin, wenn König Philipp III. von Spanien seinen alten Freunden unter den französischen Magnaten sagen ließ, er denke sein vertrauliches Verhältniß zu ihnen aufrecht zu halten; aber in Frankreich Unruhen zu erwecken, sei seine Meinung nicht. Er versicherte die Königin seiner brüderlichen Freundschaft und seines Wunsches, daß sie mit ihrem Sohne Gehorsam finden möge; auf die Anträge des Prinzen von Condé ging er nicht ein.

Wenn sich dann sofort ein besseres Verhältniß zwischen Frankreich und Spanien bildete, so sieht man wohl, wie sehr das eine Wirkung der momentanen Interessen war;[1] aber auch die geistlichen Gesinnungen hatten einen Antheil daran. Die Idee, daß das Heil der Christenheit und mithin der Welt auf der Vereinigung der beiden großen Monarchien beruhe, ergriff aufs Neue die Gemüther vieler Menschen, und Maria Medici hielt sich für bestimmt, sie zu realisiren. Unter Vermittlung des Familiengesandten von Florenz ward der Plan, eine Doppelvermählung zwischen den Kindern aus beiden Häusern zu schließen, erneuert: die Königin bezog sich dabei gern auf die Unterhandlungen, die zu Zeiten ihres Gemahls über eine solche Verbindung gepflogen worden; aber welch ein Unterschied war auch hier zwischen beiden![2] Heinrich IV. verfolgte einen Gedanken der auswärtigen Politik; es schien ihm möglich, die französische Krone auf diesem Wege von der Nachbarschaft der Spanier in den Niederlanden zu befreien, diese von der spanischen Monarchie

[1] So faßte Pietro Contarini 1616 die Sache. Man habe der Königin gerathen: di procurar di star bene con Spagnoli accio abbraciata l'opportunità del stato del regno non le movessero l'armi ovvero colli soliti loro mezzi non suscitassero gli umori mal disposti. –

[2] Aus einem Schreiben von Cardenas bei Capefigue, Richelieu I, 132.

loszureißen. Maria Medici ward von der Rücksicht auf die Verhältnisse im Innern geleitet. Mit den Vermählungen ward zugleich ein Vertrag verabredet, in welchem die beiden Regierungen einander versprachen, Diejenigen, welche sich gegen die eine von beiden empören würden, niemals weder selbst zu unterstützen, noch von ihrem Gebiete her unterstützen zu lassen, weder direct, noch indirect. Da von Holland während des Stillstandes nicht die Rede sein konnte, so hatte das wenig Interesse für Spanien, wohl aber ein unendlich bedeutendes für Frankreich, wo alle alten Gegner der Krone sich entweder offen erhoben oder im Geheimen regten. Die Unterhandlung über die Vermählungen entsprach dem eigensten Wunsche der Königin: sie war dafür, auch als ihre Minister dagegen waren; die Nachricht, daß der König von Spanien auf die Vermählung der ältesten Kinder beider Familien eingehe, empfing sie, wie der florentinische Gesandte sagt, mit unbeschreiblichem Vergnügen. Schon im Jahre 1610 ist die Unterhandlung begonnen, im folgenden Sommer zu Ende geführt worden. Doch zögerte man bis gegen den Anfang des Jahres 1612, ehe man davon anderen Höfen Meldung machte. Die Uebereinkunft war, daß der junge König von Frankreich, Ludwig XIII., mit der ältesten Infantin von Spanien, Donna Anna, und die älteste Schwester desselben, Dame Elisabeth de France, mit Don Philipp, Prinzen von Spanien, vermählt werden sollten. Es verstand sich nach den französischen Gesetzen, daß von einem Erbanspruche des letzteren niemals die Rede sein konnte; auch für den ersteren aber sollte ein solcher durch mannigfaltige und sehr bestimmte Clauseln aufgehoben werden. Im August 1612 kam man mit den definitiven Verträgen zu Stande.[1]

Nun liegt am Tage, welche Bedeutung dieselben für die allgemeine Politik hatten. Europa war bisher am meisten

[1] Madrid 20., Paris 25. August bei Dumont V, II, 215. Siri theilt die articoli preliminari vom Jahre 1611 auszugsweise mit.

durch die Opposition Frankreichs gegen die Fortschritte der spanischen Politik und durch die Einmischung der Spanier in die inneren Unruhen von Frankreich in Aufregung gehalten worden. Diese Vermählungen, deren Absicht, wie es in der Urkunde heißt, dahin ging, Liebe und Verbrüderung zwischen Ihren Majestäten zu gründen und durch dieses starke Band den Frieden der Christenheit zu befestigen, schienen dem einen und dem anderen auf immer ein Ende zu machen.

Mit dem Worte „Christenheit" bezeichnete man aber nur die katholische Welt: in dem ganzen Bündnisse waltete der katholische Gedanke vor. Mit welchem Vergnügen meldete der spanische Gesandte, daß die Königin keinen Hugenotten in dem Conseil dulde, daß das Ministerium den Protestanten geringe Rücksicht zeige, daß man nur noch eifrige Katholiken in den wichtigen Stellen sehe! Der Papst habe an der Transaction den lebendigsten Antheil genommen; doch war seine Absicht nicht allein gegen die Protestanten gerichtet; katholische Zeitgenossen glaubten, daß es ihm zugleich auf die Erneuerung der kirchlichen Gerichtsbarkeit ankomme. Denn auch in den Verfechtern der gallikanischen Freiheiten sah er seine Feinde: er hoffte durch diese Vermählungen die ihm ergebene Partei zu verstärken. [1]

Wie sich das alte Königthum den römischen Prätensionen principiell entgegensetzte und bei aller Gläubigkeit den Clerus doch zugleich zu beherrschen suchte — eine Tendenz, die während der Religionskriege, wenngleich zuweilen verdunkelt, doch immer festgehalten worden war — so hatte sich Heinrich IV. der Religion der Majorität und dem Papstthum nicht ohne Vorbehalt wieder angeschlossen. Der Gedanke seines Staates war mit nichten der papistische, nicht einmal der ausschließend katholische. Jetzt aber trat die höchste Gewalt mit der clericalen Idee in

[1] Aus einem Schreiben des piemontesischen Gesandten Jacob, 6. April 1612, bei Siri Mem. rec. II, 669: Alle novita, che vi seguivano — non trovava altro rimedio che di vigoreggiare il partito che gli era tuttavia ossequioso e ubbidiente — —.

innige Beziehung. Wir dürfen wohl bemerken, daß es nicht das volle freie Königthum war, das diesen Bund einging: eine Fürstin that es, deren Rechte, zweifelhaft und angefochten, einer fremden Stütze bedurften. Die Königin sah in der Förderung der ausgesprochenen geistlichen Interessen die Förderung ihrer eigenen.

Indem sie aber den Widerstand, der sich gegen sie erhob, durch den Rückhalt, den sie in Rom und in der spanischen Monarchie fand, zu ersticken suchte, mußte sie ihn nicht verdoppeln?

Zweites Capitel.

Erneuerung der Unruhen. Ständeversammlung von 1614.

Zuerst suchen unsere Blicke die Reformirten, die durch den Tod des Königs einen noch größeren Verlust erlitten hatten, als einst durch seinen Uebertritt.

In den ersten Monaten hofften sie, daß sie sich der Königin nicht minder enge würden anschließen können, als ihrem Gemahl. Sie habe, so heißt es in einem Briefe von du Plessis-Mornay, zweierlei zu fürchten, Widerstand im Innern und Angriffe der Spanier: gegen die Feinde im Innern werde sie auch wieder Anhänger finden und alsdann allezeit auf die Reformirten rechnen können, wie das Heinrich IV. oft erfahren habe; gegen die Spanier gebe es für sie keine treueren Kampfgenossen, als die Hugenotten, für die es unmöglich sei, sich jemals mit diesen Feinden zu verständigen. [1]

Zugleich aber faßten die Reformirten doch auch den Gedanken, den Abgang des Fürsten, auf den sie sich persönlich hatten verlassen können, durch eine festere, von der Einwirkung der höchsten Gewalt weniger abhängige Verfassung zu ersetzen. Auch du Plessis fand eine Verbesserung ihrer Zustände gerecht und nothwendig. [2]

[1] A Mr. de Villarnould 3 Juin 1610 (III, 241).

[2] Mémoires dressés avant l'assemblée, pour tirer fruict de l'assemblée, in dem Aufsatze Rohans über die Versammlung von Rochelle, verglichen mit den Cahiers, abgedruckt bei Rohan, du Plessis, Benoist.

Eine Menge einzelner Beschwerden trugen sie vor; ihre vornehmsten Forderungen waren folgende: Abschaffung einiger dem Edict von Nantes bei der Verification hinzugefügten Beschränkungen; Gleichstellung ihrer Geistlichkeit und ihrer Schulen mit den katholischen, wie sie denn schlechthin als Reformirte ohne den Beisatz „angeblich" bezeichnet zu werden wünschten; Bestätigung und wo möglich Vermehrung ihrer Sicherheitsplätze, von welchen die Jesuiten für immer ausgeschlossen bleiben sollten; vor allem Wiederholung ihrer politischen Versammlungen in jedem zweiten Jahre mit dem Rechte, die Generaldeputirten zu wählen. Auf diesem Punkte liegt eigentlich der größte Nachdruck. Die Bestimmungen, die sie für die Versammlungen und die Conseils ihrer Provinzen gaben, zeigten das Bestreben, eine Verfassung von unten her, aus den Familienvätern, den Kirchen, den Colloques und Provinzen aufzubauen, im Sinne der einst in St.-Foi gemachten Entwürfe, die bisher noch nicht recht zur Ausführung gekommen waren; ihren Schlußstein sollten die allgemeinen politischen Versammlungen bilden; deren Autorität würde sich über das ganze Reich erstreckt und auch Béarn umfaßt haben.

Wie sehr aber täuschten sich die Reformirten, wenn sie meinten, mit diesen Forderungen durchzudringen, weil die Königin ihrer Hülfe bedürfen werde! Nicht auf die Reformirten dachte sich Maria Medici zu stützen gegen die Spanier, sondern auf die Spanier gegen die Reformirten. Sie bewilligte diesen nach ihrem Verlangen eine politische Versammlung, aber nur als das geringere Uebel, weil sie von einer Verweigerung derselben noch größeres Unheil erwarten müsse; dem päpstlichen Nuntius, dem sie dieß sagte, hat sie versprochen, nichts zuzugestehen, was nicht bereits in den Edicten Heinrichs IV. enthalten sei.[1]

[1] Ubaldini, 29. Nov. 1610: Non accordare cosa alcuna fuori de' termini dell' editto, qual è risoluta di mantenere.

Waren aber die Reformirten nicht durch ihre eigene Kraft im Stande, die Gewährung ihrer Forderungen zu erzwingen? Gerade die soeben bewilligte Versammlung sollte an den Tag bringen, daß sie auch einer schwachen Regierung gegenüber so viel nicht vermochten. Wenn sie früher eine fest geschlossene Phalanx gebildet hatten, so waren sie jetzt von der Parteiung in Staat und Hof selbst ergriffen.

Sully hatte mit jenem Briefe, in welchem er auf bizarre Weise „die Götter" anfleht, daß Frankreich nicht noch einmal umstürzen, niemals Ursache haben möge, seinen Verlust zu bedauern, gleich als sehe er es voraus und wünsche es sogar, alle Antipathien aufgeweckt; am Hofe fürchtete man seinen Einfluß auf die Versammlung.[1] Aber auch unter den Protestanten fand derselbe Gegner. Bouillon, von jeher Sully's Feind, beschloß aus eigenem Antrieb und vom Hofe darin bestärkt, sich ihm zu widersetzen.

Wenn die Versammlung, welche nach Châtelleraut in dem Gouvernement Sully's ausgeschrieben war, nach Saumur verlegt wurde, so sagte man allgemein, dieß geschehe auf den Wunsch Bouillons, um sie von jenem Einflusse zu befreien. Bouillon selbst begab sich dahin, in der Erwartung, daß er zum Präsidenten ernannt werden würde: denn so groß seien seine Verdienste, daß man ihm Niemand darin vorziehen könne. Aber auch Sully und dessen Schwiegersohn Rohan erschienen in Person; unter ihrem Einflusse ward nicht Bouillon, sondern du Plessis-Mornay zum Präsidenten erwählt.[2]

Wohl brachte die Versammlung ihre Cahiers in dem schon

[1] Bouillon an du Plessis, 30. April 1611: se voulant servir des honneurs qui lui sont naturelles, cela nous donnera de la peine à conduire les affaires à un port désiré. Auch du Plessis meint, der Brief wäre besser ungeschrieben geblieben. (R. A. XI, 201.)

[2] So versichert Rohan im Discours de l'assemblée des églises réformées de France II, 27. Die Memoiren Rohans enthalten einen Auszug aus diesem Discours; Petitot hat das Original deßhalb weggelassen, doch ist dieß immer noch lesenswürdig.

im voraus bestimmten Sinne zu Stande; aber über alles Andere ward sie durch den Antagonismus der beiden Häupter stürmisch aufgeregt und in zwei Parteien zersetzt.

Die eine suchte alles zu vermeiden, was zu einem Bruche mit der Regierung führen konnte: sie hatte ihre meisten Anhänger in den Landschaften, in denen die Reformirten, wenig zahlreich, von neuen Feindseligkeiten ihren Ruin erwarteten. Die andere dagegen, in der besonders die von dem confessionellen Gegensatze durchdrungenen Prediger das Wort führten, sah das Heil in einer starken und trotzigen Aufstellung, ohne viele Rücksicht. Sie lehnte sich auf die Provinzen, in denen die Reformirten so stark waren, daß sie sich selbst und alle anderen vertheidigen zu können glaubten. Die erstere hielt sich an Bouillon, die andere an Sully und Rohan.

So viel vermochte Bouillon noch, daß die Wahl der zur Ueberreichung der Beschwerden beauftragten Deputirten in seinem Sinne geschah; aber die Gegner setzten durch, daß denselben die selbständige Führung der Unterhandlung versagt wurde. Sie haben immer behauptet, sie würden mehr ausgerichtet haben, wenn man ihnen mehr freie Hand gelassen hätte.

Es geschah ganz gegen den Willen Bouillons, daß die Versammlung für die politische Stellung Sully's, in dem Falle, daß sie gefährdet werde, und für einen von dessen Freunden, der das Gouvernement von Aiguesmortes verloren hatte, Partei ergriff. Aber überhaupt gerieth er täglich mehr in die Minderheit: er konnte nur etwa ein Drittheil der Stimmen um sich sammeln.

Die Verhandlungen zeigen, daß das nicht mehr die Hugenotten von ehedem waren, die für ihren religiösen Begriff auf Leben und Tod kämpften; bloße Verfassungsfragen können die Geister nicht so unbedingt vereinigen. Ernstlich bedroht fühlte sich in diesem Augenblicke Niemand: Abweichungen der politischen Tendenz, kleine persönliche Interessen beherrschten alles.

Unter diesen Umständen konnte sich der Hof nicht bewogen fühlen, das Mindeste zu bewilligen, was nicht in den Edicten stand, wie sie verificirt waren. Er drang sogar darauf, daß die Versammlung vor allem Bescheid die Deputirten, welche in ihrem Namen am Hofe bleiben sollten, zu erwählen und sich dann aufzulösen habe. Der Hof glaubte auch die Minorität autorisiren zu können, zur Ernennung der Deputirten zu schreiten; diese war sehr bereit dazu. Damit wäre dann die volle Spaltung ausgebrochen. Um es nicht so weit kommen zu lassen, fügte sich die Majorität in die Nothwendigkeit, die Wahl zu vollziehen. Bouillon konnte sich vielleicht als Sieger betrachten; aber es ließ sich voraussehen, daß seine Handlungsweise und ihr Erfolg die Mehrheit der Reformirten ihm entfremden und vollends auf die Seite seiner Gegner treiben würden.

Als Rohan den königlichen Befehlshaber, der seine Macht als Gouverneur in St.-Jean d'Angely beschränkte, aus der Festung zu entfernen wußte und darauf gegen den ausdrücklichen Wunsch der Königin die Wahl eines ihm ergebenen Maire daselbst vollziehen ließ — eine Unternehmung ganz in dem überhaupt vorwaltenden Sinne der großen Aristokratie —, hatte er den gesammten reformirten Westen für sich; die Protestanten in Saintonge, Poitou, Bretagne sahen in dem Besitze dieser Feste ihre Sicherheit. Die Königin faßte einmal den Gedanken, mit einem zur Hälfte aus Reformirten unter Bouillons Führung zusammengesetzten Heere in die Provinz vorzudringen, die Friedlichgesinnten gegen die Feindseligen aufzurufen und den Gehorsam herzustellen. Aber den Bürgerkrieg zu eröffnen, trug sie doch auch wieder Bedenken, und es kam zu Unterhandlungen, in deren Folge nicht allein Rohan im Besitze der Feste blieb, sondern den Hugenotten auch einige von ihren in Saumur aufgestellten und damals zurückgewiesenen Forderungen gewährt wurden. Unter anderem wurden ihren Geistlichen Exemtionen bewilligt, die sonst nur den katholischen zugestanden

waren: das Wort „angeblich" bei der Bezeichnung „reformirt" ward wenigstens bei gerichtlichen Acten für unnöthig erklärt.

Noch mehr sahen hierauf die Reformirten in Rohan ihren bedeutendsten Vorfechter: die Meinung bildete sich bei ihnen aus, daß man durch offenen Widerstand erlangen könne, was bei ruhigem Verhalten unerreichbar sei. Die friedlich gesinnte Partei trat immer mehr zurück: die kriegerische gewann die Oberhand.

Und in diese Bewegungen trafen nun die spanischen Vermählungen.

Die Königin ward auch von neutraler Seite aufmerksam gemacht, daß sie für den religiösen Frieden höchst gefährlich sein würden. Denn in Spanien halte man, vielleicht nicht mit Unrecht, weil sonst daselbst alles in wilden Unglauben verfallen würde, an der Meinung fest, daß man die Regungen des Geistes mit Feuer und Schwert beherrschen müsse; in Frankreich dagegen habe man gelernt, daß dieß unmöglich sei; in Folge der Vermählungen würden die in ihren Meinungen und Entschlüssen so hartnäckigen, verschlossenen, berechnenden, ehrgeizigen Spanier wieder Einfluß am französischen Hofe gewinnen: die Reformirten würden Mißtrauen schöpfen und vielleicht sich ebenfalls im Ausland eine Stütze suchen.[1]

Die Regierung versicherte durch Briefe und wiederholte Erklärungen Jedermann, der es hören wollte, daß sie entschlossen sei, alle den Protestanten zugestandenen Freiheiten ohne Fehl zu beobachten.[2] Der alte du Plessis beschwor seine Glaubensgenossen, den Gang der Sache in friedlicher Haltung abzuwarten: wenn der König majorenn werde, müsse er sie nicht das Schwert in der Hand oder den Fuß im Steigbügel sehen; sonst könnte er vielleicht durch Uebelwollende vermocht werden, seine ersten Waffen gegen sie zu richten. Du Plessis

[1] Remonstrance sur les alliances d'Espagne 1612, p. 28, 29.
[2] A M. de la Force 1612, 29 Janv. Mém. de la Force II, 343.

erkannte vollkommen, daß die Feindseligkeit des Königthums unerträglich für sie sei.[1] Kann man aber erwarten, daß diese Anmahnungen des erfahrnen und weisen Alters die angeschürte Gährung beschwichtigen würden? die Mehrzahl trug keine Scheu vor offenem Widerspruche gegen die Regierung.

Und in dieser Stimmung fanden die Reformirten Unterstützung auf einer Seite, auf der ihnen früher nur Widersacher begegnet waren. Sorbonne und Parlamente setzten sich auf kirchenrechtlichem Gebiete den Ansprüchen der geistlicheu Omnipotenz des Papstthums nicht viel weniger lebhaft entgegen, als auf dem religiösen.

Denn dazu hatte es die römische Kirche niemals bringen können, eine auch dem anderen Theile annehmbare Ansicht über das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt aufzustellen: sie war in der Ausdehnung ihrer Befugnisse immer so weit gegangen, als es der Widerstand erlaubte, den sie fand.

Mochte das Papstthum in den Unterhandlungen über die Absolution Heinrichs IV. momentan einen Schritt zurückgetreten sein, so hielt es doch die Theorie seiner Ansprüche mit dem alten Eifer fest. Die liguistischen Doctrinen wurden nach wie vor in tausend Büchern vorgetragen. König Heinrich IV. liebte nicht, über Doctrinen zu streiten, welche ihm von allen Feindseligkeiten, die er erfuhr, die wenigst dringende Gefahr in sich zu enthalten schienen: er behandelte die Sache scherzhaft. Eines Tages sprach er mit dem Nuntius Ubaldini nicht ohne einige Verstimmung über die Behauptung der Päpste, daß ihnen das Recht zustehe, Könige abzusetzen. Der Nuntius antwortete ihm: am wenigsten ein König von Frankreich sollte diesen alten Lehrsatz bestreiten, da die päpstliche Autorität es ja sei, der er, ein Nachfolger Pipins, seinen Thron verdanke. Lachend gingen sie auseinander.

Die Schule aber setzte sich der Schule entgegen. Die von

[1] Advis envoyé à MM. les députés, Sept. 1613. VII, 391.

den liguistischen Tendenzen gereinigte Sorbonne nahm Partei für die Unabhängigkeit der königlichen Gewalt, in der sie die Gewähr der gallicanischen Freiheiten sah. Wie hatte sie der venetianische Streit und die Haltung Paolo Sarpi's so nahe berührt! Denn eben auf die in der Pariser Universität vor zweihundert Jahren verfochtene Doctrin, wie sie der Canzler derselben, Johann Gerson, ausgesprochen, stützte sich Fra Paolo. Zum Verdrusse des Nuntius erneuerte man das Gedächtniß Gersons durch einen Abdruck seiner Schriften in Paris. Auch von England her, wo sich ein Theil der katholischen Priester zum Eide gegen den protestantischen König entschlossen hatte, in vollem Widerspruche mit dem Papste, ward dieser Streitpunkt angeregt; und wie der Nuntius sagt, wenn sich die Sorbonne nicht offen für den Eid aussprach, so geschah es nur aus Rücksicht auf den Papst.[1] Aber auch jede Kundgebung für diesen und seine Ansprüche ward an der Universität vermieden. Der Grundsatz tauchte auf, daß, da nun einmal die Protestanten im Reiche geduldet würden, nichts behauptet werden dürfe, was ihnen unnützes Aergerniß verursachen könne.[2]

In der Geschichte der religiösen und politischen Entzweiungen verweilt man am liebsten bei Denen, welche die entschiedenste Meinung aussprechen: man folgt der Consequenz mit Vergnügen, selbst bis zu ihrem Extreme, wo sie sich dann zuletzt selbst aufhebt. Weniger Aufmerksamkeit können sich Die versprechen, welche auf eine Vermittlung der Ansichten denken; denn nur Kampf und Sieg weckt die Theilnahme auf, nicht die Ausgleichung. Derer endlich gedenkt man kaum, die, auf ihrem Standpunkte verharrend, eine Stellung einzunehmen

[1] Ubaldini, 8. Juli 1610: La maggior parte di loro hanno opinione favorevole al giuramento, e non è poco che per rispetto di non offendere, S. Sa. si astengono di scriverla.

[2] que la nécessité, où l'on étoit de tolérer les Huguenottes, pour jouir de la paix suivant les édits du roi, obligeoit à ne les point scandaliser mal à propos. (Vie de Richer 68.)

suchen, bei welcher auch Andere bestehen können. Und doch würde die Politik eben solcher vor allem bedürfen. Denn auf dem schroff Entgegengesetzten kann sich der Staat nicht erbauen. Es hat Zeiten gegeben, welche die Toleranz auf den Indifferentismus gründeten. Die Aufgabe ist noch ungelöst, die Form zu finden, in welcher positive Glaubensmeinungen, ihrer selbst bewußt, dennoch sich zu dem allgemeinen Frieden vereinigen, den die Idee des Staates fordert.

Zwischen den Ansichten des Casaubonus, Paolo Sarpi's, des Führers der damaligen Sorbonne, Edmund Richers und, fügen wir hinzu, König Jakobs von England, so verschieden die Standpunkte, von denen sie ausgehen, und ihre Bekenntnisse sind, findet sich doch eine unleugbare Analogie. Die Opposition gegen die übertriebenen Ansprüche des Papstthums und den Orden der Jesuiten, der, wiewohl praktisch eher nachgiebig, in seinen literarischen Organen sie mit Eifer verfocht, war ihnen allen gemein.

Wie gewaltig mußte nun aber dieser Gegensatz durch den wirklich vollzogenen Königsmord angefacht werden!

Das Parlament hielt es für zeitgemäß und sogar für seine Pflicht, zu einer großen Kundgebung zu schreiten: denn es würde ein Majestätsverbrechen sein, Lehren zu dulden, welche so entsetzliche Thaten hervorbringen. Das Buch Mariana's, worin der Tyrannenmord gebilligt wird, erklärte das Parlament nicht allein für verwerflich, sondern für ketzerisch; in einer so eben erschienenen Schrift des Cardinals Bellarmin zu Gunsten der päpstlichen Prärogative meinte es die Lehren Mariana's wieder zu erkennen und faßte eine Verurtheilung derselben ab. Nur durch das lebhafteste Einschreiten des Nuntius, der darin eine Verhöhnung des päpstlichen Hofes sah, ward die Bekanntmachung dieses Urtheils noch hintertrieben. Im Namen der Universität stellte man der Königin vor, daß nicht allein die Lehre der Zulässigkeit des Königsmordes selbst, sondern die übertriebene Vorstellung von der Machtvollkommenheit des

Papstthums an dem geschehenen Unheil Schuld sei; habe doch Ravaillac als den Beweggrund seiner That angegeben, daß der König wider den Willen des Papstes Krieg habe anfangen wollen.

An der Sorbonne genoß damals ihr Syndic, Edmund Richer, vielleicht das bedeutendste Ansehen. Es war ein wie von Natur zur Reform einer verfallenen gelehrten Corporation bestimmter Mann, ein strenger Grammatiker, unbeugsamer Moralist, von großer Gestalt, durchdringender Stimme: immer gesund und zur Stelle, von unermüdlicher Thätigkeit, untadelhaftem Wandel. Er hatte zuerst als Principal vom Collegium le Moine, im Widerstreit mit ungehorsamen Bursalen, Zucht und Studien hergestellt und bei der von Heinrich IV. angeordneten Umgestaltung der Universität die wesentlichsten Dienste geleistet: er war Censor der theologischen Facultät; sie nannte ihn ihren Cato. Anfangs den liguistischen Doctrinen ergeben, hatte sich Richer später den royalistisch-gallicanischen zugewendet und sie zu erneuern, auszubilden unternommen. Aus einer Apologie Gersons, die er, ehrgeizig, den Ruhm des alten Canzlers der Universität zu retten, den Angriffen von Rom entgegensetzte, erwuchs ihm eine Abhandlung über die kirchliche und politische Gewalt, welche er erst erscheinen ließ, nachdem er den Rath auch minder einverstandener Collegen darüber gehört hatte. Er stellt darin die Behauptung auf, daß die kirchliche Gewalt nicht sowohl den Päpsten als der Kirche, und zwar den großen hierarchischen Ordnungen anvertraut worden sei. Den Papst erklärt er für verpflichtet, den Rath derselben nicht allein zu hören, sondern ihm auch zu folgen: er findet nichts nothwendiger als häufige Wiederholung der Kirchenversammlungen: die Infallibilität schreibt er nicht dem Vorsteher, sondern der Kirche überhaupt zu.

Diese Erneuerung der alten conciliaren Doctrinen erregte um so größeres Aufsehen, da sie eine Analogie mit den aristokratischen Tendenzen zeigte. Es ist sehr wahr, was man

gesagt hat, daß Richer nicht eigentlich Politik vorträgt: aber die Beweise, auf welche er seine Verwerfung der absoluten Monarchie des Papstthums begründet, sind doch auch nicht allein kirchlicher, sondern ganz allgemeiner Natur: zuweilen bezieht er sich auf Aristoteles. Zu den Einschränkungen des Papstthums nimmt er das Beispiel von der beschränkten Macht des deutschen Kaisers oder des Königs von Polen her; er zeigt eine theoretische Vorliebe für die Aristokratie. So erklärten sich auch reformirte Prediger, die später dafür haben büßen müssen, für die aristokratische Regierungsform.

Indem die Regierung, von den Prinzen und Herren bedrängt, sich an Spanien und Rom anlehnt, bewirkt sie, daß alle antirömischen, antispanischen Tendenzen mit ihren Feinden in Verbindung treten.

Alles gerieth in Gährung und Aufregung: über Grundsätze und Interessen, Staat und Kirche, Vergangenheit, Zukunft und den vorliegenden Moment. Der Nuntius forderte Maßregeln, durch welche dem Anwogen der Literatur, hauptsächlich in antirömischer Richtung, ein Damm entgegengesetzt würde; zuweilen ist ihm das Verbot einer Schrift, zuweilen die Bestrafung ihres Autors bewilligt worden; zu systematischen Eingriffen fühlte sich die Regierung weder stark, noch entschlossen. Es war ihr genug, sich nur selbst zu vertheidigen und den äußeren Frieden zu erhalten.

In einem kleinen Buche über die Zeitgeschichte, das die Ereignisse jener Jahre zusammenstellt, wird ein jedes derselben mit der genugthuenden Bemerkung geschlossen, daß es doch gelungen sei, den öffentlichen Frieden nicht unterbrechen zu lassen.

Im Jahre 1614 gewann jedoch alles einen kriegerischen Anschein. Condé hatte sich vom Hof entfernt und traf wirklich Anstalt, da ihm einige Forderungen abgeschlagen worden waren, die Pläne ins Werk zu setzen, mit denen er sich schon lange trug. Die Herzoge von Longueville, Nevers, ein anderer Gonzaga, auf den nach dem Tode seines Schwieger-

vaters Mayenne dieser Titel übergegangen war, und Vendôme traten auf seine Seite: Bouillon leitete alles. Um der östlichen Provinzen vollkommen mächtig zu werden,[1] bemeisterten sie sich der Citadelle von Mezières, die ihnen zwischen Sedan und Soissons allein noch fehlte, und erließen ein Manifest voll Beschwerden und Anklagen gegen die Regierung, deren Reform sie forderten.

Aus diesem Manifest geht aber der Stand der Sache noch nicht vollständig hervor; die Tendenzen der Prinzen reichen weit darüber hinaus.

Dem Könige von England gaben sie kund, daß ihre Absicht sei, Villeroy und den Canzler zu stürzen und eine Regierung durch die Prinzen von Geblüt aufzurichten, ein Conseil, welches innere und auswärtige Angelegenheiten in einem dem spanischen Einfluß entgegengesetzten Sinne leiten sollte. Sie hegten die Meinung, daß ein solches Conseil am besten schon vor der Berufung der Stände zusammentreten würde; um das Parlament zu gewinnen, dachten sie auch einige Mitglieder von diesem aufzunehmen: ohne dieß sahen sie in der Ständeversammlung eine große Gefahr.

Sie waren, wie sie sagten, nicht gegen die spanischen Verheirathungen an sich; aber sie mißbilligten, daß die Infantin aller ihrer Rechte auf die spanische Succession beraubt werden sollte, was ja auch Heinrich IV. niemals zugegeben haben würde.[2]

[1] Ich abstrahire auch hier von der Intrigue, die ich darum nicht leugne, die aber schon manchem Zeitgenossen vor den großen Interessen zurücktrat, wie dem Venetianer Pietro Contarini: 1616. Seine Worte sind: I Principi coll' occasione di questo pubblico scontento (delle allianze con Spagna) impatienti ormai di veder passare piu oltre l'assoluto dominio della regina et ambitiosi di accrescere in autorita stimorono opportuno di far le loro indoglienze dimandando regolatione a molti disordini del governo alla quale vedendosi non volersi divenire s'assentorono di corte et comminciorono ad armarsi surprendendo qualche luoco.

[2] Dispacci Veneti d' Inghilterra 1614. 27 Giugno. 4 Luglio.

Auf die Beschwerden antwortete die Königin mit Gegenbeschwerden, in denen sie den Großen Schuld gab, daß nur persönliches Interesse, namentlich der Wunsch der Gouverneure, über die Plätze und Truppen in ihren Bezirken ausschließend selbst zu befehlen, Unruhen veranlasse. Sie warb Truppen, um den drohenden Aufstand mit Gewalt zu dämpfen.

Zu eigentlichen Kriegshandlungen kam es dießmal noch nicht; in Menehould ward Mitte Mai 1614 eine Abkunft getroffen, nach welcher den Verbündeten eine und die andere Forderung gewährt, unter anderem dem Prinzen von Condé der einstweilige Besitz von Amboise zugestanden, vor allem aber ein allgemeiner Wunsch erfüllt wurde: die nahe Berufung allgemeiner Stände ward festgesetzt. Die großen Herren knüpften daran die größten Erwartungen. Man hörte Condé sagen, er werde die Sachen auf eine Weise einleiten, daß er mit seinen Anhängern darin die Oberhand habe; alles müsse geordnet, vornehmlich den Großen die ihnen gebührende Stellung verschafft werden;[1] geschehe das nicht, so könne man dann die Waffen mit bestem Recht ergreifen.

Nun versteht es sich, daß die Ankündigung einer allgemeinen Ständeversammlung auch alle anderen Reformideen erwecken mußte. In zahlreichen Flugschriften wurden die unzähligemal vorgetragenen und nie befriedigten alten Anliegen der Nation abermals dargelegt. Man klagte über den Druck der Taille, die Käuflichkeit der gerichtlichen Aemter, die Eigenmächtigkeit der finanziellen Beamten, die Häufung mehrerer Beneficien auf eine Person; mancherlei einen weiten Horizont eröffnende Gedanken treten dabei hervor. Der Eine erinnert an die Vortheile, welche den italienischen Fürstenthümern durch indirecte Steuern erwachsen, und fordert Nachahmung. Ein Anderer verlangt im Namen der Bauern die Aufhebung der

[1] Mémoires de Rohan I, 117: que ce seroit là qu'on mettroit un bon ordre aux affaires du royaume, où les grands trouveroint leurs places.

Stellen eines Connetable und eines Colonel der Infanterie, die Ausschließung aller Fremden aus dem französischen Kriegsdienste, die Wiederherstellung der persönlichen Verwaltung der Baillifs und Seneschalls. Ein Dritter bringt eine durchgreifende Veränderung der Institution des Adels in Vorschlag. Niemand soll den Adel kaufen, dagegen Jeder ihn erwerben können, durch Auszeichnung im Krieg oder im Friedensdienste; zwei Classen soll es in demselben geben, die eine der Nobles, die andere der Gentilhommes; aus der ersten soll man durch alten Besitz desselben oder größere Verdienste oder einen höheren militärischen Rang in den zweiten aufsteigen können. Wenigstens angedeutet findet sich hier und da der Gedanke, daß die Versammlung der Stände den Staat repräsentire, und demselben zur Seite wieder die Behauptung, daß dem Königthum eine unbedingte Macht zustehe.[1] Mancher hält es für vollkommen erlaubt, daß der König nach dem Bedürfnisse der Zeit die Institutionen des Landes ändere, z. B. daß er die Provinzialparlamente dem Pariser unterordne; denn welchen Sinn habe es, daß ein königliches Edict von diesem angenommen, von anderen verworfen werde?[2]

Fragen wir noch, wohin das Uebergewicht der Meinung sich neigte, so setzte sich dieselbe besonders lebhaft der von dem Hof eingeschlagenen politischen und kirchlichen Richtung entgegen. Man sagte, als die wahren Verbündeten der Fran-

[1] Advis au roy sur la réformation générale des abus qui se commettent en son royaume 1614. Brief discours contenant deux advis, l'un pour fair cesser la vénalité des offices et l'autre pour changer la foule de la levée et cotisation des tailles 1615. — Advis remonstrances et requestes aux estats généraux tenus à Paris par six paysans 1614. — Discours d'un gentilhomme à la noblesse de France sur l'ouverture de l'assemblée des estats généraux en ceste année 1614.

[2] Le Caton françois au Roy 1614: Outre que ce seroit réunir avec plus de fermeté les provinces à un seul corps et ramener les choses à leur principe (S. 38.) — Ceste assemblée représente le corps de tout votre estat (S. 80).

zosen seien die Deutschen anzusehen, eigentlich ihre Brüder, die Niederländer, wie die Sache jetzt stehe, auch die Engländer, keineswegs die Spanier, durch welche die französische Krone Neapel, Mailand, außer manchem anderen auch noch Navarra verloren habe. Der König, meinen sie ferner, sollte nicht einen Orden in seinem Reiche dulden, dessen Mitglieder, einem anderen Fürsten als ihm zu blindem Gehorsam verpflichtet, gar nicht seine Unterthanen seien. Diese Ansicht war so verbreitet, daß du Plessis die Erwartung hegte, die Bischöfe sowie die übrigen Mönchsorden würden sich der Opposition der Parlamente gegen die Jesuiten anschließen. Er hielt für möglich, daß die Königin und der Prinz von Condé Vertrauen zu einander fassen und gemeinschaftlich an der Abstellung der Mißbräuche arbeiten würden, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, die den Protestanten von den Königen gemachten Zugeständnisse von den Generalständen bestätigt und zu einem Fundamentalgesetz des Reiches erhoben zu sehen.[1]

Die Sitzungen der Stände wurden am 27. October 1614 in dem Augustinerconvent zu Paris eröffnet, in den alten strengen Formen des Standesunterschiedes. Aus ihrer Zusammensetzung ergab sich auf den ersten Blick, daß Condé und seine Freunde bei den Wahlen mit nichten die Oberhand behalten hatten. Ueberdieß war die Eröffnung absichtlich so lange verzögert worden, daß der König noch vorher seine Volljährigkeit aussprechen konnte. Ludwig XIII. bezeichnete den Eintritt derselben, wie Carl IX., damit, daß er die Gewalt seiner Mutter übertrug; er ernannte sie zur Vorsteherin des Conseils. Man sieht leicht, wie sehr dieß die Autorität des Prinzen verringerte. Gewaltsamkeiten, die er, wenn er sie nicht veranlaßt hat, doch in seinen Schutz nahm, dienten nur dazu, sie noch mehr zu untergraben.

[1] Mémoire pour les estats généraux sur la fin de l'an 1614. Du Plessis III, 691.

Die Verhandlungen begannen mit dem allgemeinen Verlangen einer Reform im Staatshaushalte. Adel und Geistlichkeit machten partielle Vorschläge; der dritte Stand faßte dann die vornehmsten in einen einzigen Antrag zusammen. Er verlangte drei Dinge: Herabsetzung der Taille, die Aufhebung der Paulette und der Verkäuflichkeit der Aemter und Einhalt in der Zahlung der Pensionen. Nichts Geringes glaubten die Mitglieder des dritten Standes, die größtentheils den Parlamenten und souveränen Höfen angehörten, zu leisten, wenn sie die Paulette fallen ließen, eine Einrichtung, durch welche ihnen ein erblicher Besitz ihrer Stellen gesichert war.[1] Dafür aber wollten sie sich auch nicht hindern lassen, die anderen Forderungen, durch welche die beiden höheren Stände betroffen wurden, gleichzeitig aufzustellen. Am 17. November begab sich eine Deputation, zu der jedes Gouvernement Ein Mitglied gegeben, zu dem Könige und der Königin; hier trug ihr Führer, Jean Savaron, die Nothwendigkeit der berührten Reformen in den eindringlichsten Worten vor. Er sagte unter anderem, die Farben fast zu stark auftragend, während man in Guienne und Auvergne die Menschen Gras essen sehe, werde eine Summe von mehr als sechsthalb Millionen von den Pensionen verschlungen; der König erkaufe die Treue seiner Unterthanen mit baarem Gelde: wie würde man ihn segnen, wenn er diese Summe zur Unterstützung seines Volkes anwende! Savaron hatte schon früher in der Versammlung des Adels vernehmen lassen, der Druck der Auflagen sei der Grund gewesen, weßhalb die alten Franzosen (ich verstehe die Bewohner von Gallien) das Joch der Römer abgeschüttelt; es sei zu fürchten, daß der jetzige Druck eine ähnliche Wirkung auf das Volk hervorbringe.

Die Vorschläge des dritten Standes und die anzüglichen

[1] Ne sera — ce pas se saigner soi-même que de bannir de nous les considérations de notre profit? Vergl. Florimond de Rapine, Assemblée générale et tout ce qui s'y est fait. Mayer XVI, 165.

Ausdrücke seines Redners riefen in den großen Herren und dem gesammten Adel eine lebhafte Indignation hervor. Gegenseitige Beleidigungen erfolgten, und es kostete Mühe, diese Irrung beizulegen. Und kaum war dieß geschehen und die gewöhnliche Geschäftsbehandlung wiederaufgenommen, der Etat der Einnahme und Ausgabe vorgelegt und in Berathung gezogen, als sich ein neuer Hader erhob, der dießmal die großen Fragen betraf, welche die allgemeine Aufmerksamkeit am meisten beschäftigten.

Die Deputation von Paris trug auf eine Erneuerung der alten französischen Satzung an, daß der König seine Krone allein von Gott habe und keiner Gewalt, auch nicht der geistlichen, das Recht zustehe, seine Unterthanen vom Eide der Treue loszusprechen. Diese Lehre sollte fortan als ein Fundamentalgesetz des Reiches betrachtet, von allen öffentlichen Beamten und von den Geistlichen noch vor dem Antritt ihrer Aemter beschworen, die entgegengesetzte Meinung für verabscheuungswürdig, jeder Unterthan, der sie bekenne, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt werden.[1] In allen Provinzen war die öffentliche Meinung auf eine solche Kundgebung hingegangen: der Vorschlag von Paris fand allgemeinen Beifall.

So lebendig ergriff der dritte Stand, welcher in den Zeiten der Ligue die Ansprüche des Papstthums verfochten, damals wie vor Alters die Partei des Königthums. Das Parlament kam ihm mit einem feierlichen Beschlusse zu Hülfe, worin es aussprach, daß die in dem Artikel enthaltenen Grundsätze die mit der Krone gebornen Maximen von Frankreich seien.

Und sollten Ideen, die der Selbständigkeit des galli-

[1] Eine besondere Clausel bezog sich auf solche Orden, in denen ähnliche falsche Lehren für wahr gehalten würden. Geistliche dieser Orden, die in Frankreich angesessen seien, sollen sie bekämpfen sans ambiguité oder als Gönner der öffentlichen Feinde bestraft werden. Bei Rapine 286. Der erste Urheber dieses Artikels war Claude le Prêtre, Parlamentsrath in Paris.

canischen Clerus zu statten kamen, nicht auch in diesem Anklang finden? Es ist gewiß, daß nicht alle Mitglieder dieser Corporation unempfänglich für dieselben waren. Unter den Prälaten, welche von du Perron zur Verurtheilung des Buches von Richer versammelt wurden, gab es einige, die sich derselben widersetzten, wie der Erzbischof von Tours, Jean de la Guesle, René Potier, Bischof von Beauvais, welcher für den gelehrtesten von allen galt, Gabriel de l'Aubespine, Bischof von Orleans. Auch du Perron hatte sich bei Lebzeiten Heinrichs IV. zu verwandten Meinungen bekannt. Nicht allein durch den allgemeinen Geist der katholischen Restauration, den Einfluß von Rom, sondern hauptsächlich auch durch die fortwährenden Jurisdictionsstreitigkeiten mit dem Parlamente, das man nur durch das strengste Festhalten der entschiedenen Ideen überwältigen zu können glaubte, war, wie er selbst, so der größte Theil des Clerus auf die andere Seite getrieben worden. Die in den Ständen versammelte Geistlichkeit mißbilligte den Antrag. Sie sah eine Verletzung ihrer Rechte und ihrer Würde darin, daß man im Stande der Laien Fragen über Glauben, Lehre und Autorität der geistlichen Macht zur Sprache bringe. Nachdem sie, nicht ohne Mühe, eine officielle Mittheilung des Artikels erlangt hatte, bemerkte sie — vorsichtiger Weise, ohne ihn ganz und gar zu verwerfen —, daß er Dinge enthalte, über welche nicht in einer Ständeversammlung, sondern bloß in einem ökumenischen Kirchenconcil entschieden werden könne. Sie verlangte, daß der Artikel aus dem Cahier des dritten Standes gestrichen und dem Parlamente seine Einmischung in die Sachen der Kirche verwiesen werde.[1]

Und in diesem Verfahren stimmte nun der Adel dem geistlichen Stande bei. Kein Zweifel ist, daß der vorangegangene

[1] Diese Notiz findet sich in einer Flugschrift: Manifeste de ce qui se passa dernièrement aux estats généraux entre le clergé et le tiers état 1615, wo eine Art von Protokoll aufgenommen ist.

Streit über Paulette und Pensionen darauf zurückwirkte. Da war der dritte Stand gegen, der Clerus für den Adel gewesen. Man sagte den Edelleuten, das sei eben der Grund, weßhalb auch der Clerus jetzt vom dritten Stand angegriffen werde;[1] sie hielten es beinahe für eine Ehrensache, ihren Freunden wider die alten Gegner beizutreten.

Bei dieser Entzweiung über die wichtigsten Fragen konnte an eine Opposition, wie sie der Prinz von Condé im Sinne hatte, nicht gedacht werden. Man hat den Hader der Stände den Anstiftungen des Hofes zugeschrieben; aber irren wir nicht, so entsprang er vornehmlich aus einem inneren Widerspruche der Doctrinen, deren der Prinz sich angenommen hatte. Die Stände konnten unmöglich in geistlicher Beziehung die Fahne des Königthums aufpflanzen und in jeder anderen die Ansprüche der Aristokratie verfechten. Hätte der Clerus die Theorien Richers angenommen, so würde alles eine andere Gestalt gehabt und der Prinz in beiden Ständen eine Partei gewonnen haben. Der dritte Stand, in diesem Augenblicke ganz royalistisch, verfocht die weltlichen und geistlichen Rechte der Krone; aber hierdurch gerieth er mit dem einen wie mit dem anderen der beiden höheren Stände in Widerstreit.

Maria Medici neigte sich, wie ihrer Natur und Herkunft nach, so vermöge ihrer ganzen politischen Stellung zu der geistlichen Auffassung und Partei. Merkwürdig, welch ein persönliches Motiv man bei ihr dafür geltend gemacht hat. Man brachte ihr eine Satzung des alten Kirchenrechts, nach welcher die Kinder gewesener Ketzer unfähig seien, an die Regierung zu kommen, in Erinnerung; eine Satzung, durch welche ihre eigenen Kinder und sie selbst, die im Namen ihres Sohnes regierte, gefährdet würden und welche wohl von einer unab-

[1] que tout ce que le tiers état et le parlement avoient remué et entrepris contre la compagnie (ou clergé) procédoit de ce qu'elle s'étoit employé pour la suppression de la Paulette. Denn man glaubte, daß die Billigung dieser Aufhebung nicht ernstlich gemeint sei.

hängigen kirchlichen Gewalt im Reich erneuert werden könne; die Idee von der Machtvollkommenheit des Papstes gehöre dazu, um den Dispens, auf welchem ihre Ehe und die Succession in Frankreich beruhen, vollkommen gültig zu machen.[1] Die päpstliche Macht betrachtete sich als Mitbegründerin der bourbonischen Monarchie wie einst der carolingischen.

Eine Zeit lang zögerte die Regierung der Königin, sich auszusprechen: dann glaubte sie den Streit dadurch zu beschwichtigen, daß sie ihn fortzusetzen verbot und sich die Entscheidung selbst vorbehielt. Damit war aber die Geistlichkeit bei weitem nicht zufriedengestellt; sie setzte ihre Berathungen aus; man ordnete in Paris Gebete an, daß Gott die Verwirrung der Kirche verhüten möge; der alte Cardinal Joyeuse ward von seinem Ruhesitze Conflans in die Stadt beschieden, trotz der Gefahr, die seine Gesundheit dabei lief, um seinen Einfluß bei den Ministern geltend zu machen. Der Wichtigkeit des Momentes sich ganz bewußt, ließ die Körperschaft nichts unversucht, um eine günstige Entscheidung auszubringen. „Drei Wochen lang", heißt es in dem Briefe eines Prälaten, „waren wir von Wolken und Nebel umgeben; endlich sahen wir Licht." Am 16. Januar 1615 zeigte die Regierung der Geistlichkeit an, sie habe den Drucker jenes Parlamentsbeschlusses bereits bestraft und werde ihre weiteren Beschwerden in dieser Sache gern erledigen: der Artikel des dritten Standes solle aus dem Cahier getilgt werden. Der Clerus antwortete, dann habe er weiter keinen Grund zur Unzufriedenheit, sprach besonders dem Canzler und dem Cardinal Joyeuse seinen Dank aus und nahm seine Sitzungen wieder auf. Durch den bestimmten Willen der Regierung ward die Mehrheit der Baillagen des dritten Standes — hätte man nach Köpfen gestimmt, so würde das Ergebniß

[1] qu'il étoit autant permis de revoquer en doute l'état de mariage de la reine et de ses enfans que la puissance du pape qui avoit donné au roi Henri IV la dispense pour se marier. Baillet, Vie de Richer 92.

ein anderes gewesen sein — in der That bewogen, den Artikel nicht gerade aufzugeben, aber aus dem Cahier wegzulassen. Die Geistlichen behielten in dieser Sache den Sieg.

Dadurch gestärkt, wagten sie sogleich noch einen anderen Schritt von großer Tragweite. Durch das eifrige Treiben des unermüdlichen Nuntius ließen sie sich bewegen, die Einführung der tridentinischen Decrete in Frankreich zu fordern, zwar mit Vorbehalt der gallicanischen Freiheiten, aber ohne Erwähnung der den Reformirten gewährten Punkte. Auch dieser Forderung schloß der Adel sich an: die reformirten Mitglieder dieses Standes sahen sich in die wenig genugthuende Nothwendigkeit gedrängt, zu einer Protestation zu schreiten. Der dritte Stand ward in diesem Sinne lebhaft bearbeitet; aber zuletzt lehnte er ab, einer Maßregel beizustimmen, die man in Frankreich seit sechzig Jahren verworfen habe.

Unleugbar ist: der Clerus, mit dem Adel verbündet, unterstützt von der allgemeinen Richtung der Politik, den Hof drängend und von ihm gefördert, hatte in dieser Ständeversammlung die Oberhand. Die Autorität, welche allgemeine Stände noch besaßen, kam den geistlichen Ansprüchen zu Gute. Wie traten sie alle in der Rede hervor, mit welcher der Bischof von Luçon, Armand du Plessis de Richelieu, das vollendete Cahier des Clerus überreichte! Er entwarf darin ein prächtiges Gemälde von dem Ansehen der Geistlichen in dem alten Frankreich: da sei der Abschluß von Verträgen, die Leitung der Finanzen, die Aufsicht über die Verwaltung in ihren Händen gewesen; man zähle 35 Reichscanzler aus ihrer Mitte. Dem setzte er dann den dermaligen Zustand entgegen, wo sie aus dem Conseil des Königs so gut wie verdrängt, nicht im vollen Besitz ihrer Pfründen, in ihrer Jurisdiction höchlich beschränkt, in ihren Exemptionen bedroht seien. Er rief nicht allein die Satzungen der Concilien, sondern die Institutionen der römischen Kaiser an, um ihre Abgabenfreiheit zu vertheidigen. In einer sich selbst überbietenden Combination, deren Wahrheit

man sich historisch doch schwerlich eingestanden hätte, geht er bis auf die Druiden des celtischen Alterthums und deren Autorität zurück. Für den damaligen Clerus forderte er die Abstellung der Beschränkungen, die er erfahren, die Erneuerung der Vorzüge, die er einst besessen habe; denn das Heil des Staates hänge von der Schätzung ab, die den heiligen Dingen gewidmet werde. Eifrig empfiehlt er die Publication der tridentinischen Decrete: nur da, wo sie geschehen, erkennt er ein regelmäßiges Bestehen der Kirche an. Nicht alles, was er sagt, darf man als seine individuelle Meinung betrachten: denn auf seinen Wunsch waren ihm vorher in einer Sitzung die Punkte namhaft gemacht worden, worüber er sprechen sollte;[1] aber aus der Emphase seines Ausdrucks sieht man, wie sehr der Ehrgeiz des Standes zugleich sein persönlicher war.

Ob die Anwesenden den Contrast fühlten, in welchem mit dieser Manifestation des clericalen Ehrgeizes der Nachdruck stand, mit dem der Redner des dritten Standes, Robert Miron, das Elend schilderte, das auf dem gemeinen Volk und besonders den Bauern laste, die doch durch die unaufhörliche Arbeit ihrer Arme gleichsam das Leben vermitteln, das die Gottheit den Menschen gegeben. Denn was nütze ohne sie dem Clerus sein Zehente, dem Adel sein Lehen, dem Bürger seine Habe? Aber dennoch bringe man sie zur Verzweiflung. Miron wagt das Wort gräßlicher Vorbedeutung, der Amboß könne einmal Hammer werden.[2] Wir stehen in der Mitte der Jahrhunderte: wir hören gleichsam die verschiedenen Zeitalter ihre Stimme erheben, neben der hierarchischen Vergangenheit das

[1] L'évêque de Luçon ayant désiré de savoir les points principaux sur lesquelles la compagnie trouveroit bon qu'il s'étendit le plus, elle agréa les suivants. Der sechste lautet: représenter particulièrement l'abaissement de l'église et faire instance qu'elle soit rétablie en ses premiers honneurs, soit au conseil, en l'emploi des affaires, soit aux autres occasions. Procès verbaux 1615. 228.

[2] Il est à craindre que d'enclume qu'il est il ne devienne marteau. Mirons Rede in Etats généraux XVII, 92.

Brausen einer demokratischen Zukunft. Zwischen ihnen schwankt die damalige Gegenwart.

Die Regierung konnte nicht daran denken, alle die Anträge, die in so entgegengesetzten Richtungen geschahen, zu erwägen und zu erledigen; einige wenige von den Forderungen des dritten Standes wurden ihm bewilligt, alles andere auf unbestimmte Zeit verschoben.

Einen unermeßlichen Vortheil gewährte ihr, daß gegen alles Erwarten die ständische Mehrheit ihren geistlichen und zu Spanien hinneigenden Bestrebungen beigepflichtet hatte. Die Königin entschloß sich, unter dem Einflusse des Canzlers, dessen Rathschläge ihr während der Versammlung gut zu statten gekommen waren, unverweilt zur Vollziehung der Vermählungen zu schreiten.

Aber der ständische Beifall hatte die allgemeine Gährung nicht beschwichtigt; sie war vielmehr durch die Verhandlungen erst recht gewachsen; in den Ständen geschlagen, durfte der Prinz von Condé noch hoffen, seine Absichten unter allgemeinem Tumult durchzuführen.

Auf seiner Seite standen die Herzoge von Longueville, Mayenne, Bouillon und der Graf von St.-Pol, die alle in ihren Gouvernements bereits wieder so mächtig geworden waren, daß sie daselbst ungehindert Truppen werben konnten.[1]

Das Parlament erhob sich zu einer großen Manifestation in seinem Sinn. Es lud die Prinzen und hohen Kronbeamten, die es als seine Mitglieder ansah, ein, sich zu einer Berathung über gewisse Vorschläge, die zum Dienste des Königs und zur Erleichterung seiner Unterthanen gereichen würden, in seiner Mitte einzufinden. Die Königin, die darin einen Eingriff in ihre Rechte sah, zeigte sich persönlich beleidigt; aber das hielt das Parlament nicht ab, mit einer feierlichen Remonstration zu

[1] Vgl. Fontenay-Mareuil (Petitot 50, 211): Le Grain Décade commençant l'histoire de Louis XIII, geschrieben 1617.

erscheinen, in der es die Erklärungen des dritten Standes zu Gunsten der königlichen Souveränetät, der geistlichen Macht gegenüber, wieder aufnahm und auch sonst weitaussehende Erinnerungen machte. Es sagte, der König solle die alten Allianzen seiner Krone festhalten, die katholische Religion beschützen, aber ohne darum die Pacificationsedicte zu verletzen, und selbst seinen geistlichen Unterthanen kein schädliches Verständniß mit den Gesandten fremder Fürsten zugestehen, in seinem Conseil den Prinzen von Geblüt und andere Prinzen und Kronbeamten und überhaupt den Abkömmlingen großer Häuser und alter Familien Antheil an den Geschäften gewähren, den Gouverneurs der Provinzen und Städte freien Raum machen, ihre Aemter und ihre Autorität zu behaupten.[1]

Worauf es aber fast noch mehr ankam, das war nun der Beitritt der Hugenotten.

Trotz aller Aufregung, welche die Anträge des Clerus, ihre Erinnerung unter anderem an den Krönungseid, die Nachgiebigkeit des Hofes gegen sie, sowie dessen Verbindung mit Spanien hervorgebracht hatten, blieben doch die erfahrenen Männer der Partei, wie Lesdiguières und vor allen du Plessis dabei, daß der Friede erhalten werden müsse. Sie riethen der politischen Versammlung, die soeben in Grenoble tagte, wohl auf ihre Sicherstellung gegen diese Angriffe und auf die Befestigung, aber nicht auf die Vermehrung ihrer Rechte zu denken, den König nicht im Anfange seiner Volljährigkeit gegen sich aufzubringen, vielmehr der Welt zu zeigen, daß alles, was dem König und dem Reiche nütze, auch für sie gut sei.[2] Wie leicht, daß der Prinz von Condé seinen Frieden mache und alsdann der ganze Haß, den seine Feindseligkeit erweckt habe, auf sie falle! Allein schon war der Geist der politischen Bewegung zu

[1] Remonstrances faites par MM. du Parlament. Mayer XVII, 150.

[2] Mémoire de Duplessis, 18 Mars 1615: que nous devons autant que nous aimons les biens de nos églises, nous rencontrer avec tous les bons Français en un terme commun. III, 733.

tief in die Genossenschaft der Reformirten eingedrungen. Zwei Oberhäupter, wie wir sahen, hatten den meisten Einfluß unter ihnen; sie waren jetzt beide gegen den Hof. Bouillon unterstützte mit seinem ganzen Gewichte die Anträge Condé's, welche, da sie wider den Clerus, der sich so drohend erhob, gerichtet waren, eines großen Eindrucks auch auf diejenigen nicht verfehlen konnten, die an sich nur das allgemeine Wohl im Auge hatten. Aber auch Rohan stellte sich jetzt auf diese Seite. Er hat kein Hehl, daß die Verweigerung der Nachfolge in dem Gouvernement von Poitou, die ihm sein Schwiegervater zudachte, seinen Entschluß bestimmt habe. Vor der Vereinigung der beiden Häupter mußte jede Widerrede schweigen. Der Hof hatte sich schon auf die Reise begeben, um jene Vermählungen zu Stande zu bringen, ja dieselbe zur Hälfte vollendet, als die Reformirten noch einen Versuch machten, sie zu hintertreiben. Da sie weder auf ihre übrigen Anträge noch auf diesen nach ihrem Wunsche beschieden wurden, meinten sie zu erkennen, daß der Friede, den man ihnen anbiete, nur auf Trug beruhe und Absichten zur Zerstörung ihrer Kirchen verberge, und entschlossen sich, dem Prinzen beizutreten, dessen Autorität ihnen allein eine ehrliche Beobachtung der ihnen gewordenen Zugeständnisse und Edicte verbürge.[1] Sie verließen Grenoble, wo ihnen Lesdiguières unbequem und widerwärtig wurde, begaben sich eigenmächtig nach Nismes und schlossen einen Vertrag mit Condé zu gemeinschaftlichem Kampfe für die Reform des Staates und die gegenseitige Sicherheit; kein Theil werde den anderen verlassen, bis sie beide die erforderliche Genugthuung erhalten haben würden.[2]

Du Plessis und seine Freunde hätten gewünscht, daß die Reformirten in diesen Entzweiungen des Staates eine starke

[1] Lettres des députés de l'assemblée générale de Nismes à Mss. du Conseil des églises de l'isle de France, Picardie, Champagne et pays Chartrain. Fliegendes Blatt der Zeit.

[2] 21. Nov. 1615. Vgl. Benoist II, 183. Vie de Duplessis 432.

Haltung angenommen und alsdann bei dem Könige auf eine Abstellung ihrer gerechten Beschwerden und eine Erneuerung ihrer Sicherheit gedrungen hätten: eine Erhebung der Waffen hielten sie nicht für gerechtfertigt. „Wie lange und oft," rief du Plessis aus," haben unsere Väter und wir selbst nach einer Freiheit geseufzt, wie wir sie jetzt besitzen!" Er bemerkt den Unterschied, der zwischen den alten Hugenotten, die auf den Tod verfolgt worden, und den damaligen, die nach ihrem Belieben leben können, obwalte, zwischen einem unvermeidlichen Krieg und einem solchen, den man sich selbst wählt.

Es war der für die politische Stellung der Hugenotten, für ihr Bestehen oder ihren Untergang entscheidende Moment.

Kein Zweifel, daß auch diejenigen, welche zu den Waffen griffen, eine große Absicht verfolgten. Sie wollten die gemäßigten Grundsätze, bei welchen sie bestehen konnten, in der Regierung befestigen, die entgegengesetzten ausschließen. Aber überschritten sie nicht die ihnen gesetzlich gesteckte Grenze, indem sie dieß mit Gewalt zu erreichen suchten? Denn nur zu ihrer Vertheidigung, wenn sie angegriffen würden, waren ihre Waffen und Sicherheitsplätze ihnen anvertraut worden: als getrennte Corporation für sich selber sollten sie aus eignen Kräften bestehen können; davon sehr verschieden war es, den Kampf um die höchste Gewalt im Staate, deren Richtungen und Absichten anzutreten. Wie ganz anders ward hierdurch die Parteistellung der Reformirten, als sie im sechzehnten Jahrhundert gewesen war! Damals bekämpften sie eine Faction, die sich, mit den eigentlich Berechtigten im Widerspruch, in den Besitz der Regierung setzen und diese zuletzt geradezu verdrängen wollte: sie waren mit der legitimen Monarchie verbündet; jetzt machten sie mit einer aristokratischen Partei, welche der Regentin Gesetze vorschreiben wollte, gemeinschaftliche Sache. Ihre Oberhäupter aus den großen Häusern, Bouillon, Rohan, Soubise, Sully rissen sie dazu fort.

Und so brach noch einmal der innere Krieg zwischen der

Königin und einer mächtigen aristokratischen Faction aus. Jene hielt die Verbindung mit Spanien fest; sie erblickte darin, wie ihr der Papst und seine Nuntien sagten, das Heil der Kirche, aber überdieß für sich selbst zugleich einen kräftigen Rückhalt gegen die emporstrebende Partei. Diese verfolgten ihre Parteiinteressen und persönlichen Zwecke; aber sie waren zugleich mit den Ideen des dritten Standes und den hugenottischen Ansprüchen verbündet. Namentlich an den Hugenotten fanden sie sehr nützliche Bundesgenossen. Deren feste Plätze gewährten dem Prinzen von Condé den besten Anhalt für seine Unternehmungen.

Auch die Königin stellte ein Heer unter Boisdauphin ins Feld. Man hat es diesem zur Last gelegt, daß er Condé, dem er überlegen war, nicht ganz und gar unschädlich zu machen wußte, sowie man es an Condé tadelte, daß er die Reise der königlichen Familie und die Vollziehung jener Vermählungen, welche im November 1615 zu Bordeaux stattfanden, nicht verhinderte. Zu namhaften Waffenthaten kam es nicht zwischen ihnen: nur das Land — denn das königliche Heer verfuhr keineswegs mit größerer Schonung als das prinzliche — ward weit und breit mit Feuer und Schwert verwüstet.[1]

Daß nach alle dem, was unter Heinrich IV. geschehen, ein aufständisches Heer doch wieder das Feld behauptete, schmälerte das Ansehen der Regierung unendlich und stellte alle Früchte der Arbeiten dieses Königs in Frage.

Schon im December 1615 nahm die Königin die Vermittelung an, die ihr der Herzog von Nevers anbot, und ließ

[1] Contarini, Relatione di 1616: Guastorno et distrussero quelle due armate nel poco tempo che stettero in piedi infiniti luochi, facendo straggi immense con il ferro et con il fuoco, perchè con stile non diverso procedevano le militie del Re da quelle di Principi, ad estorsione et ruina di Popoli. Et se fosse lungamente continuata la guerra, non è dubbio, che si sarebbe ridotto il regno a grandi miserie et calamità.

Friedenseröffnungen an Condé gelangen. Die feurigen Protestanten hätten den Krieg lieber bis zur Vernichtung der ihnen entgegengesetzten Faction fortgeführt; Condé, der ihr Interesse mit nichten so vollkommen theilte, wie sein Vater und sein Großvater, neigte sich zum Frieden.

Am 10. Februar 1616 wurde ein Friedenscongreß in Loudun eröffnet, an welchem — eine nur in Frankreich mögliche Erscheinung — auch einige vornehme Damen von der Partei des Prinzen Theil nahmen: man sah sie unter den Männern sitzen und in den Verhandlungen das Wort ergreifen.

Wenn man die einzelnen Punkte der Forderungen ansieht, mit welchen der Prinz von Condé auftrat — es sind ihrer einunddreißig —, so findet man den ganzen Kreis wieder, den die Vorschläge des dritten Standes und die Remonstration des Parlamentes beschrieben hatten. Die Verhandlungen sind nur eine Fortsetzung der in den Ständen vorgekommenen; so viel aber hatte die Erhebung der Waffen in der That bewirkt, daß, was damals abgelehnt worden war, jetzt mit mehr oder minderer Entschiedenheit angenommen werden mußte. Der König versprach, den ersten Artikel des dritten Standes mit Zuziehung der Prinzen von Geblüt, der übrigen Herren und Kronbeamten und einiger Mitglieder des Parlaments in Berathung zu ziehen, für die Sicherheit der Krone und die Freiheiten der gallicanischen Kirche Sorge zu tragen; er erklärte, daß er dem auf die Publication der tridentinischen Decrete bezüglichen Antrage des Clerus niemals Folge gegeben habe, noch ihm Folge geben werde, ohne oder wider seine Autorität; — die Reformirten wolle er alle die ihnen von ihm selbst sowie von dem vorigen Könige gemachten Zugeständnisse und Gnaden genießen lassen, ihre weiteren Begehren in Betracht ziehen; — die Parlamente und souveränen Höfe sollten nie in ihren Gerechtsamen geschmälert werden, die gegen das Pariser Parlament erlassenen Conseilsbeschlüsse zurückgenommen sein. Die Aufrechterhaltung der bisherigen auswärtigen Verbindungen, namentlich mit den italienischen Fürsten und der

Schweiz,[1] Reformen in allen Zweigen, wo man deren verlangte, wurden verheißen, die Verdammungsurtel, welche gegen die in der Empörung Begriffenen ergangen waren, feierlich widerrufen; der König ließ verkündigen, daß er den Prinzen von Condé und dessen Verbündete von der einen und der anderen Religion, eingeschlossen, die in Nismes versammelt gewesenen Deputirten, für seine guten und getreuen Unterthanen halte und ihnen ihre Stellen und Würden zurückgebe.[2]

Die Protestanten, jetzt in Rochelle versammelt, hatten nicht allein Herstellung, sondern Erweiterung ihrer Rechte, einige ihrer Führer noch besondere Vortheile erwartet; sie fühlten sich nicht befriedigt: aber die Actenstücke zeigen doch, daß die Partei, wie sie jetzt vereinigt war, im Ganzen einen großen Sieg davon getragen hatte. Jenen Vortheilen, welche der Clerus in den Ständen gewonnen, war ein starkes Gegengewicht gegeben, dem Vorschreiten der Regierung in einer entsprechenden Richtung Einhalt gethan worden.[3]

Damit ward aber die clericale Partei nicht auf immer zurückgedrängt; eben in diesem Augenblick übte sie noch großen Einfluß aus.

Als in Loudun der Artikel des dritten Standes aufs neue vorgebracht wurde, empfahlen einige Stimmen in dem Ministerium der Königin, ihn anzunehmen: denn Krieg und Friede, das Heil und Verderben des Reiches hänge davon ab. Der päpstliche Nuntius setzte sich dem mit eben so viel Gewandtheit wie Eifer entgegen. Er drohte den Ministern mit

[1] Articles proposés par Mr. le Prince en la Conférence de Loudun mit dem Bescheide des Königs, damals in einzelnen Abdrücken verbreitet.

[2] Édit du roi, vérifié au parlement 13 Juin 1616. Article 7, 18 bei Dumont V, II, 282.

[3] che S. Santità havrebbe proceduto con le armi spirituali contro gli autori consultori e partecipanti in esso, — n'havrebbe S. S. anche pronunciato direttamente contrario a detta dichiaratione che causano le divisioni in materia di religione in uno stato. Schreiben Ubaldini's 26. März 1616.

der Anwendung geistlicher Strafen gegen die Rathgeber und Förderer eines solchen Beschlusses sowie mit einem päpstlichen Decret entgegengesetzten Inhalts, das leicht ein Schisma in Frankreich veranlassen dürfte; zugleich aber suchte er durch vertraute Emissäre Einfluß auf den Vermittler Nevers, auf die verbündeten Prinzen Longueville und Mayenne, selbst auf die reformirten Prediger zu gewinnen. Endlich ward in Loudun die Bestimmung über den Artikel getroffen, die wir bezeichneten; aber auch sie genügte dem Nuntius nicht: denn wie dann, wenn nach der Rückkunft des Prinzen der Artikel wirklich aufs neue in Ueberlegung gezogen und vielleicht angenommen werde? Der Papst könne sich nicht beruhigen, wenn ihm die Königin nicht verspreche, daß das nie geschehen solle. Ubaldini berichtet, daß ihm die Königin wirklich ein solches Versprechen und zugleich den Auftrag gegeben habe, seine Heiligkeit davon in Kenntniß zu setzen.[1]

[1] di assicurare con la sua real parola S. S. che mai da tempo alcuno non si parlaria piu di questo detestabile articulo il che mi ha fatto S. M. asseverantissimamente promettere, con ordinarme che in nome suo ne accerti S. Beat^{ne}.

Drittes Capitel.

Emporkommen des Marschalls von Ancre und sein Sturz.

Vergegenwärtigen wir uns die allgemeine Lage, wie sie sich nunmehr gestaltete.

Eine neue Richtung der Politik war eingeschlagen und bis auf einen gewissen Grad durchgeführt; aber dawider hatte sich eine bewaffnete Opposition gebildet und ebenfalls behauptet.

Die spanischen Heirathen waren geschlossen, die Tendenzen der Restauration des Katholicismus im glücklichsten Fortgange begriffen, die Prärogativen des päpstlichen Stuhles willig anerkannt; aber zugleich waren von der anderen Seite die gallicanischen Freiheiten in lebendige Erinnerung gebracht, Prinzen, Parlament, dritter Stand und selbst die Universität zu ihrer Aufrechterhaltung verbündet, fast wie einst die sogenannte politische Partei; den Hugenotten hatten die alten Edicte und Zusicherungen feierlich erneuert werden müssen. Wenn der Clerus während der Ständeversammlung den König an das von ihm durch seinen Krönungseid zu Gunsten der katholischen Religion gegebene Versprechen gemahnt hatte, so sah sich dieser jetzt zu der Erklärung veranlaßt, daß er bei seiner Eidesleistung die Hugenotten nicht im Sinne gehabt habe, die er vielmehr in ihren Rechten zu schützen denke.

Die alten Verbindungen Frankreichs mit den Gegnern der spanischen Monarchie in Europa aufzugeben, hatte man nicht den Entschluß; aber in jedem einzelnen Falle ließ man doch die spanischen Interessen die Oberhand gewinnen.

Die höchste Gewalt ward nach der Volljährigkeitserklärung des Königs von der Königin rücksichtsloser als vorher ausgeübt; sie glaubte im Besitze der absoluten Autorität zu sein; aber dagegen war im Kriege das Ansehen der Aristokratie aufs neue angewachsen. Beide Parteien, sowohl die, welche den Hof angegriffen, als die, welche ihn vertheidigt hatte, gingen stärker, als sie gewesen waren, daraus hervor: jene, weil sie sich persönliche Zugeständnisse erkämpft hatte, diese, weil sie belohnt werden mußte. Als Condé sich in seinem neuen Gouvernement Berry, dem er, als mehr in der Mitte des Reiches gelegen, den Vorzug vor Guienne gab, eingerichtet hatte und nun, von dem Hofe selbst auf das dringendste eingeladen, nach Paris zurückkam, mit dem Recht ausgestattet, daß alle Beschlüsse des Conseils von ihm unterzeichnet sein müßten, nahm er eine glänzende und großartige Stellung ein. Das Louvre verödete; sein Palast ward von Bittstellern wie belagert. Die Großen beider Parteien Guise und Epernon, so gut wie Bouillon und Mayenne, schlossen sich ihm an.

Der Gegenstand ihres Hasses und ihrer gemeinschaftlichen Feindseligkeiten war der Günstling der Königin, Concino Concini, Marschall von Ancre.

Als einst in Florenz bei der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria Medici über ihren Hofhalt unterhandelt wurde und die Räthe des Großherzogs mancherlei Forderungen zu ihren Gunsten aufstellten, sagte sie dem französischen Gesandten: ihr selbst liege eigentlich nur an Einer Sache, daß sie nämlich die Kammerfrau behalten könne, die ihr Haar kämme. Dieß war eine Florentinerin von geringer Herkunft, Leonora Dosi, die den Namen Galigai nur annahm, weil es einst einen Dosi Galigai gegeben hatte;[1] sie glänzte nicht etwa durch Anmuth der Erscheinung oder durch höhere Bildung; sie konnte, sagt man, nicht einmal lesen: aber durch persönliche Dienstleistungen hatte sie sich bei der Fürstin beliebt gemacht; sie besaß, wie jene

[1] Galluzi V, 343, der sie Dori nennt. Siri, Memorie recondite IV.

Aeußerung zeigte, deren Gnade ausschließend und hatte Gewandtheit genug, sich in derselben zu behaupten.

Als sie mit dem Hofe nach Frankreich reiste, rieth ihr der Großherzog Ferdinand, sich mit einem Franzosen zu vermählen; aber noch bei der Ueberfahrt knüpfte sie ein Verhältniß mit einem ihrer Landsleute an, der mit auf die Galeere gestiegen war, Concino Concini, das Maria Medici anfangs nicht billigte, sich aber gefallen ließ. Concino stammte aus einer Familie des höheren toscanischen Bürgerstandes, aus dem Val d'Arno, die seit seinem Großvater, Bartolomeo, lange Zeit leitendem Staatssecretär bei Großherzog Cosimo, senatorischen Rang besaß. Man wußte von ihm manchen wilden Streich zu erzählen, den er in seiner Jugend dort an der Piazza del Giganie und anderswo verübt habe; er hatte seine Erbschaft im voraus vergeudet und war nahe daran, in einem Kapuzinerkloster Rettung wie Ruhe zu suchen, als er auf den Wunsch des Vaters jene Galeere der neuen Königin bestieg; hier lernte er Leonora kennen, gewann ihre Gunst durch eine ihm eigene bizarre Rücksichtslosigkeit, die ihr eben wohlgefiel, und verheirathete sich mit ihr.

Schon bei Lebzeiten Heinrichs IV. besaß dieß Paar im Rathe der Königin das Uebergewicht; in florentinischen Erinnerungen wird ausführlich berichtet, wie einst zum Verdrusse des Königs ein Oheim der Königin, Don Giovanni Medici, bloß deßwegen von dem Hofe weichen mußte, weil die Concini seine Gegenwart nicht gern sahen; nach dem Tode Heinrichs schienen diese alles zu vermögen. Leonora hatte ein angeborenes Geschick für häusliche Angelegenheiten, die sie ganz nach dem Wunsch ihrer Fürstin besorgte: sie theilte mit ihr ihre geistlichen Hinneigungen, — wie sie denn zuweilen den Papst durch den Nuntius ersuchen läßt, für bestimmte Zeiten Eintritt in den einen oder den anderen Nonnenconvent zu erhalten, — und zugleich ihre kleinen Abergläubigkeiten, z. B. die Furcht vor dem bösen Blick; sie besaß den ganzen Zauber einer unerklärlichen Sympathie, die eine Persönlichkeit des nämlichen Geschlechts

an die andere zu knüpfen vermag: war sie jemals, was wohl vorkam, mit minderer Gnade angesehen, so bedurfte es nur eines kurzen Beisammenseins, etwa der Pflege in einem Krankheitsfall, um sie wieder unentbehrlich zu machen. Die Meinung setzte sich fest und war nicht ohne Grund, daß die Königin sich von Leonora beherrschen lasse: es gebe nichts, worin diese nicht ihr Hände haben wolle. Der Herzog von Savoyen und selbst die Republik der Niederlande hielten für angemessen, ihre Geneigtheit durch Geschenke zu erkaufen: wie viel mehr die, welche Gnadenbezeigungen der Königin in ihren persönlichen Anliegen suchten! Leonora schien dieselben zu ertheilen, die Königin sie nur zu bestätigen. Alle Mühe war verloren, wenn man sich nicht an Leonora wandte; Niemand stand so fest, daß er nicht seinen Fall hätte fürchten müssen, wenn er nicht von ihr unterstützt wurde.[1]

Während die Frau Reichthümer sammelte, stieg der Mann von Würde zu Würde, die sich ja damals mit Geld erwerben ließen. Er kaufte Stellen, die sonst nur an den hohen Adel gelangt waren, andere gab ihm die Königin. So ward er Marquis von Ancre, der Titel, unter welchem er bekannt ist, erster Kammerherr, Gouverneur von Amiens, — ohne daß er einen Krieg mitgemacht hatte, Marschall von Frankreich.

Ursprünglich war das Geschäft Leonora's, ihrem Gemahl jeden Schritt auf dieser Laufbahn vorzubereiten: die Königin ward geführt, ohne es selbst zu bemerken; nach und nach aber gelangte auch Concino zu persönlicher Gunst; zuweilen wußte man nicht, wer in größerer Gnade sei, er oder seine Frau, und gern ließ diese das geschehen; der Königin gab es ein Gefühl ihrer Macht, daß sie einen Landsmann aus dem Staube zu einer hohen

[1] Contarini, Relatione: In somma convengono passar per là tutti quelli che pretendono o dimandono; altrimenti ogni altri diligentia, o fatica è vana; onde non le è riuscito difficile d'agrandirsi, ed arrichirsi come ha fatto dopo la morte del fu Re, che non la vedeva volentieri et molto meno il marito.

Stellung zu erheben vermochte. Der Ehrgeiz Concino's ging zunächst dahin, eine Stelle unter den Großen des Reiches einzunehmen; ihre Streitigkeiten unter einander oder mit dem Hofe vermittelte er, oder schürte er auch an; es war ihm angenehm, wenn sie mit den Ministern brachen, die sich auch ihm in den Weg stellten; nur den offenen Krieg suchte er immer zu vermeiden, weil dieser auch andere emporbringen konnte. Das Getriebe der friedlichen Intrigue, in dem sich sein Talent mit Leichtigkeit bewegte, kam zuletzt immer ihm, der das Ohr der Königin besaß, zu statten. Lange hin hatte er an den großen Geschäften nur geringen und zufälligen Antheil. Die Königin pflegte dem einen oder dem anderen ihrer Minister so lange ihr Zutrauen zu schenken, als sie sich bei seinen Rathschlägen wohl befand; sie zeigte nun doch, daß ihre Gaben das gewöhnliche Maß nicht überschritten; ein von ihr selbst festgehaltener Gedanke war in ihrem politischen Verhalten nicht zu bemerken. Mit der Zeit entwickelte der Wechsel der befolgten Rathschläge große Nachtheile für sie; von allen Seiten häuften sich Hindernisse und Feindseligkeiten; die Politik zog sich immer tiefer in das Geheimniß des Cabinets zurück, in welchem Leonora und Concino herrschten. Mit Reichthümern überschüttet, immer weiter um sich greifend, im Besitz einer Gunst, gegen welche kein anderer aufkommen konnte, erregte dieß Paar allgemeinen Widerwillen, wie im Volke, so noch mehr bei den Großen.

Von den zuletzt verbündet gewesenen war wenigstens Einer, Longueville, hauptsächlich durch seinen Hader mit dem Marschall von Ancre veranlaßt worden, dem Bunde beizutreten: in den Forderungen, die sie in Loudun aufstellten, war denn auch eine hauptsächlich gegen ihn gerichtet; auch diese hatte die Königin gewährt, doch auf eine Weise, daß sie ohne alle Wirkung blieb. Die Stellung des Marschalls machte eine von den vielen unentschiedenen Fragen aus, welche die Geister beschäftigten.

In den meisten und fast den besten Memoiren wird versichert, die Absicht der mit Condé zusammenhaltenden Großen

des Reiches sei gewesen, den Marschall zu stürzen oder gefangen zu nehmen, die Königin selbst von dem Könige zu trennen und alsdann ein aristokratisches Conseil in ihrem Sinn einzurichten. Andere wollen wissen, Condé habe noch immer daran gedacht, sich selbst in den Besitz des Thrones zu setzen.

Der venetianische Gesandte, der noch in demselben Jahr an seine Signorie darüber berichtete, hörte das schon damals sagen, findet aber alles unbegründet, was man dem Prinzen in Bezug auf den König und die Königin Schuld gab. [1] Nach dessen Versicherung beruhte der entstehende Unmuth darauf, daß sich Condé den Zusagen, die ihm geschehen waren, zum Trotz doch bei allen wichtigen Angelegenheiten übergangen und ausgeschlossen sah. [2] Alles habe nach wie vor von dem Marschall und seiner Gemahlin abgehangen, selbst Villeroy nur noch dann etwas ausgerichtet, wenn er mit dieser sich gut zu stellen wußte; das eigentliche Conseil habe in Barbin und Mangot bestanden; die von diesen und den Concini gefaßten Beschlüsse habe die Königin nur angenommen und ausgesprochen: in den Händen dieser Menschen sei dergestalt die Regierung gewesen; Condé habe sein Mißvergnügen darüber laut geäußert und mit seinen Freunden die Absicht gefaßt, die Tyrannen des Reiches, Concino und seine Gemahlin, zu entfernen. [3]

Ungefährlich für die Königin war nun das mit nichten, besonders da sie mit dem persönlichen Günstling des Königs, ihres

[1] Si disse anco che vi fossero piu alti disegni a pregiuditio della LL. MM. ma pare che ciò non venga confermato, se non da quello che per mostrar le cause della prigionia del Principe si è divulgato. Man klagt an, um sich zu rechtfertigen.

[2] Condé s'avvidde in pochi giorni esser molto minore la sua autorita in disporne, di quello ch' egli si era supposto overo che fu pro messo. — Proferiva concetti, con quali appariva aver egli in animo di tornare alle cose di prima.

[3] Contarini: da questa (la Marescialla) dipendono Barbino e Mangot, dai quali si stabiliscono prima le resolutioni e poi riferte alla regina lei le pronuntia e fa che s'eseguiscano, essendo che in essa sola è riposta ogni potesta.

Sohnes, nicht vollkommen gut stand. Inmitten der allgemeinen Aufregung hielt sie es wohl für das Rathsamste, auf ihren Antheil an der Regierung Verzicht zu leisten. Auch Leonora hatte Momente der Angst, in der sie sich nach Italien zurückzuziehen dachte. Aber ihr Gemahl war nicht gemeint, zu weichen; und der Königin sagte man, wenn sie sich zurückziehe, werde sie ihre Kinder gefährden. Sie ward überzeugt und sprach es aus: entweder müsse sie diese großen Unruhestifter überwältigen, oder sie werde sammt ihrem Sohne zu Grunde gehen.[1]

Der Beschluß wurde gefaßt, sich der sämmtlichen Oberhäupter auf Einen Tag zu versichern. Es gelang nur mit dem Prinzen von Condé, der festgenommen ward, als er zu einer Sitzung des Conseil des affaires in das Zimmer der Königin trat. Mayenne und Bouillon wurden noch zeitig genug gewarnt, um sich zu retten. Einen Augenblick sollen sie den Gedanken gehabt haben, sich an die Spitze der Pariser Bevölkerung zu stellen, die sich zu Gunsten des Prinzen zu erheben sehr bereit schien: allein die städtischen Behörden hatten bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, und die Wuth des Volkes entlud sich in einer Zerstörung des Palastes des Marschalls, der besser verschont geblieben wäre, zumal da er einige herrliche Werke der Kunst in sich schloß. Mayenne und Bouillon zogen sich nach Soissons zurück, wo sich zunächst Guise und Chevreuse, alsdann Longueville, Vendôme, Coeuvres bei ihnen einfanden. Auch Nevers war entschieden auf ihrer Seite. Sie rüsteten sich, so rasch und so gut sie konnten: der Hof rüstete ebenso: das ganze Land erfüllte sich mit neuem Kriegslärmen.

Um die Absichten der Prinzen zu erkennen, dazu dient, wenn ich nicht irre, ein Vertrag, von dem mir eine Abschrift fast zufällig zu Handen gekommen ist.[2]

„Da die Fremden, so heißt es darin, sich der Person des

[1] So erzählte Richelieu damals selbst dem Nuntius Bentivoglio. Siri IV, 29. Nur nicht so prägnant in den Mém. I, 319.

[2] In den state papers zu London unter einem viel späteren Jahre.

Königs und der Regierung des Reiches bemächtigt haben und den Prinzen ohne alle gerechte Ursache gegen Treue und Glauben festhalten, so versprechen wir, alle unsere Kräfte, Güter und unser Leben einzusetzen, um die öffentliche Autorität und die Person des Königs ihren Händen zu entreißen, den Prinzen zu befreien und den Staat in seine Form wiederherzustellen." Diese Form erklären sie dann folgendergestalt. Unter der Autorität des Königs wollen sie das legitime Conseil der Prinzen von Geblüt und der übrigen Prinzen, Kronbeamten und der alten Räthe erneuern, namentlich derer, die aus den großen Häusern und alten Familien stammen, denen allen während der Minderjährigkeit der Könige die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zukomme, nach den Grundgesetzen des Reiches mit Ausschluß der Frauen und der Fremden.

Ich weiß nicht, ob dieser Vertrag jemals vollzogen worden ist; aber auch aus dem bloßen Entwurf sieht man, wie die aristokratischen Tendenzen, durch den Angriff, der auf sie geschehen, nicht zurückgedrängt, sondern vorwärts getrieben, sich mit verdoppelter Kraft regten.

Dem gegenüber faßte nun Concino — von Barbin auf seine Frage darin bestärkt, daß es jetzt an der Zeit sei, — die Absicht, sich in unmittelbaren Besitz der Gewalt zu setzen. Die alten Minister waren in Ungnade, wie der Canzler, oder beseitigt, wie Villeroy und Jeannin; auch der Großsiegelbewahrer du Vair, der weder der Verbindung mit dem Prinzen ganz entsagt zu haben, noch der ergriffenen religiösen Richtung anzugehören schien, ward entlassen; dagegen trat Richelieu, Bischof von Luçon, der diese noch vollkommen theilte, als Staatssecretär in die Geschäfte. Ancre, der ihn schon länger kannte, sagte von ihm, er sei ein junger Mann, der die Graubärte durch die Klugheit seiner Rathschläge beschäme. Er war zum Gesandten in Spanien bestimmt gewesen, wo man ihn als einen Einverstandenen mit Vergnügen erwartete; ehrgeizig und aufstrebend, wie er war, zog er es vor, in dem Mittelpunkt der politischen

Thätigkeit wirksam zu sein. In seinen Denkwürdigkeiten hat Richelieu Manches von den Differenzen, die zwischen ihm und dem Marschall obgewaltet haben, gemeldet; doch hat sich auch einer seiner Briefe an denselben erhalten, voll von einer Hingebung, wie sie sonst nur den geborenen Trägern der höchsten Gewalt gewidmet wird: Concino herrschte vollkommen. Man hat es dem Marschall als einen Beweis von Bescheidenheit angerechnet, daß er nicht in dem Conseil erschien; aber die Minister besuchten ihn in seinem Hause und empfingen hier seine Beschlüsse. Jene Berathungen, welche früher, in tiefstes Geheimniß gehüllt, schon so vielen Einfluß ausgeübt hatten, gewannen jetzt officielle Bedeutung und entschieden über die Summe der Geschäfte. Die auswärtigen Gesandten waren in Verzweiflung, wenn sie ihre Angelegenheiten in Erinnerung zu bringen hatten. Die gesammte Aufmerksamkeit und Kraft der Verwaltung ward durch die inneren Bewegungen verschlungen.

Concino ist zuweilen als ein Ungeheuer von Grausamkeit, Feigheit und Geiz geschildert worden: das war er nicht. Er besaß mancherlei Gaben, um sich in der Gesellschaft geltend zu machen: Gewandtheit und Witz, Anmuth der Unterhaltung und sogar etwas Fesselndes; seine Diener, die er nicht eben mit Rücksicht behandelte, waren ihm doch sehr ergeben. Er liebte zu besitzen, aber auch sich freigebig zu zeigen, offene Tafel zu halten, seine Freunde zu fördern: seid mir gut, sagte er wohl, und ich will euch Gunst erweisen. Er wollte nicht allein sein, sondern auch scheinen: Jedermann sollte wissen, daß er Macht und Reichthum besaß. Mit dem Gelde, das er erworben, suchte er weiter die einträglichsten Gouvernements und Aemter in seine Hände zu bringen und mit ihrem Ertrage sich eine möglichst große Menge von Anhängern zu verschaffen: er war ein Handelsmann der Macht. Seine Paläste erfüllte er mit kostbarem Hausrath, Kunstwerken ersten Ranges; gern veranstaltete er ritterliche Festlichkeiten, in denen er selber glänzte; wie ein emporgekommener italienischer Prinz zog er mit einer auf das prächtigste

geschmückten Leibwache zu Fuß und zu Pferde daher.[1] Von den Italienern, die ihm zu Diensten waren, pflegte er mit Wegwerfung zu reden, um sich gut französisch zu zeigen; aber unter Freunden spottete er auch der französischen Edelleute, die sich ihm angeschlossen, und ihrer erkauften Treue. Wehe dem, den er als seinen Feind betrachtete! In der Stadt hielt Jedermann sich still, denn man fürchtete seine Späher; — das Verbrechen war frei, Worte wurden bestraft; — Niemand wagte sich zu regen. Bei aller Lebenslust war in Concino zugleich eine melancholische Ader; er war unstät, gewaltsam, hinterlistig. Mancherlei seltsame Entwürfe gingen ihm durch den Kopf, um sich gegen mögliche Gefahren zu sichern. Hat er doch einmal daran gedacht, sich durch Bestechung der päpstlichen Nepoten die Investitur mit dem Herzogthum Ferrara zu verschaffen. Ein andermal ließ er die Absicht bemerken, sich von seiner Gemahlin, welche alt und unangenehm wurde, zu trennen und sich mit einer Dame aus dem Hause Vendôme zu vermählen, um durch eine so große Familienverbindung eine feste Stellung zu gewinnen. Zuweilen schlug ihm das Herz, daß sein Glück in den Gipfelpunkt getreten sei und nach dem allgemeinen Schicksal nunmehr rückgängig werden möchte. Aber innehalten konnte er nicht; eben die Feindseligkeiten trieben ihn immer vorwärts. Und zuletzt wollte er selber doch sehen, wie weit Glück und Verstand ihn führen könnten.

Er liebte zu sagen, daß er die Rechte der höchsten Gewalt gegen die Attentate der meuterischen Aristokratie vertheidige, und etwas Wahres ist daran; welch anomaler Vertheidiger der höchsten Gewalt aber war dieser Mensch: ein fremdgeborener Emporkömmling, nur durch eine Gunst, die auf niedrigen Dienstleistungen beruhte, und nicht einmal auf seinen eigenen erhoben, entzweit mit dem Fürsten, in dessen Namen er handelte.

[1] Vgl. Gramondus, Historiarum Galliae ab excessu Henrici IV. lib. II.

Ludwig XIII. hatte vom ersten Augenblick an, daß er Concino kennen lernte, Widerwillen gegen ihn kündgegeben; dieser schien sich wenig darum zu kümmern. Wie es Jedermann zum Erstaunen gereichte, daß der junge Fürst sich in kindischen Vergnügungen gefiel und, wenn er den Geschäften auch nur eine formelle Theilnahme widmen sollte, Ungeduld und Widerwillen blicken ließ, so sah ihn Concino wie ein Kind an und behandelte ihn, trotzig auf die Gunst der Mutter, als Meister des Staates. Er trat unangemeldet zu ihm ins Zimmer, beschränkte ihn in seinen kleinen Bedürfnissen und schien sich darin zu gefallen, daß der Herr eines so großen Reiches von seinen Anordnungen abhänge. Aber dieser Fürst war bereits in sein sechzehntes Jahr getreten, und von allen ernsten Gefühlen, die sich in ihm geregt haben, ist wahrscheinlich dieß das erste gewesen, daß man ihn ungebührlich vernachlässige. Monate lang erfuhr er von den wichtigsten Angelegenheiten so gut wie nichts; er beschäftigte sich damit, in dem Tuileriengarten Erde zusammenfahren zu lassen und sie mit Rasen zu bedecken, während das Reich in Feuer und Flammen war; dann erschien einmal Concino mit einem prächtigen Gefolge von Herren und Edelleuten, gegen welches die Diener, die den König umgaben, eine ärmliche Rolle spielten, und ließ ihn sein Uebergewicht fühlen. Auch Ludwig XIII. hatte Günstlinge und Freunde, mit denen er seinen Tag hinbrachte, wie hätten sich in diesen nicht Eifersucht und Haß gegen den Günstling der Königin regen sollen, der eine Gewalt usurpirte, von der sie meinten, daß sie, da der König majorenn sei, von Rechtswegen ihm zukomme? Aber auch sie mußten sich in Acht nehmen: sie fühlten sich von dem Gewalthaber bedroht und gefährdet.

Ein seltsamer Zustand, in Widerspruch mit sich selbst. Indem Concino sich als Vorfechter der königlichen Gewalt aufstellte, drängte er den jungen Fürsten, dem diese gehörte, zurück und hielt ihn soviel möglich unterdrückt.

Dadurch ward aber auf der anderen Seite veranlaßt, daß

sich zwischen der Umgebung des Königs und den empörten Prinzen Verbindungen anknüpften. Die Prinzen sind im Namen des Königs aufgefordert worden, den Truppen, die ebenfalls im Namen des Königs gegen sie anrückten, tapferen Widerstand zu leisten.[1]

Die Königin-Mutter hatte den Herzog von Guise von den verbündeten Fürsten zu trennen gewußt und ihn denselben entgegengestellt; um noch einen anderen Anführer, auf den sie trauen könnte, zu haben, befreite sie den Grafen von Auvergne aus der Bastille, wohin ihn einst Heinrich IV. hatte bringen lassen. Indem diese Heere ins Feld rückten, wollte auch der junge König mit ihnen ziehen; aber er hatte sich vorgenommen, alsdann in der Mitte seiner Garden seine Gewalt zurückzufordern oder, wenn dieß nicht angehe, sich ganz und gar zu entfernen und auf die Großen des Reiches zu stützen.

Unter den Großen bildete sich bereits eine dritte Partei: Lesdiguières, Montmorency, Epernon, Bellegarde schickten sich an, mit dem Könige gemeinschaftliche Sache zu machen.[2]

Eben darum hielten aber die Machthaber nicht für rathsam, daß der König selbst ins Feld ginge: die Königin strengte alle Kräfte auf das äußerste an, um die Empörten zu unterwerfen, ehe die dritte Partei sich erheben könne, und es schien ihr zu gelingen: der Graf von Auvergne eroberte Rethel und rüstete sich, den Herzog von Nevers in seiner letzten Burg zu Mezières anzugreifen; Guise gefährdete den Herzog von Mayenne in Soissons sehr ernstlich: die Waffen der Königin hatten offenbar das Uebergewicht; von dem Falle von Soissons erwartete man eine

[1] Siri aus den Depeschen des Nuntius IV, 42: Volente cosi il re medesimo — incitavansi (i rivoltosi) a virilmente adoprarsi contra l'istesse forze regie.

[2] Mémoires de Pontchartrain II, 215. Auf diesen Moment bezieht sich der libre discours de Mr. de Rohan sur le temps présent. Er räth der Königin, d'amuser (le tiers parti) de belles paroles jusques à la prise de Soissons.

allgemeine Beruhigung. Indeß hatte sich Concino in der Normandie auf eine Weise befestigt, daß er Rouen und Paris von da her zu beherrschen vermeinte.

In dieser Krisis drang die Umgebung des Königs bei demselben auf eine große Maßregel gegen Concino. Wer könne wissen, sagte man ihm, wie weit dessen Ehrgeiz noch gehen werde: könne er nicht sein Verlangen zu der Königin-Mutter selbst erheben, wie er sich rühme, ihre Gnade zu besitzen? Wie leicht, daß er sie ganz gewinne und ihren Ehrgeiz gegen ihren eigenen Sohn kehre! Ludwig würde nicht der erste König von Frankreich sein, der von seiner Mutter zu fürchten habe. Man fand es wahrscheinlich, daß Maria Medici ihn, den ältesten Sohn, für unfähig erklären oder sonst beseitigen, sich im Namen des jüngeren nochmals zur Regentin erklären und alle Gewalt an Concino bringen wolle.

Dabei hatten die Vertrauten des Königs doch auch das eigene Wohl im Auge. Der vornehmste von ihnen, Luynes, meinte selbst an Concino's Stelle treten zu können. Der alte Villeroy, von dem man weiß, daß er großen Antheil an den Vorbereitungen nahm, dürstete darnach, das Ministerium, das er so lange besessen, wieder zu erlangen. Darüber hegten sie keinen Zweifel, daß der großjährige König des persönlichen Inhabers seiner Macht sich persönlich versichern müsse. Wie aber dann, wenn dieser Widerstand leiste? In diesem Falle hielten sie es für vollkommen gerechtfertigt, ihn umzubringen.[1]

So sehr sich Concino vor allerlei vermeinten Gefahren zu sichern suchte, hatte er doch von der wirklichen Gefahr keine Ahnung. In seiner Natur lag Argwohn, aber keine Vorsicht. Am 14. April 1617 begab er sich nach dem Louvre, um den König, was dieser zu wünschen geschienen, vor seiner Abreise nach der Normandie noch einmal zu sehen. Hören wir, wie der Venetianer Buono, der zugegen war, erzählt, was sich

[1] Mémoires de Brienne I, 325.

alsdann ereignete. „Auf der Brücke, die zum Louvre führt, begegnete ihm der Capitän der Garde, Vitry, mit seinem Bruder Hallier, begrüßte ihn und sagte ihm, der König fordere ihn vor sich: Concino gerieth in Verwirrung und machte Miene, zurückzugehen: indem schoß ihn Vitry mit einer Pistole vor den Kopf; von Hallier bekam er einen zweiten Schuß: Concino fiel todt auf der Brücke nieder. Der König, der bei dem Schall an das Fenster getreten war, fragte, ob der Marschall todt sei: da man ihm das bejahte, rief er aus: ich bin jetzt der König. Vitry begab sich dann nach den Gemächern der Königin, entfernte ihre Leibwache und kündigte ihr an, daß sie diese Räume nicht verlassen dürfe; als sie hörte, daß Concino getödtet worden sei und zwar auf Befehl des Königs, verstummte sie, von Schmerz betroffen." Buono berichtet weiter, wie hierauf auch Leonora, die über der Königin wohnte, in Gewahrsam genommen und ihrer Kostbarkeiten beraubt worden sei: die Handlung hatte seinen vollkommenen Beifall. „Dieser Tod", sagte er, „befreite das Königreich von Tyrannei und Krieg, rettete die unterdrückten Prinzen, führte die Vasallen in die Gnade ihres Königs zurück und verschaffte diesem unsterblichen Ruhm; durch die Strafe eines Einzigen ward das mit Verwirrung und Unmuth erfüllte Reich in sein altes Ansehen wiederhergestellt." [1]

So ließ sich in der That alles an.

Bei der Nachricht von der Hinrichtung des Marschalls legten die Belagerer der von den Prinzen und Großen eingenommenen Plätze die Waffen nieder: die Belagerten thaten deßgleichen; beide Theile vereinigten sich zu Gelagen, in denen die Gesundheit des Königs getrunken wurde. Die Großen meinten in dem jungen Könige, dessen plötzlich erwachte Energie

[1] Scrittura dell' Illustr^mo Sigr. Ottaviano Bon 1618 (della pace d'Italia conclusa in Parigi). Die Memoiren von Mathieu Molé, die Buono's Nachricht bestätigen, legen dem Könige mehr Worte in den Mund, als er zu machen pflegte. Der Kern bleibt jedoch: je suis roi maintenant.

sie von einem erbitterten und mächtigen Feinde befreit hatte, beinah einen Verbündeten zu sehen; der König nahm ihre Entschuldigung an, daß es bloß die verderblichen Anschläge Ancre's gewesen seien, gegen welche sie die Waffen ergriffen hätten; stolz darauf, daß sie vor Baal ihre Kniee nicht gebeugt, kamen sie nach Paris, um dem jungen Fürsten ihre Huldigung darzubringen.[1]

Hier war mit dem großen Schlage alles verändert. Barbin, Mangot und der Bischof von Luçon mußten sich entfernen. Villeroy nahm die Leitung der Geschäfte aufs neue in die Hand. Auf seinen Wunsch wurden die alten Rathgeber der Krone, der Canzler Sillery und sein Sohn Puysieux, sowie Jeannin zurückberufen: die Regierung schien sich herzustellen, wie sie von Heinrich IV. auf die Königin-Mutter übergegangen war.

[1] Bei Ottaviano Buono folgen noch die Worte: distrusse il consiglio introdotto dal Marescial (ich finde die Bemerkung, die man hat machen wollen, daß er immer Marquis heiße, nicht richtig) ritornò il vecchio, consolò tutta la corte etc.

Neuntes Buch.

Emporkommen eines ersten Ministers. Unterdrückung der Selbständigkeit der Reformirten.

Neuntes Buch.

Emporkommen eines ersten Ministers. Unterdrückung der Selbständigkeit der Reformirten.

Ludwig XIII. stand damals in seinem siebzehnten Jahre; sein Thun und Treiben trug noch etwas Knabenhaftes an sich. Sein größtes Vergnügen bestand in der Abrichtung von jungen Falken und Sperbern; die Uebungen eines musikalischen und artistischen Talentes, auf das er sich etwas zu Gute that, kosteten ihm viel Zeit. Nicht ganz ohne ernstere Beziehungen waren allerdings seine Spiele. Er legte kleine Befestigungen an und versuchte sich darin, sie anzugreifen oder zu vertheidigen; er hielt darauf, eine wohlgewählte Waffensammlung zu besitzen: eine Compagnie junger Schweizer ward von ihm in den kleinen Dienst der Infanterie eingeübt. Die bemerkenswerthe mechanische Fähigkeit, die er besaß, nahm eine entschiedene Richtung auf die Kriegskunst. Auch sah man wohl, daß er seinen Beruf nicht in ruhigem Genusse suchen werde: vor allen Ausschweifungen zeigte er einen natürlichen Abscheu: bei seinen Jagden lernte er Sonne, Regen und Kälte ertragen.[1]

Daran aber, daß er nun das Reich hätte selber regieren können, ließ sich bei der geringen Ausbildung seiner geistigen Gaben gar nicht denken. Wenn jenem seinem Ausrufe, nun sei er der König, eine historische Wahrheit zukommt, denn von dieser Stunde an hing die Regierung von seinem persönlichen Willen ab, so stellt derselbe doch auch zugleich die vielleicht

[1] Außer dem Portrait du Roy von Bellemaure, wieder abgedruckt in den Archives curieus. II, I, benutzte ich vornehmlich eine 1619 erschienene Flugschrift Lettre de Cléophon à Polemandre, die ebenfalls wiederholt zu werden verdient.

größte Schwierigkeit vor Augen, welche die Monarchie überhaupt hat. Denn sobald der Fürst, dem das Recht zusteht, nicht fähig ist, es auszuüben, wer ist dazu berufen? Eine vorwaltende Persönlichkeit, welche den obersten Gedanken des Staates faßt und ihm Autorität verleiht, muß es geben; aber welche soll es in einem solchen Falle sein?

Im Orient war es seit der Herrschaft der Abbassiden fast ein Gesetz der höchsten Gewalt, die Geschäfte dem Urtheil und der Ausführung eines Stellvertreters zu überlassen, einem Wesir, wie sie sagen, der Uebertragung und des Nachdrucks; oftmals regte sich die Eifersucht der Kalifen dagegen, wurde aber von dem unabänderlichen Bedürfniß überwogen.

In dem Papstthum hatte sich eingeführt, daß die in der Regel schon schwindenden Kräfte des aus der Mitte alter Männer erhobenen obersten Hauptes durch die jugendlicheren und beweglicheren eines Cardinal-Nepoten gestärkt und ergänzt wurden. Ein naher Verwandter schien deßhalb nothwendig, damit sich nicht ein den persönlichen Ansichten und Neigungen des Herrschenden entgegengesetztes Interesse in die Leitung der großen Geschäfte dränge. Die Verbindung des Blutes und die Sorge für das eigene Haus machten dem Papste, der häufige Wechsel und die immer lebendige Erwartung eines solchen den Unterthanen dieß Verhältniß erträglich.

In der spanischen Monarchie, inmitten wohleingerichteter Collegien und eines in den Geschäften ergrauten Staatsrathes fand man nach dem Tode Philipps II. unter dessen schwächerem Nachfolger noch einen Mann nöthig, der in vollem Vertrauen seines Fürsten als der Vertreter seines Willens und seiner Meinung angesehen werden konnte. Doch wurde dort der Günstling und erste Minister nicht vollkommen Meister. Er fand in den großen Beamten nicht immer Gehorsam: die Governatoren der entfernten Provinzen befolgten oft ihre eigene Politik.

Wäre in Frankreich ein volljähriger, wenn auch schwächerer

Prinz auf Heinrich IV. gefolgt, wie in Spanien auf Philipp II., so würde sich die Verwaltung der Macht in dem eingeleiteten Wege auf einen ersten Minister haben übertragen lassen. Aber seitdem waren in Frankreich die Factionen wieder aufgelebt und hatten sich Zugeständnisse erkämpft, die religiösen Meinungen hatten eine von der centralen Gewalt abweichende Richtung genommen, die so mühevoll gegründete finanzielle Ordnung war gesprengt: der Autorität an sich konnte der Wechsel ihrer Organe in den höchsten Stellen unmöglich förderlich sein.

Wer da zur Seite des Fürsten die höchste Gewalt ausüben wollte, mußte sie sich erst erobern. Von jeher ist die Monarchie in unseren europäischen Reichen von Bewegungen umgeben gewesen, die etwas von dem Factionswesen der aristokratischen Republik an sich tragen. Nirgends war dieß entschiedener der Fall, als eben damals in Frankreich. Bei dem Naturell des jungen Königs wurde die Frage diese: ob das von den Großen wieder erneuerte Princip der Autonomie das Uebergewicht über ihn behaupten, oder ob in der Bewegung der Parteiung sich ein Mann ihm zur Seite stellen sollte, der das Recht und die freie Bewegung der Krone, an die sich alle nationalen Interessen anschließen, zu retten und zu erneuern vermögend wäre.

Es war Raum da für eine große und glänzende Thätigkeit, wenn nur der Mann dazu sich fand.

Erstes Capitel.

Luynes im Gegensatze mit der Königin-Mutter.

Der Erste, der das Reich neben dem Könige zu verwalten unternahm, war jener Günstling desselben, Charles Albert de Luynes.

Die Gelehrten der Zeit verglichen ihn mit Herodes Agrippa, der, von Tiberius in Banden geworfen, weil er dem Nachfolger huldigte, von diesem, als er zu dem Principat gelangte, eine goldene Kette von demselben Gewichte zum Geschenke erhielt, wie die eiserne gewesen war, die er hatte tragen müssen. Aber in der That noch größer war der Wechsel des Geschickes.

Von einigen wird die Familie Albert de Luynes von einem deutschen Lautenschläger hergeleitet, von anderen von dem namhaften florentinischen Hause der Alberti:[1] wie dem auch sein mag, noch war sie ohne Bedeutung, als Charles Alberti, der Sohn eines tapferen Capitäns, welcher im Comitat von Avignon einen kleinen Besitz hatte, am Hof erschien. Mit leichter und gesunder Berechnung schloß er sich, ohne dazu eine besondere Verpflichtung zu haben, zugleich mit zwei Brüdern, die ihn begleiteten, dem aufwachsenden jungen König an, gewann seine Gunst durch die Geschicklichkeit, mit der er an seinen Spielen und Jagden, und sein volles Vertrauen durch die Hingebung,

[1] Istoria di Toscana VI. Note bei den Memoiren von Bassompierre XX, 139.

mit der er an seinem Mißvergnügen über die unfreiwillige Zurückgezogenheit, die man ihm auferlegte, Theil nahm. Dafür sah er sich, wie berührt, von dem Marschall, der ihn zu fürchten anfing, bedroht und unternahm, ihn zu stürzen. Es war wie ein persönlicher Kampf zwischen dem Günstling der Königin und dem Günstling des Königs: der zweite behielt den Platz und trat nun, da er sich ein unendliches Verdienst um seinen Herrn erworben hatte, der ihm die Anerkennung seiner Autorität verdankte, als der Interpret seines Willens und als der vornehmste Lenker des Staates auf. Um die Bedingungen der Verwaltung hatte er sich niemals ernstlich bekümmert. Einigermaßen ward ihm dieser Mangel durch ein paar geschäftskundige Unterarbeiter ersetzt: den Baron Modène, der zu seiner Verwandtschaft gehörte, und besonders Deageant, einen von den büreaukratischen Geistern, die auch in subalternem Verhältnisse durch den Credit, den sie sich bei ihren Oberen verschaffen, entscheidenden Einfluß zu gewinnen wissen. Die fremden Gesandten fanden in kurzem rathsam, ihn selbst in seiner Familie zu besuchen. Ueberdieß aber traten die alten Minister mit ihrer Erfahrung, Geschäftskenntniß und ihren den ganzen Staat umfassenden Verbindungen wieder ein. Wenn man erfährt, daß neben Villeroy besonders Deageant die geheimen Fäden der Unternehmung in seiner Hand gehalten hatte, so erscheint die neue Verwaltung wie das Product einer Revolution. Die Sieger, denen der Staatsstreich gelungen ist, betrachten sie als ihre Eroberung, ihre Beute. Nur hatten sie darin, daß sie sich auf den legitimen Herrn, den längst für volljährig erklärten König lehnten, einen wesentlichen Vortheil über den Anhang und die Genossen des Marschalls.[1]

Die Großen, welche in diesem das Princip der unbedingten Gewalt bekämpft hatten und ebenfalls des Sieges zu genießen dachten, sahen sich bald enttäuscht. Der Antheil, den sie früher

[1] Arnauld d'Andilly, Mémoires I, 372.

am Conseil genommen, ward ihnen mit nichten zurückgegeben.[1] Ihr Führer Condé, auf dessen Befreiung sie rechneten, ward aus der Bastille nach Vincennes gebracht, angeblich der besseren Luft wegen, in der That aber, weil er da noch unmittelbarer in den Händen des Günstlings war. Villeroy ließ verlauten, der Marschall habe so unrecht nicht gehabt, die großen Herren zu bekämpfen, und lobte die Entschlossenheit, mit der er es unternommen habe.

Die Personen waren verändert, zum Theil die Maßregeln: die großen Gegensätze waren die nämlichen.[2]

Noch gegen Ende des Jahres 1617 berief die neue Regierung eine Notablenversammlung, in den bereits eingewohnten Formen, nach Rouen. An ihrer Absicht dabei läßt gleich ihre erste Proposition über die dem königlichen Conseil zu gebende Einrichtung keinen Zweifel übrig. Sehr gern, heißt es darin, würde der König auch die geheimsten Angelegenheiten seiner Regierung den Prinzen und Großen des Reiches vorlegen, wenn es nur möglich wäre; aber ihre Anzahl, die Verbindung, in welcher der eine und der andere mit den auswärtigen Mächten stehe, sowie die Nothwendigkeit ihrer Anwesenheit in ihren Gouvernements verbiete es; er habe deßhalb bisher die Verwaltung seiner Angelegenheiten den Ministern in die Hände gegeben, denen sie zur Zeit seines Vaters anvertraut gewesen seien, ohne darum die Großen von Kenntnißnahme der Depeschen und Instructionen ausschließen zu wollen. Die Versammlung sprach nicht allein eine Billigung dieser Formen, sondern auch der Personen aus; der König möge sich, wenn

[1] Wie die Königin später bemerkte: que le roi par le conseil de ses ministres avoit changé la forme d'agir — pour témoigner qu'il étoit assez fort pour agir de lui même. Bei Richelieu XXII, 275.

[2] Ottaviano Buono bezeichnet den Zustand des Ministeriums folgendergestalt: La libera dispositione delle cose di tutto il regno era in mano dei Consiglieri, alcuni di quali erano stimati adherenti al partito di Spagna. Altri con fede e con prudenza tenevano sempre l'ecchio fisso nell' interesso del Re e del Regno.

sie darüber urtheilen dürfe, der Rathschläge derselben Männer auch fortan bedienen. Sie gab dem Ministerium, den Ansprüchen der Großen des Reiches gegenüber, eine Art von Vertrauensvotum. [1]

Und eben denselben Sinn verriethen die finanziellen Erörterungen Jeannins. Als den vornehmsten Grund der eingetretenen Unordnung bezeichnet er die Zugeständnisse, mit denen man den Gehorsam der Großen habe erkaufen, den Aufwand, den man im Kriege gegen dieselben habe machen müssen; er brachte eine Beschränkung der Pensionen sowie der stehenden Truppen in Vorschlag. [2] Mit Freuden stimmte ihm die Versammlung bei; sie berechnete, daß sich allein an den Pensionen drei Millionen würden ersparen lassen.

Hierdurch in ihrem Vorhaben bestärkt, schritt die Regierung in der That zum Werke. Sie strich einige Pensionen und suchte die Besatzungen in den festen Plätzen auf den Bestand unter Heinrich IV. zurückzubringen. [3]

Damit erweckte sie aber, wie sich denken läßt, die ganze Feindseligkeit der mächtigen Männer, die dadurch in Nachtheil geriethen. Mit Wegwerfung drückte sich einer von ihnen, der Herzog von Rohan, über die Muthlosigkeit und Servilität der Versammlung von Rouen aus. Da in Folge ihrer Abstimmungen auch die Paulette abgeschafft war, was die Zukunft unzähliger Familien des höheren Bürgerstandes in Frage stellte, so erhob sich ein allgemeines Widerstreben. Man griff die Regierung von Günstlingen, denen Alles frei stehe, während jeder Andere in seinem Besitze beschränkt werde, mit Heftigkeit an.

Es ist anzuerkennen, daß die Regierung den Standpunkt

[1] Première proposition sur le maniement des affaires secrètes de l'état. Bei Mayer XVIII, 57.

[2] Propos tenus en l'assemblée des Notables. Oeuvres mêlées 52 Petit. (XVI).

[3] Mémoires de Pontchartrain II, 250.

Heinrichs IV. wieder zu gewinnen suchte; aber wie viel mächtiger waren die damals zum Gehorsam Genöthigten seit der Zeit wieder geworden! Und ihr selbst stand die Gewaltsamkeit ihres Ursprungs, ihre überaus mangelhafte innere Zusammensetzung im Wege.

Ein Rangstreit, der an sich keine Erwähnung verdienen würde, ist doch als ein Symptom dieser Zustände merkwürdig. Am Ostertage 1618, in der Kirche St.-Germain Auxerrois, in Gegenwart des Königs, nahm sich der Herzog von Epernon heraus, den Großsiegelbewahrer du Vair, der seinen Platz über den Herzogen und Pairs genommen, mit Gewalt von seinem Stuhle zu ziehen: du Vair verließ die Kirche. Der Lebensbeschreiber Epernons versichert, daß derselbe von Montbason, Retz, Usez dazu angetrieben, Montmorency sogar noch feuriger gewesen sei als er selber.[1] Sie wollten du Vair vergelten, daß er im Conseil seinen Sitz über ihnen zu nehmen pflegte. Der König suchte Epernon und du Vair zu versöhnen; es kam dabei zu einem Wortwechsel in seiner Gegenwart: Epernon brauchte Ausdrücke, die den jungen König empörten, so daß er sich von seinem Stuhl erhob und den Herzog nicht weiter in seiner Umgebung sehen wollte, der sich dann unter anderem Vorwande nach seinem Gouvernement Metz zurückzuziehen genöthigt war.[2]

Wohl die merkwürdigste Gestalt unter den Aristokraten von Frankreich ist dieser Epernon.

Auch er hatte einst nach einer Günstlingsstellung gestrebt und eine solche besessen, seitdem aber seine Ehre darin gesucht, trotz des Wechsels unveränderlich und allezeit unverändert zu erscheinen. Wie er einst in den Zeiten Heinrichs III. seinen Haushalt eingerichtet hatte, so setzte er ihn fort: in seiner Kleidung und seinem Aeußeren stellte er die saubere Sorgfalt

[1] Girard, Vie d'Épernon II, 284.

[2] Bassompierre II, 153; — doch fällt mir auf, daß er von dem Vorfall in der Kirche schweigt.

der alten Zeiten dar. Nach dem Wunsche seiner Gemahlin, die ihm früh verstarb, war er seitdem unvermählt geblieben. Einsam und abgeschlossen, in altväterischer Weise, mit anspruchsvollem Aufwande, lebte er in einem seiner Schlösser zu Loches, zu Angoulème oder zu Plassac. Er nahm die Miene an, als wenn er der ganzen Welt entbehren könne: niemals verzieh er seinen Feinden. Und selbst gegen seine Freunde zeigte er sich stolz und zurückhaltend; er behandelte sie wie ein Höherer. Aufs genaueste kannte er ihre Kräfte und Hülfsmittel; er hielt sich ein Verzeichniß darüber: er wußte, worauf er in einem dringenden Falle zählen dürfe. In ihren Bedürfnissen kam er ihnen mit Vergnügen zu Hülfe, denn er war immer bei Gelde; keinen setzte er hintan und hielt sie alle zusammen.[1] Wenn er sie rief, erschienen sie sämmtlich mit ihren Getreuen, welche sie hinwieder festzuhalten wußten. Eine durch und durch auf persönlichen Verhältnissen beruhende Genossenschaft, welche eine große Unabhängigkeit der Einzelnen voraussetzt, die sich um ein bedeutendes Oberhaupt sammeln. Auch die anderen Großen hatten ihre Ergebenen; aber neben den ungeordneten Haufen, die sie herbeiführten, fiel das Gefolge Epernons wie ein regelmäßiges Heer ins Auge.

Indem nun Epernon und seine Freunde sich nach den Mitteln umsahen, um die sich über ihnen zusammensetzende Regierung des Günstlings zu brechen, stellte sich ihnen die Königin-Mutter als Genossin des Kampfes dar. Sie hatten dieselbe zuletzt bekämpft, weil sie es nicht waren, die unter ihr regierten; jetzt aber, unter der geschickten Vermittelung eines Italieners, Rucellai, verständigten sie sich leicht mit ihr.

Die Königin lebte in Blois, wohin sie verwiesen worden, nicht ohne einen gewissen fürstlichen Glanz; — es gibt Kirchen in der Gegend, an denen man den von ihr damals bewirkten

[1] Sommation faite à M. le Duc d'Épernon. Archives curieus. II, II, 64.

Anbau unterscheiden will;[1] — aber unerträglich war ihr, nichts mehr bedeuten zu sollen, die Aufsicht, unter der sie stand, die Uebermacht, die ihre Feinde sie fühlen ließen. Und so ging sie, so sehr es ihrer Würde widerstreben mochte, auf den Vorschlag ein, das Abenteuer einer Entweichung zu bestehen. An einer Strickleiter, bei Nacht, ließ sich die Wittwe Heinrichs IV., von einer einzigen italienischen Kammerfrau unterstützt, aus einem Fenster des Schlosses Blois herab; ein paar französische Cavaliers geleiteten sie zu dem Wagen, der für sie bereit gehalten ward, und um den sich dann einige einverstandene Edelleute zu ihrer Bedeckung sammelten; in Loches ward sie von Epernon empfangen, der sich gegen den ausdrücklichen Befehl des Hofes dahin begeben hatte.

Wie glorreich fühlte er sich, der Königin-Mutter eine Freistatt in dem festen Angoulème zu verschaffen und sie mit seinen Streitkräften zu beschützen! Sein panegyristischer Lebensbeschreiber hält es für seine größte That. Die Königin hat ihm später einmal eine mit Diamanten besetzte Uhr zum Geschenk gemacht, mit der Bemerkung, ihre Dankbarkeit werde so rein und so fest sein, wie diese Steine.

Epernon dachte nicht allein die Königin zu retten: auch dieser selbst war ihre Flucht nicht ihr letzter Zweck; ihr Sinn war vor allem, eine Partei des Widerstandes gegen Luynes zu bilden; sie stellte sich an die Spitze seiner Feinde; die Königin eigentlich ist es gewesen, die den Kampf gegen die Regierung ihres Sohnes eröffnet hat. Der aristokratischen Gewalt, die sie zuletzt bekämpft hatte, nahm sie sich jetzt an.

In dem Manifest, in welchem sie die Gründe ihrer Flucht angiebt,[2] spricht sie nicht allein von den Mißhandlungen, die sie, die Wittwe des großen Heinrich, die Mutter des regierenden

[1] Touchard la Fosse, Histoire de Blois 214.

[2] Raisons et plaintes de la reine, 1619, damals handschriftlich und gedruckt verbreitet; wieder abgedruckt: Archives curieus. II, II. Ich bemerke folgende Stelle: Les princes, Ducs, Pairs, officiers de la

Königs, erlitten habe; fast nicht minderen Nachdruck legt sie auf die Unbill, die den Großen des Reiches widerfahre: Epernon werde verfolgt, Bouillon mit Geringschätzung behandelt, Montmorency in seiner Stiefmutter, die man von ihrer Stelle am Hof entferne, beschimpft; Bellegarde müsse erfahren, daß man auf seinen Tod warte. Dieselben Klagen, die Andere so oft gegen sie selbst erhoben, richtet sie gegen die jetzt herrschende Faction, welche den König bei kindischen Spielen festhalte, in allen großen Angelegenheiten allein entscheide und zwar durch unwürdige unberufene Menschen, sich der wichtigsten Plätze bemächtige, die erledigten Stellen an sich reiße: nur darum habe diese Partei die Paulette abgeschafft, um die Aemter selbst zu verkaufen, oder sich mit ihrer Vergabung Anhänger im Lande zu machen.

Bei der durch und durch dynastischen Richtung der Gemüther, die noch in Frankreich obwaltete, hatte die Opposition immer einen Prinzen zu gewinnen und an ihre Spitze zu stellen gesucht. Noch gefährlicher in der That, wenn jetzt die Königin-Mutter, welche unzählige Persönlichkeiten durch ihre Wohlthaten an sich geknüpft hatte, diese Rolle übernahm, einem Günstlinge gegenüber, der zwar mit bewährten und erfahrenen Männern, aber auch mit Emporkömmlingen, die vielleicht den vornehmsten Einfluß ausübten, umgeben war. Die Regierung gerieth in die größte Verlegenheit. Sollte sie die Sache gehen lassen, wie Einige riethen? Aber es war zu fürchten, daß dann der Widerstand nach und nach allgemein würde. Schon forderten die Freunde und Anhänger des Prinzen auch dessen Befreiung; die Stadt Paris war für ihn. Oder sollte sie die anwachsende Bewegung mit Gewalt der Waffen unterdrücken? Aber es war die Mutter des Königs, der von der

couronne ont été entièrement privés de la connoisance et du gouvernement des affaires, pour en donner l'entier maniement à Modène, Deageant, Colonel d'Ornano et Marsillac, personnes de tout indignes et incapables.

Nation noch als minderjährig angesehen wurde, mit der man einen unnatürlichen Kampf bestehen mußte. Die Regierung faßte den Entschluß, ihr zugleich Krieg zu drohen und Frieden anzubieten; und wirklich brauchte sich der König nur aufzumachen, um einen Feldzug zu beginnen, so nahm sie fürs erste die ihr angetragenen Bedingungen an. Das Gouvernement der Normandie, das früher in ihrem Namen verwaltet worden war, gab sie auf; sie empfing dafür in der Mitte des Reiches das doch auch bedeutende Gouvernement Anjou mit dem festen Angers, wo sie mit vollkommener Sicherheit leben konnte. Bei der Zusammenkunft, die darauf zu Tours im September 1619 zwischen ihr und ihrem Sohne veranstaltet wurde, durfte man, nach allem, was daselbst vorging, auf ein zurückkehrendes gutes Verständniß schließen. Luynes glaubte den Versuch wagen zu können, sie von Epernon zu trennen, worauf er diesem zu Leibe gegangen sein würde.[1] Aber Maria Medici war zu wohl berathen und zu sehr eine italienische Frau, um ihre Freunde einem Feind aufzuopfern, dem sie nie verzeihen konnte: sie dachte vielmehr noch immer, ihn zu stürzen und durch ihre Anhänger aus der Stelle zu treiben. In kurzem trat doch wieder die unangenehmste Verstimmung ein. Die Königin behauptete, von dem, was ihr zugesagt worden, werde nichts erfüllt; man übergehe ihre Freunde bei jeder Vacanz; man fahre fort, sie zu mißhandeln. Sie weigerte sich nicht allein, unter diesen Umständen an den Hof zurückzukommen, sondern sie trat noch einmal, zunächst durch umfassende Reformvorschläge, mit allem, was daselbst bestand, in offenen Gegensatz.

Es bezieht sich sehr auf den Augenblick, wenn sie durch ein Grundgesetz einem Jeden, der nicht durch sehr ausgezeichnete

[1] Anzolo Contarini, Dispaccio, 20. Oct.: Questi favoriti hanno tutti i loro disegni contra il Duca d'Epernon — e pensano di fare il primo colpo nella citta di Metz. I loro disegni sono in somma: ruinare Epernon, abbattere il partito della regina madre e lei ridurre senza consiglio senza ajuto al solo arbitrio delle loro volontà.

Dienste, sondern vielleicht durch Gunst emporgekommen sei, unmöglich gemacht sehen will, eine größere Zahl fester Plätze sich zuzueignen; aber sie macht auch allgemeine Anträge: die Großen und die Gemeinheiten sollen über die Herstellung des Reiches zu Rathe gezogen, die alten Ordonnanzen über die Geistlichkeit beobachtet, die Parlamente der Concurrenz königlicher Commissionen überhoben und in Zukunft nicht durch die Gegenwart des Königs gezwungen werden können, Edicte zu verificiren, die sie nicht billigen. Sie schließt sich jetzt dem Gedanken der Prinzen und Großen an, daß es Männer gebe, denen durch ihre Herkunft ein besonderes Interesse an dem Wohle des Staates gleichsam eingeboren sei; mit denen, sagt sie, müsse sie sich vereinigen, wenn sie die nöthigen Reformen allein nicht durchsetzen könne.[1] Sie erscheint ganz als das Organ der Partei derselben, die sich nun immer zahlreicher um sie sammelte.

Vendôme und Longueville machten ihren ganzen Einfluß in ihren Gouvernements, der erste in Bretagne, der zweite in der Normandie, die er soeben empfangen, und zugleich in der Picardie, die er soeben erst verwaltet hatte, zu Gunsten der Königin geltend. Von Sedan her wirkte Bouillon, von Metz Lavalette, der Sohn Epernons, auf die Champagne, selbst auf die königlichen Truppen in dieser Provinz. Epernon beherrschte Angoumois, Limousin, Saintonge; der Herzog von Rohan, Tremouille und Retz hielten Poitou in Verbindung mit dieser Partei; durch den Einfluß Mayenne's war sie in Guienne die herrschende; Montmorency in Languedoc zeigte eine starke Hinneigung zu ihr. Die Herren ließen ihre Unterthanen verwarnen, durch ihre Beamten oder etwa bei der Messe, sich mit keinem Andern in Verbindung einzulassen, als mit ihnen allein; den ritterlichen Lehensleuten wurde nicht einmal Neutralität gestattet: sie wurden mit Verderben bedroht, wenn sie sich den Herren nicht anschließen würden. Edle und Gemeine, Städte

[1] Auszug in den Memoiren von Richelieu XXII, 74.

und Dörfer hofften bei dieser Gelegenheit des Drucks der Salzauflage loszuwerden: in dem Parlamente regte sich die Hoffnung, die Paulette und die damit verbundene Festigkeit der Stellen wieder zu erlangen.[1] In einer späteren Vertheidigungsschrift hat die Königin erklären lassen, sie habe damals alles zu vereinigen gedacht, was sonst in Frankreich Entzweiungen veranlassen könne: sie habe sich zur Meisterin des Krieges und des Friedens zu machen beabsichtigt.[2]

Welches ist da das Verhältniß gewesen, in das sie zu den Reformirten trat, und in dem diese zu ihr standen?

Sie scheute die Verbindung mit ihnen so wenig, daß eben der Führer derselben, Bouillon, der erste von den Großen gewesen ist, an den sie sich gewendet hat: soviel wir hören, in der Absicht, den ganzen hugenottischen Namen für sich aufzurufen.[3] Bouillon, der sich zu alt und krankhaft fühlte, um an die Spitze der aristokratischen Opposition zu treten, richtete erst ihr Augenmerk auf Epernon. Da dieser als einer der vornehmsten Gegner der Reformirten galt, so konnte es zu einer eigentlichen Bundesgenossenschaft zwischen ihnen und der Königin nicht kommen; aber ein Verständniß bildete sich. Die Reformirten waren so eben wieder in der lebhaftesten Gährung und ihre Deputirten in Loudun beisammen. Die Königin ließ ihnen ihre Theilnahme zusagen, suchte ihre Führer und Prediger für sich zu gewinnen und hat zuletzt die bestimmte Versicherung ertheilt,

[1] Mémoire baillé par M. du Plessis à M. le baron de la Croix, s'en retournant en cour, 3. Juli 1620. (Mém. de du Plessis A. E. IV, 371.)

[2] Elle vouloit réunir sous son autorité tout ce qui pouvoit mettre la France en pièces, elle la vouloit conserver entière, se rendre l'arbitre de la paix et de la guerre. Lumières pour l'histoire de France 803.

[3] Pour voir si avec le parti de ceux de la religion, dont les mouvemens dépendoient de luy principalement, il voudroit s'employer pour la liberté de la reine — Girard, der hierüber von Rucellai, welcher die Unterhandlung führte, unterrichtet zu sein behauptet (II, 301).

daß sie ihnen in den beiden wichtigsten Streitpunkten, auf die es damals ankam, in Bezug auf Leictoure und Béarn, bei ihrem Frieden Genugthuung verschaffen wolle. Die Corporation als solche schloß sich ihr nicht an; aber einzeln richteten doch die Meisten ihre Hoffnung auf sie: von den Gemeinen nahmen viele Dienste im Heere Mayenne's; die thatkräftigsten Führer traten auf ihre Seite. Rohan sagte wohl: er sei als Pair des Reiches verpflichtet, mit der Königin an der Reform desselben zu arbeiten.

Ungehindert durch diese Verbindung, trat Maria Medici auch mit den Spaniern in ein gutes Vernehmen. Der spanische Hof hielt sich zwar zur Neutralität zwischen Mutter und Sohn verpflichtet; aber in dem Emporkommen des Günstlings, das von allen Gegnern der früheren Verwaltung mit Freuden begrüßt worden war, sah er doch auch eine Gefahr und in der feindseligen Aufstellung der Königin-Mutter gegen denselben Gelegenheit, sich wieder eine eigene Partei in Frankreich zu gründen. Es ward darüber Rath gepflogen, wie das zu bewirken sei. Die Herzoge von Mayenne und Epernon schienen dem spanischen Gesandten in Frankreich die geeignetsten Persönlichkeiten.

So bildete sich eine Coalition mannigfaltiger und lebenskräftiger Elemente um die Königin her: sollte es ihr dann nicht gelingen, jene auf so wenig Autorität beruhende, in der Nation verhaßte Günstlingsherrschaft über den Haufen zu werfen und mit ihren Verbündeten neben dem Könige Platz zu nehmen?

Welche Fehler Luynes und seine Gehülfen auch haben mochten, ungeschickt waren sie nicht. Sie empfanden, daß die Behauptung der Gewalt, die sie besaßen, ihnen so ganz allein nicht möglich sei. Wollten sie aber Jemand einen Antheil daran zugestehen, so war das nicht die noch unversöhnte Königin; sie richteten ihre Augen vielmehr auf den Gegner derselben, den Prinzen von Condé, der aus dem Gewahrsam der Mutter in den des Sohnes übergegangen war. Man stellte dem Günstling vor, daß

der Prinz einmal befreit und wieder mächtig, ihn schwerlich in seiner Stellung dulden, vielleicht Religion und Staat aufs neue in Gefahr bringen möchte. Luynes meinte, die Gefangenschaft werde ihn weiser gemacht haben, und war überzeugt, daß er ihn durch Dankbarkeit an sich fesseln könne. Ein Gegengewicht gegen die Königin, am Hof und unter den Großen, mußte er haben;[1] ein anderes gab es nicht, als welches in der Wiederbelebung der Partei des Prinzen lag. Unmittelbar nach der Flucht der Königin fing man an, mit dem Prinzen von seiner Befreiung zu reden. Bei der Zusammenkunft in Tours fragte Luynes die Königin, ob sie zu derselben rathen würde. Daß sie es vermied, sich darüber auszusprechen — denn wäre sie dafür, so würde sie factiös, wäre sie dagegen, so würde sie rachsüchtig erscheinen, — war für den Günstling ein Antrieb mehr. Bald darauf ward der Prinz aus seinem Gefängnisse befreit, in den leichtesten und verbindlichsten Formen, die man finden konnte:[2] er war, wie wir wissen, für Geld nicht unzugänglich; Luynes wußte ihn zu gewinnen.

Eine andere Unterstützung fand die Regierung an der öffentlichen Meinung. Schon längst drängte sich auch den Fremden die Bemerkung auf, daß das französische Volk den Großen nicht eben sehr eifrig beitrete und keine besondere Lust zeige, die Waffen für sie zu ergreifen. Die Empörung Epernons hatte zur Folge, daß Boulogne von ihm abfiel und Metz nur mit dem härtesten Zwang in Gehorsam gegen ihn gehalten werden konnte. Aber überdieß, wie sollte man nicht davor zurückscheuen, die kaum eingerichtete Regierung des Königs durch erneute Gewalt, wenn auch unter der Führung seiner Mutter, wieder umgestürzt zu sehen?

[1] Il punto piu essentiale era, che volevano dare un contrapeso alla regina madre. Siri aus den Depeschen des päpstlichen Nuntius vom 27. Sept. V, 37.

[2] Les doux ravissements de la France, présentés au roi et à Mons. le Prince. Flugschrift von 1619.

Unparteiische Stimmen aus dem Mittelstande forderten den König auf, seinen Staat nicht wie ein herrenloses Gut behandeln, seine Unterthanen nicht von den Machthabern zu Verbindungen nöthigen zu lassen, die ihnen selbst widerwärtig seien: wie sehr es auch so aussehen möge, als ob eine Neigung zum Aufstande in den Ständen vorwalte, so dürfe er das doch nicht glauben: in der That sei Jedermann bereit, das Joch der Gouverneurs von sich zu werfen, sobald der König erscheine. Er möge nur zu Pferde steigen, sich an die Spitze seines Heeres stellen, die Gefahr mit Gefahr bekämpfen. [1]

Sollte aber etwas geschehen, so durfte man nicht warten, bis die Partei der Königin sich noch mehr befestigte: zunächst in der Normandie durfte man den Herzog von Longueville, dem der größte Theil des Adels anhing, nicht auch der Städte, die noch Bedenken trugen, ihm beizutreten, Meister werden lassen. Mit seinem eigenen Beispiel, denn er würde verloren gewesen sein, wenn man gleich im Anfang seiner Schilderhebung entschlossen auf ihn losgegangen wäre, trieb der Prinz von Condé zu unverzögerter Eröffnung des Krieges.

Es war eine nur geringfügige Macht, bestehend aus der französischen und der Schweizergarde und einigen nicht sehr wohl bewaffneten Schwadronen Reiterei, mit denen sich der König am 4. Juli, in Begleitung des Prinzen nach der Normandie in Bewegung setzte. Aber er hegte die aus dem Gefühle seiner Würde stammende Ueberzeugung, daß sein persönliches Erscheinen hinreiche, um jede Auflehnung niederzuschlagen. [2] Er soll gesagt haben, wenn der ganze Weg von Waffen starre, so werde

[1] Advis, que les armes se doivent prendre et ce qui est nécessaire que le Roy fasse. Lettres de N. Pasquier à M. de Bussy Lib. VIII, Lett. XVI in den Oeuvres d'Etienne Pasquier Tom. II. p. 1355.

[2] Luynes fit voir combien le visage du Prince est formidable aux séditieux. Modène in der Dedication seines Soulèvement de Naples an die Duchesse von Chevreuse, Wittwe von Luynes.

obsiegen; denn er habe den Gegnern keine Ursache zu ihren Feindseligkeiten gegeben, er habe Niemand beleidigt.

Er langte noch eben zur rechten Zeit in Rouen an, um die Unterwerfung der Stadt durch Longueville zu verhindern; dieser wagte weder hier noch sonstwo zu widerstehen. Doch war damit noch nicht die ganze Provinz unterworfen. Besonders rechneten die zur Empörung Geneigten auf das Schloß von Caën, das der Chevalier de Vendôme seinem Lehrer, einem Hauptmann des Namens Prudent, anvertraut hatte. Auf die Aufforderung des Königs, ihm die Feste zu öffnen, erwiederte der Hauptmann, den König wolle er gern aufnehmen; aber auf Jeden, der demselben folge, werde er schießen. Auf der höchsten Bastei ließ er eine Pike aufpflanzen mit einer brennenden Fackel, einem bloßen Degen und einer Börse, um anzukündigen, daß weder Feuer noch Schwert, noch auch Geld ihn vermögen würden, seine Festung aufzugeben. Aber er war seiner eigenen Leute, selbst der Officiere, dem Könige gegenüber nicht mehr mächtig. Einen namentlich gab es unter diesen, der sich die Vergebung einer schweren Blutschuld, die er auf sich geladen, durch die Ueberlieferung dieses Schlosses zu verschaffen suchte. Man hielt es für uneinnehmbar; Jedermann war erstaunt, daß es binnen wenigen Tagen in die Hände des Königs überging. [1] Der Normandie sicher, ohne Besorgniß auch für Paris, konnte Ludwig XIII. seine Waffen gegen die Loire wenden.

Man hatte der Königin gerathen, sich zu Mayenne zurückzuziehen, der ein zahlreiches und schlagfertiges Heer in den südlichen Provinzen gesammelt hatte, oder ihn rasch in ihre Nähe zu bescheiden. Aber durch die mächtigen Männer, die sie unterstützten, waren ihr auch wieder die Hände gebunden. Das Erste konnte sie nicht thun, weil sie dadurch die Eifersucht Epernons erweckt hätte; von dem Zweiten wollte Vendôme nichts hören, der in

[1] Par la force ouverte le dit château n'était pas prenable. Lettre du Sr. de la Forest au Sr. de la Faille, secrétair des Archiducs, 21. Juli 1620, aus dem ich das ganze Detail entnehme. (Archiv zu Brüssel.)

dem Lager der Königin befehligte. Welche Rolle der Mann spielte, der damals in ihre Nähe zurückgekommen war und sich ihres Vertrauens besonders erfreute, der Bischof von Luçon, ist nicht ganz deutlich. Genug, in dem Feldlager der Königin hatte man die nöthigen Vorkehrungen nicht getroffen: die Fortificationen zwischen Angers und dem Pont de Cé, durch welche Vendôme die Königin zu schützen und ihr die Verbindung mit dem Süden offen zu halten dachte, waren weder vollendet, noch hinreichend besetzt, als das königliche Heer unter Condé und Luynes, doppelt muthig durch die in der Normandie erfochtenen Vortheile, am Pont de Cé erschien. Fünf Viertelstunden reichten hin, um die Befestigungen zu nehmen und die Truppen der Königin sammt und sonders auseinanderzusprengen.

Ich denke, die fünf Viertelstunden sind in der Geschichte von Frankreich nicht gering anzuschlagen. Die aristokratischen Bestrebungen waren seit dem Tode Heinrichs IV. in steter Aufnahme geblieben; die höchste Gewalt war immer vor ihnen zurückgewichen, wie im Frieden von Loudun, so noch in der letzten Abkunft mit der Königin; jetzt zum erstenmale bot ihnen der König mit Nachdruck und Glück die Spitze und zersprengte die Empörung.

Dabei gelangte er aber bei weitem noch nicht in den Besitz einer unbedingten Autorität. Noch konnte sich die Königin in Angers zur Wehre setzen; Mayenne konnte sich zu den Hugenotten schlagen, Epernon in seinen Gebieten einen gefährlichen Widerstand leisten. Es schien genug, ihrer Widersetzlichkeit ein Ende gemacht zu haben. Der Königin wurden nach ihrer Niederlage eben dieselben Bedingungen gewährt, die man ihr vorher angeboten hatte; ihre Freunde wurden zu Gnaden aufgenommen. „Alle die," heißt es in dem Edicte, „welche der Partei der Königin gefolgt sind, sollen ebensowohl ihre Aemter verwalten, am Hof erscheinen, in ihren Gouvernements oder in ihren Häusern sich aufhalten dürfen, wie die, welche sich zu dem Könige gehalten haben." Maria Medici konnte mit einiger Aus-

sicht auf Einfluß und Wirksamkeit an den Hof zurückkehren: man meinte, der Günstling wünsche es sogar, um sie nun wieder dem Prinzen von Condé, der durch den Erfolg seiner Rathschläge zu hohem Ansehen gelangt war, entgegenzusetzen; da er sie nicht beide entfernt halten könne, so suche er eine Einwirkung durch die andere unschädlich zu machen. Lange trug Mayenne Bedenken, den Frieden anzunehmen; allein die Regierung gewann ihn durch vortheilhafte Erbietungen; den alten Epernon sah man aufs neue wie vor Alters sein Amt als Colonel der Infanterie am Hof ausüben.

Der Friede am Pont de Cé schloß keine vollkommene Unterwerfung ein; er scheint fast mehr wie eine Vereinigung zweier Parteien, und zwar zu einem sehr bestimmten nahe liegenden Zweck.

Die beiden Parteien hielten die Schwerter inne, die sie gegeneinander gezückt hatten, um sie gegen eine dritte, die Partei der Reformirten, zu brauchen.

Zweites Capitel.

Erste Ueberwältigung der Hugenotten. 1620—1622.

In früheren Zeiten hatte die Sache der Reformation offen oder insgeheim immer eine nahe Beziehung zu dem Ansehen des Königthums gehabt, denn diejenigen, welche es beschränkten oder bedrohten, waren eben am eifrigsten katholisch; wir berührten schon, wie ganz anders das jetzt war, und zwar nicht allein darum, weil sich die Reformirten den aristokratischen Gewalten beigesellten, sondern auch deßhalb, weil die Regierung eine andere Richtung genommen hatte. Es ist in der französischen Geschichte eine epochemachende Begebenheit, daß das Königthum, nachdem sein großartigster eigenster Aufschwung durch eine gräßliche That des wilden und dumpfen Fanatismus verhindert worden, sich dann selbst den geistlichen Einflüssen nicht mehr entzog. In ihrer äußeren und inneren Politik fand die Regentin an Rom und Spanien ihren besten Rückhalt. Nach dem Sturze des Marschalls von Ancre waren doch nur eben die Minister hergestellt worden, die einst ihr zur Seite den geistlichen Tendenzen das Uebergewicht gaben. Sollten diese jetzt anders gesinnt sein? Die Richtung, welche sie ihrerseits schon unter Heinrich IV. vertreten hatten, trugen sie nach zwei großen Katastrophen auf die Regierung seines Sohnes über. Luynes ließ sich von ihr ergreifen.

Nicht als hätte diese Verwaltung die den Reformirten gegebenen Edicte zu widerrufen, sie geradehin zu unterdrücken gedacht: ihre Erklärungen waren vielmehr friedfertiger Natur, und

es liegt kein Grund vor, ihr nicht Glauben beizumessen; aber dabei war doch unleugbar, daß sie sich einer den Reformirten feindseligen Politik zuneigte.

Das Zarteste, Unfaßbarste, Mächtigste, Unüberwindlichste in menschlichen Dingen ist die Tendenz. Und selbst zurückgehalten, ohne auffallende Kundgebungen, die Wirkung hat sie allemal, daß sie ihr Gegentheil hervorruft und zum Bewußtsein bringt.

In den Streitigkeiten zwischen den Reformirten und dem Clerus nahm die Regierung für den letzteren Partei: die nächste betraf die Bisthümer von Béarn.

Als Heinrich IV. in Folge seiner Absolution die beiden béarnischen Bisthümer Oleron und Lescar wiederherstellte, ließ er deren einst von seiner Mutter eingezogene Güter im Besitze der protestantischen Institute, denen sie zugewiesen waren; die Unterhaltung der Bischöfe übernahm er selbst. Diese, die schon bei seinen Lebzeiten dann und wann hiergegen Beschwerde führten, denn nur in festem Grundbesitze sahen sie die volle Gewähr der Unabhängigkeit, fanden später bei den Ständen von 1615 die lebendigste Unterstützung; die Corporation des Clerus bot der Regierung eine Beisteuer zu den Kosten an, die ihr im Fall einer Rückgabe der Güter erwachsen würden, um die Reformirten zu entschädigen;[1] damals kam man mit der Sache aber nicht zu Stande. Eine der ersten bedeutenden Handlungen der unter Luynes gebildeten Verwaltung war es, daß sie ein Edict ergehen ließ, in welchem die Rückgabe der geistlichen Güter in Béarn an die katholische Kirche wirklich verfügt und der Verlust, der den Reformirten daraus entstehe, auf die königliche Kasse übernommen wurde. Den König ließ man darin erklären, er denke auf diese Weise dem Beispiel zugleich seines Vaters und der früheren allerchristlichsten Könige zu folgen.

[1] Que la somme de 10,000 livres soit prise par an, du fonds qui sera imposé sur le clergé pour être employée au paiement des dites charges, jusqu'à ce que S. M. puisse avoir retranché les dites charges et durant les dix années suivantes. Procès verbaux 1615. 243.

Von der Ueberzeugung erfüllt, daß nur mit offenem Widerstand etwas zu gewinnen sei, und unter dem Einflusse der fortdauernden Unruhen wagte dagegen die Versammlung der Reformirten, die damals in Rochelle beisammen war, fast in demselben Augenblick den Beschluß zu fassen, daß im Fall einer gewaltsamen Veränderung des kirchlichen oder politischen Zustandes von Béarn die Kirchen von Frankreich verpflichtet sein sollten, denen von Béarn beizustehen, nach dem Sinne ihrer Union, und wie es ihr eigenes Beste erfordere. [1] Ich lasse dahingestellt, ob sie noch den Erlaß des Edicts, oder nur dessen Ausführung zu verhindern meinte; aber es leuchtet ein: durch diese entgegengesetzten Beschlüsse ward der Krieg beinah unvermeidlich.

Die bewegende Macht lag auf der einen Seite in dem Clerus von Frankreich, auf der anderen in der protestantischen Geistlichkeit, deren Eifer in den politischen Versammlungen entschied. Aber jener hatte die Krone für sich; ob diese der ganzen Partei Meister werden und sie mit sich fortreißen würde, war noch sehr zweifelhaft.

In der Versammlung, die im Jahre 1619 zu Loudun gehalten wurde, hörte man allerdings den Aufruf zum offenen Widerstand erneuern. Die königliche Autorität, sagten Viele, gelte nur da, wo sie zum Nachtheile der Reformirten angewendet werden könne; man halte es für verdienstlich, dieselben zu beschränken, zu berauben, ja zu tödten; der Krieg gegen sie sei schon beschlossen und angegangen: muthig müsse man ihn aufnehmen, lieber heut als morgen. Aber dagegen erinnerten Andere an den Gehorsam, den man dem Könige schuldig sei, die guten Folgen der religiösen Geduld, selbst in den Verfolgungen. Heroische Geister wie die, denen einst ein göttlicher Beruf die Vertheidigung des öffentlichen Wohles anver-

[1] Aus der Apologie des églises de Béarn in dem Mercure français VII, 459. Der Act ist vom 7. Juni, das Edict erst vom 25. Juni. Doch sieht man aus den Procès verbaux, schon Ende Mai, daß die Erklärung des Großsiegelbewahrers keinem Zweifel unterlag.

traut habe, gebe es nicht mehr: jetzt sei alles voll weltlicher Leidenschaften und Anmaßungen, und überdieß, wenn man den Weg der sichernden Gesetzlichkeit verlasse, um in einer Nebensache Recht zu behalten, würde man da nicht gleichsam das bebaute Gefilde wüst legen, um den Winkel eines Gartens zu retten?[1]

Es waren die Zeiten, in welchen sich die Partei der Königin-Mutter sammelte, und die Regierung trug doch Bedenken, die Hugenotten geradezu auf deren Seite hinüberzutreiben. Luynes versprach ihnen, daß ihre wichtigsten Forderungen binnen sechs Monaten erfüllt werden sollten, wofern sie jetzt auseinandergehen würden; namentlich des durch den Uebertritt des Befehlshabers zum Katholicismus gefährdeten Leictoure sollten sie versichert sein; geschehe das nicht, so sollten sie sich wieder versammeln können: später werde er auch über die Sache von Béarn mit ihnen verhandeln. Es ist nicht ganz deutlich, ob er ihnen die Erlaubniß zu einer neuen Versammlung unbedingt zugesagt oder eine solche auszuwirken versprochen hat. Wie dem auch immer sei, die Freunde des Friedens drangen auf die Annahme seiner Vorschläge. Die kriegerisch Gesinnten gaben sie zu, weil die Zusage doch nicht ausgeführt werde. Mit dieser Bemerkung beschwichtigte Rohan die Einwendungen der Königin-Mutter, welche den Widerstand der Reformirten gewünscht hätte: er sagte ihr, in die alsdann zu berufende Versammlung würden nur die entschiedensten Männer kommen und diese auf ihre Seite treten. Sie dagegen sagte dann zu, in ihrem Frieden den Reformirten Genugthuung zu verschaffen.[2]

Obgleich die hugenottische Corporation sich von aller eigent-

[1] Vgl. die Flugschrift: Les antipodes, pour et contre, en l'assemblée tenue par permission du roy à Loudun 1620.

[2] Mémoires du duc de Rohan I, 159: Cette affaire contenta la reine, luy remontrant que cette nouvelle convocation luy attacheroit tout à fait la dite assemblée — mais qu'on désirât d'elle que paix faisant on eût contentement sur les dites deux demandes — ce qu'elle promit.

lichen Verbindung mit der Königin fern hielt, freuten sich doch viele Einzelne ihres Widerstandes, der, so schien es ihnen, auch ihre Segel anschwellen und in Port führen werde.

Was ist aber in der Politik einer Partei gefährlicher als die Allianz mit einer anderen von eigentlich entgegengesetzten Grundsätzen? Diese Annäherung der Reformirten an eine lediglich politische Opposition, die ihren Frieden machte, ohne sich um sie zu bekümmern, führte Schritt für Schritt ihr Verderben herbei.

Der Nuntius Bentivoglio ergriff den günstigen Augenblick, unmittelbar nach dem Ereigniß am Pont de Cé, um zu einem Angriffe gegen sie aufzumahnen. Luynes erwiederte, da die Zwistigkeiten noch keineswegs ausgetragen und die Kassen sehr erschöpft seien, so scheine ihm besser, alles Weitere auf das Frühjahr zu verschieben, bis zu welcher Zeit unter Vermittelung des Papstes ein allgemein europäisches Unternehmen gegen die Protestanten verabredet werden könne. Aber Bentivoglio wollte von keinem Aufschub hören: denn was in Frankreich nicht augenblicklich durch eine unvorhergesehene Verkettung von Zufällen zu Stande komme, das geschehe niemals.[1]

Unter diesem Einflusse faßte der Hof zunächst die Absicht, seine in Folge der Annäherung selbst und der Begleitung von einem siegreichen Heere verstärkte Autorität zur Ausführung des alten Edicts über die Bisthümer von Béarn zu benutzen. Die friedlich gesinnten Protestanten selbst hätten, um Schlimmeres zu vermeiden, nichts mehr gewünscht, als daß das Land sich jetzt noch fügen möchte, zumal da das Edict, indem es das Ansehn des Königs wiederherstelle, doch auch die Provinzialfreiheit bestehen lasse.[2]

[1] „Quello che non facevasi in Francia all' improviso e per accidente di congiunture, non si faceva mai per consiglio stabile e disegni formati.“ Bei Siri, Mem. rec. V, 148.

[2] Du Plessis à Mr. de Seaux, 29. Sept. 1620: S'ils veulent croire leurs meilleurs amis qui long temps les conseillent d'accepter un accommodement par lequel l'autorité du roi soit conservé sans préjudice de leur liberté. (Mémoires et Lettres IV, 431.)

Aber das ist häufig das Unglück kleiner Landschaften, daß sie, wie in einem Thale beschränkten Horizontes eingeengt, sich zu einer Anschauung der allgemeinen Verhältnisse, von denen doch alles abhängt, nicht erheben können. Die Béarner glaubten nicht an ihre Gefahr: sie bildeten sich ein, der König sei von England und Spanien bedroht, Spinola greife ihn in der Picardie an; wer da sagte, daß er bald im Lande sein werde, galt für einen Schlechtgesinnten.

Hätten die Béarner sich dazu entschlossen, Widerstand zu leisten, so hätten sie sich noch einmal einen Namen machen können, oder sie wären wenigstens mit Ehren gefallen. Unmöglich war es ihnen nicht; da sie eine eben für diese Fälle eingerichtete militärische Organisation besaßen. Die waffenfähige Mannschaft war nach sieben Bezirken, die man Persans nannte, unter ihre Hauptleute vertheilt: alle Jahre pflegte Musterung gehalten zu werden. Dörfer und Städte wußten, wie viel Leute sie in jedem Falle zu stellen hatten: der Capitän durfte die Zahl nur angeben, so erschienen sie alle in ihren Waffen.[1] Auch eine Festung hatten sie, Navarreins, die, nachdem sie von Heinrich Alibret hergestellt worden, für uneinnehmbar galt. Und wie sollten sie nicht in ihren Gebirgen den Krieg für ihre alten Fueros und ihre Religion mit einigem Erfolge führen können? Verzweifelten sie daran, so mußten sie die ihnen dargebotenen Bedingungen annehmen. Aber durch Unkunde der wahren Lage der Dinge gefesselt, bereiteten sie sich weder zum Kriege vor, noch bequemten sie sich den Vorschlägen des Königs. Die Verification des königlichen Edicts wurde vom Parlament in Pau noch einmal in aller Form abgelehnt.

Hierauf erklärte der König, da Béarn seinen Mahnungen nicht folge, so werde er sich selbst dahin begeben, um es zum Gehorsam zu bringen. Er lebte der Meinung, daß sein Heer

[1] Mémoires du Marquis de Castelnau, bei den Mémoires du duc de la Force.

unwiderstehlich sei, sobald er sich selbst in dessen Mitte befinde, und auch dießmal schien sie sich zu bewähren. Er überschritt die Grenzen ohne Widerstand. Navarreins ward eingenommen, die Landmiliz aufgelöst, der Gehorsam des Königs allenthalben hergestellt.

Bedeutenden Einfluß auf diesen vollständigen raschen Erfolg hatte der Gegensatz, in welchem sich die großen eingebornen Familien des Landes, die Grammont, Bénac, Navailles und Miossans mit den la Force befanden, welche, ursprünglich fremd, die obersten Stellen an sich gebracht und sie von Vater auf Sohn zu vererben Anstalt getroffen hatten. Die Großen des Landes behaupteten, daß in Abwesenheit des Fürsten nur einer von ihnen das Recht habe, ihn zu vertreten.[1] Du Plessis meint, daß die Feindschaft zwischen Grammont und la Force vollends alles verdorben habe.

Jetzt erfolgte eine Umbildung der Verfassung, welche ihren protestantisch-provinzialen Charakter vernichtete. In den Ständen traten die clericalen Elemente mit dem alten Uebergewicht wieder hervor; in Navarreins ward ein katholischer Befehlshaber aufgestellt, der sich fast als Gouverneur des Landes betrachtete; in den Gerichten fing man an, statt des landschaftlichen Dialekts die französische Sprache zu brauchen. Die vollkommene Vereinigung des Landes mit der Krone ward ausgesprochen, das Edict von Nantes auch hier, wo es bisher noch nicht gegolten, zum Gesetz erhoben. Bei der ersten Gelegenheit regte sich der die Provinzialeigenthümlichkeiten aufreibende Geist, der die französische Monarchie von jeher belebte, aufs neue.

Béarn war eines der großen Bollwerke des französischen Protestantismus; dennoch konnte die Frage erhoben werden und ward erhoben, ob das reformirte Frankreich etwas zur Wiederherstellung desselben thun könne und dürfe.

Kein Zweifel, daß es am Hofe eine mächtige und einfluß-

[1] Mémoires de Castelnau ib. IV, 14.

reiche Partei gab, die den Ruin aller wünschte und beabsichtigte. Die Cardinäle, welche Luynes ins Conseil genommen, Condé, in dem sich die Sympathien für die Reformirten in den bittersten Haß gegen sie verwandelt hatten, alles, was von Rom und dem päpstlichen Nuntius abhing, auch einige jetzt zu einem großen Ansehen emporkommende neue Eiferer, wie Pater Berulle, waren dieser Meinung.

Aber hätte darin nicht eben ein Grund gelegen, sich ruhig zu halten, wie du Plessis unaufhörlich anrieth, bessere Zeiten und Stimmungen abzuwarten, den drohenden Sturm nicht durch Ungesetzlichkeiten, scheinbare oder wirkliche, heraufzubeschwören?

Parteien überlegen nicht: sie fühlen nur. Ein ihnen angethanes Unrecht hinzunehmen, auch unter drohenden größeren Gefahren, ist ihnen, sobald sie berathen, unmöglich.

In Rochelle, welches von der letzten Versammlung den Auftrag erhalten hatte, die nächste auszuschreiben, hielt man dafür, daß man nach den Aeußerungen von Luynes dazu vollkommen berechtigt sei; die Ausschreiben wurden erlassen: wenn nicht bei Allen und Jeden, aber allenthalben fanden sie Anklang; den ausdrücklichsten königlichen Befehlen zum Trotz kam die Versammlung zu Stande und nahm nun eine entschieden oppositionelle Haltung an.

Sie forderte den König auf, in Béarn den Zustand der Dinge wiederherzustellen, wie er im Jahre 1616 stattgefunden, die sowohl dort als in Guienne und Poitou neu aufgestellten königlichen Garnisonen zurückzuziehen und die von den Reformirten in der letzten Versammlung überreichten Beschwerden zu erledigen;[1] sie erklärte, sich nicht trennen zu wollen, ehe sie nicht eine wirkliche Erfüllung ihrer Forderungen erlangt habe; sie ließ den Ministern, welche die dort Versammelten rechtlich

[1] Articles dressés en l'assemblée générale de la Rochelle. Mars 1621.

zu verfolgen und ihre Güter in Beschlag zu nehmen drohten, ankündigen, daß, wenn dieß geschehe, die Provinzen zu den Waffen greifen würden.[1]

Der König, in dessen Umgebung ebenfalls nicht Alle für den Krieg waren, ließ ihnen Genugthuung in Bezug wenigstens auf einige dieser Punkte, wie die Zurückziehung der Truppen und Bestätigung des Edicts, anbieten; aber er forderte dagegen die unverzügliche Auflösung der Versammlung. Du Plessis beschwor diese, sich zu fügen; denn welches Unglück und welche Gefahr werde sie über die Kirchen hereinziehen, wenn sie es nicht thue! An ihrem Bestehen liege den Gläubigen nichts, aber Alles an der Erhaltung ihrer Familien und dem Genusse der Religionsfreiheit, die jetzt durch sie gefährdet werde. Aber die Versammlung wurde schon durch die Consequenz der früheren Beschlüsse, auf deren Grund sie beisammen war, festgehalten. Dazu kam der Eindruck der in Béarn eingetretenen, weit über das Edict hinausgehenden Gewaltthätigkeiten, der Ehrgeiz einzelner Häupter, wie des Generaldeputirten Favas, der nicht verschmerzen konnte, daß Leictoure ihm nicht anvertraut worden war, und Rohans, der auf der entgegengesetzten Seite seinen alten Gegner Condé mächtig sah, endlich der Eifer der Geistlichen, die für die Religion zu streiten glaubten. Die Versammelten meinten, Luynes wolle eigentlich keinen Krieg; sollte er ja einen solchen unternehmen, so würde ihre Standhaftigkeit eine Erhebung der schon wieder mißvergnügten Großen hervorrufen. Da man ihnen drohte, so schritten auch sie dazu, sich zu rüsten.

Sie theilten Frankreich in sieben große Provinzen ab, in deren jeder ein Kriegsanführer aufgestellt werden sollte, mit einem Rath aus den vornehmsten Befehlshabern und einigen Mitgliedern des Provinzialconseils zu seiner Seite. Ein Obergeneral sollte ernannt werden, um die allgemeine Kriegführung

[1] Que si on n'arrête les poursuites qu'on fait, cela obligera tous ceux de la religion de prendre les armes pour empêcher. — — Du Fraixe à la Force. Mém. de la Force II, 509.

zu leiten, jedoch mit Beirath der Assemblée von Rochelle selbst. Diese sollte die oberste Stelle in der Armee besetzen, Waffenstillstand und Frieden zu schließen das Recht haben. Um die Kosten bestreiten zu können, wollte man die königlichen Gelder und die Erträge der geistlichen Güter inne behalten; die Assemblée behielt sich vor, neue Auflagen zu machen, und gab sogleich einige Regeln für die Erhebung der Gefälle, gleich als wäre sie schon Meisterin des Landes.[1]

Wenn es wirklich wahr ist, wie man damals gesagt und seitdem wiederholt hat, daß die Reformirten dabei die Verfassung der vereinigten Niederlande zum Muster nahmen, so würde das ein völliges Mißverständniß ihrer Lage und eine Ueberspannung der Gemüther beweisen, in welcher die Wahrheit der Thatsachen den Augen verloren geht. Es giebt Zustände, in denen das Gefühl der Gefahr, in der man schwebt, durch abenteuerliche Entwürfe gleichsam betäubt wird. Wie die Menschen gesinnt waren und die Verhältnisse lagen, war nichts als Unheil zu erwarten.

Die Versammlung hatte die Absicht, dem berühmtesten Kriegsführer in ihren Reihen, Lesdiguières, nicht allein die Anführung in ihrer siebenten Provinz, dem Dauphiné, wo er ohnehin alles vermochte, sondern zugleich die Leitung des gesammten Unternehmens anzuvertrauen, und machte ihm bedeutende Anerbietungen. Aber das war eben der Mann, der von jeher am meisten zum Frieden gerathen, jeden ernstlichen Widerstand verdammt hatte. Durch sittlich anstößige persönliche Verhältnisse, welche die protestantische Strenge nie vergeben,

[1] Man zählt sieben oder acht Provinzen, je nachdem man Béarn mitrechnet oder nicht. Reiglement dressé par l'Assemblée de la Rochelle, 10 Mai 1621, Mercure français VII, 311. Schon in einem Schreiben vom 9. Mai ist jedoch von dem Eindruck die Rede, welchen die Meldung der Maßregeln, die von den Reformirten zur Einführung einer Republik getroffen worden seien, auf den König gemacht habe. Du Plessis, Lettres IV, 660.

der Hof aber wohl übersehen konnte, war er jetzt noch besonders an denselben gefesselt.

Lesdiguières willigte ein, daß die Würde eines Connetable, zu der ihn der öffentliche Ruf designirte, auf den Günstling übertragen wurde; zum Feldmarschall ernannt, übernahm er selbst die Leitung des Feldzuges gegen die Hugenotten.

Die Versammlung bot hierauf die Oberanführung und das Generalat in den nördlichen Provinzen dem Herzoge von Bouillon an, aber Bouillon wollte sich in seinen alten Tagen nicht in eine so gefährliche Unternehmung stürzen; er lehnte jede thätige Theilnahme ab und begnügte sich, einige Rathschläge zu geben, die dann nicht befolgt wurden.

Dem Schwiegersohne Bouillons, Herzoge de la Tremouille, war Saintonge mit einigen angrenzenden Bezirken bestimmt; er hat den Auftrag niemals angenommen, vielmehr bald darauf die Partei des Königs ergriffen.

Chatillon, dem Niederlanguedoc und die Cevennen zugetheilt waren, folgte dieser Berufung; aber man sah voraus, daß er sich mit dem Conseil seiner Provinz, besonders mit Nismes, nicht vertragen werde; von Anfang an zeigte er eine unzweifelhafte Hinneigung zu dem Hofe.

Eigentlich durfte die Assemblée auf Niemand zählen, als auf diejenigen, unter deren Einflusse sie ihre Beschlüsse gefaßt hatte, auf la Force und die beiden Brüder Rohan und Soubise. Und selbst diese hatten nur eine sehr zweifelhafte Macht. La Force war zum Befehlshaber in Niederguienne ernannt worden; aber der nach ihm mächtigste Hugenott in dieser Provinz, Pardaillan, weigerte sich, ihm Gehorsam zu leisten. Entgegengesetzte Versammlungen wurden gehalten; ein Jeder hatte seine Anhänger.

Und in solch einem Zustande nun wagte es jene Versammlung, die Miene anzunehmen, als wenn sie Frankreichs mächtig wäre, und Anordnungen in diesem Sinne zu erlassen. Hätte sie nur für sich gehandelt, für die zwei oder drei Großen und die Städte ihres Anhanges, so würde nichts weiter dar-

über zu sagen sein. Aber sie zog durch ihre Hartnäckigkeit das Verderben über die ganze Genossenschaft, der sie angehörte, herbei. Unfähig, ihre Kräfte zu vereinigen, durch jeden ihrer Schritte neue Entzweiung veranlassend, in einem Augenblicke, wo der Geist der katholischen Restauration siegreich durch Europa schritt, gegen den sie nur durch die legitime Gewalt, die über ihr war, geschützt werden konnte, provocirte sie deren Feindseligkeit und gab ihr gerechtfertigte Waffen in die Hände.

Indem der König ins Feld rückte, kündigte er an, daß er nur die Ungehorsamen züchtigen, alle, welche ihm getreu bleiben würden, dagegen bei der freien Religionsübung und den ihnen ertheilten Zugeständnissen schützen wolle. War es aber in Bezug auf die politische Stellung, die ein jeder besaß, Ernst hiermit? Und wenn so, war es bei der Energie der einander bekämpfenden Gegensätze noch auszuführen, sobald es zum Kriege kam?

Zuerst du Plessis-Mornay, der sich mit unermüdlichem Eifer für den Frieden bemüht hatte, bekam die Folgen des Bruches zu empfinden. Er sah sich in der Mitte entgegengesetzter Feindseligkeiten. In Rochelle hatte man nicht übel Lust, ihn durch irgend einen Gewaltstreich zur Anerkennung der Befehlshaberschaft von Soubise in seinem Gouvernement Saumur zu nöthigen. Aber eben dieß nahmen der König und der neue Connetable zum Vorwande, sich selbst in Besitz des Platzes zu setzen, den sie unmöglich ungesichert in ihrem Rücken zurücklassen konnten. Die Bewahrung desselben wurde einem jungen Manne, auch einem Protestanten, dem man aber unbedingt vertraute, überlassen; du Plessis sollte nur den Titel als Gouverneur behalten. So geht, von entgegengesetzten Winden gepeitscht, ein kleines, sonst wohlgeführtes Fahrzeug zu Grunde. Der alte Mann hielt nur dadurch noch seinen Namen aufrecht, daß er jede Abkunft, die auf einer Geldentschädigung beruhte, von sich wies.

Indessen wurden, unter ähnlichem Vorwande, die Protestanten in den meisten Plätzen der Normandie und Picardie entwaffnet. In Rouen ließ der Herzog von Longueville eines

Tages die ganze Bürgermiliz auf dem großen Platze zusammenkommen; auch die Reformirten erschienen und stellten sich in ihren Compagnien ein; hier aber erklärten ihnen die Hauptleute den Willen des Königs: sie mußten sämmtlich die Waffen niederlegen.[1] Zu eigentlichem Kriege war nichts vorbereitet. Die Reformirten hatten nicht Truppen genug, um ihre Sicherheitsplätze zu besetzen; die Folge war, daß die Befehlshaber sich ein Verdienst daraus machten, dieselben zu übergeben. Sowie der König erschien, fielen alle festen Plätze der Touraine und Poitou in seine Hand; auch St.-Jean Angely, das für unbezwinglich galt, hielt nur eine kurze Belagerung aus. Den Arbeiten der Belagerer, die unter Lesdiguières von einem italienischen Ingenieur geleitet wurden, der unter Spinola gedient hatte,[2] kamen von innenher Parteigänger für Ueberlieferung zu Hülfe.

Höher an der Loire gingen die beiden großen Pässe, Gergeau und das einst durch eine heldenmüthige Vertheidigung berühmt gewordene Sancerre, ohne Mühe an die königlichen Truppen über. Die Besatzung von Gergeau war zu schwach, um die Außenwerke zu vertheidigen; in Sancerre kam es zu einer Entzweiung zwischen dem Befehlshaber des Schlosses, der sich zum Könige hinneigte, und den Einwohnern der Stadt, welche alle Vertheidigung unmöglich machte.

Als der König nach Guienne vorrückte, brachten ihm die Consuln von Castillan und St.-Foi die Schlüssel ihrer Städte entgegen: die Macht von la Force concentrirte sich in Bergerac: aber „der Connetable," so sagt ein halbofficieller Bericht, „hatte dessen Autorität bereits vollkommen ruinirt, durch Mittel, wie sie in diesem Jahrhundert der Treulosigkeit legitim sind." Die Neigung zum Abfall unter den Hugenotten ward überall durch Geschenke und Versprechungen zur That gefördert.

[1] Histoire journalière du voyage du roy. Archives curieus. II 2, 252.

[2] Fontenay Mareuil sagt nur, qu'on n'en tiroit pas tout l'avantage, qui se pouvoit, schreibt ihm aber doch die entscheidende Handlung zu.

Sollte nun aber dieses ganze reformirte Gemeinwesen, das mit unsäglicher Anstrengung gegründet worden und noch eine große Rolle in der Welt spielte, so ohne Widerstand zu Grunde gehen, als sei es niemals gewesen?

Die politisch-militärische Aufstellung der Hugenotten war nicht mehr haltbar; durch die Einwirkungen der aristokratischen Parteiung war sie mißbraucht und in ihrem Kerne gebrochen. Daß ein Mann wie Lesdiguières, der gegen sie heranzog, noch immer Protestant geblieben war und mit unzähligen Mitgliedern der Partei in persönlichem Verhältnisse stand, mußte vollends alles zersetzen. Wäre es möglich gewesen, die religiösen Motive des Widerstandes völlig von den politischen zu trennen, den Protestanten das Vertrauen einzuflößen, daß ihre Religion unangetastet bleiben würde, so hätten sich wahrscheinlich alle unterworfen. Aber zuverlässig war die französische Regierung auch damals nicht. Man wußte z. B., daß Lesdiguières, indem er siegte, doch der weiter drängenden zelotischen Partei gegenüber eine schwere Stellung selbst im Lager hatte. Hier und da erhoben sich die alten tumultuarischen Volksbewegungen in drohendster Gestalt. Auf den Kanzeln verkündigte man die völlige Ausrottung der Hugenotten in Frankreich. In den eroberten Städten wurden die Reformirten auch um ihrer Religion willen grausam mißhandelt. Nothwendig erwachte nun wieder auch in ihnen das religiöse Selbstgefühl: nicht um der Monarchie zu widerstreben, sondern um ihre Religion zu vertheidigen, entschlossen sie sich, an den Punkten, die vielleicht noch behauptet werden konnten, zum Widerstand. Einer von diesen war Montauban, das von der Anhöhe in Quercy her, auf der es errichtet ist, eine weite Umgegend beherrscht und, durch den Tar, der an den Mauern hinströmt, damals überdieß durch starke Befestigungen geschützt, einer großen Anzahl von Gefährdeten und Verjagten als Zufluchtsstätte diente. Die Bürger waren beides, religiös überzeugt und kriegerisch entschlossen: wie Rohan ihnen sagte, er wisse, daß die

Ansteckung des Abfalls sie nicht ergreifen werde; denn ihnen sei klar, daß nur Vertheidigung sie vor dem Verlust ihrer Religion schützen könne: sie würden sonst entweder das Reich meiden, oder gar am Leben büßen müssen. „Denen, die nach unserem Blute trachten, müssen wir es wenigstens theuer verkaufen.“ So, fügte er hinzu, sei auch er gesinnt; wenn es noch zwei Bekenner der reformirten Religion auf Erden gebe, so werde er der eine von beiden sein. Seine Häuser und seine Güter seien ihm genommen: er habe nichts als seinen Degen; mit diesem aber wolle er die Religion vertheidigen.[1] In der That war in Montauban ein Widerstand organisirt, der einen wahrhaft religiösen Kern hatte. Eine Anzahl geflüchteter Prediger war in der Stadt, welche alle Abende je zwei und zwei zu den Wachten gingen, mit den Soldaten beteten und den alten Enthusiasmus des Bekenntnisses in ihnen rege hielten. Vortreffliche Dienste, um jede entgegengesetzte Regung zu ersticken, leistete la Force, der sich auch hier eingefunden. Der Bürgermeister du Puy, ein Mann von gesundem Menschenverstand und Zuverlässigkeit, war für die militärische Seite der Vertheidigung überaus förderlich. Dem Herzoge von Rohan gelang es, in dem schwierigsten Moment eine Verstärkung in die Stadt zu werfen. So hielt Montauban dritthalb Monate aus: nachdem das königliche Heer mehr als 20,000 Kanonenschüsse auf die Wälle gethan, sah es sich genöthigt, im November 1621 die Belagerung aufzuheben.

Soviel wir wissen, war die Meinung von Lesdiguières dahin gegangen, daß Montauban mit Blockhäusern umgeben, nicht geradezu belagert werden sollte; Luynes, auch in diesen Dingen allmächtig, hatte die förmliche Belagerung durchgesetzt.[2]

[1] Histoire particulière des plus mémorables choses qui se sont passées au siége de Montauban (Leiden 1624), S. 16. 17; eine Schrift, die den althugenottischen Geist und Styl noch einmal darstellt.

[2] Dem widerspricht es nicht, wenn Luynes in einem damals zu seiner

Nachdem Luynes durch die Gunst zur Gewalt gekommen war, hielt er sie beide mit wachsamer Eifersucht fest.[1] Er umgab den König mit seinen Brüdern und Verwandten, den Geschöpfen seiner Macht; auch den Beichtvater entfernte er, der einen selbständigen Einfluß zu erlangen schien; er nährte, wie wir aus des Königs Munde wissen, dessen Argwohn gegen die Königin-Mutter, welche ihm den Bruder vorziehe; kaum sollte man es glauben, aber es wird von denen, die diesen Dingen nahe standen, versichert, daß man den König von seiner Gemahlin durch die Bemerkung fern gehalten, es würde kein Vortheil für ihn sein, wenn er in den jungen Jahren, in denen er noch stand, schon einen Nachfolger bekäme, an den sich seine Gegner anschließen könnten. In Luynes war es nicht allein Ehrgeiz, sondern zugleich Eifersucht, wenn er nun sich selbst, so wenig er auch noch vom Kriege gesehen, zum Connetable von Frankreich ernennen ließ; denn er konnte Niemand neben sich dulden, der die Prärogativen dieser Würde ausgeübt hätte. Da der Großsiegelbewahrer du Vair während des Feldzuges starb, so behielt Luynes, obgleich er der Rechte und Gesetze wenig kundig war, dennoch auch das Siegel des Reiches in seiner Hand. Im Cabinet und Conseil, am Hofe des Königs sowie der Königin, im Lager wie an den Gerichtshöfen sollte keine andere Stimme, als die seine, die höchste Gewalt ausdrücken. Er war Ritter des Ordens, Duc und Pair und nahm sich eine Gemahlin aus einem der vornehmsten Häuser des Reiches, die Tochter des Herzogs von Rohan-Montbason; den einen seiner Brüder verheirathete er mit der reichsten Erbin, den anderen mit der Erbin eines der angesehensten Männer in

Vertheidigung geschriebenen Briefe rühmt: nos prévoyances pour la subsistance du siége et en la résolution de l'entreprendre. Merc. fr. VII, 891.

[1] Le contadin Provençal (Arch. cur. II, II) findet in Luynes alle die Fehler wieder, welche den Einwohnern des Comtat von ihren Nachbarn zugeschrieben werden.

Frankreich und erhob sie beide zu Herzogen. Das Gouvernement von Amiens, durch Calais und Boulogne verstärkt, schien ihm noch nicht zu genügen. Es fiel auf, daß er Orange oder Avignon, ja sogar die drei Bisthümer an sich zu bringen suchte; Richelieu schreibt ihm den abenteuerlichen Plan zu, sich zum Könige von Austrasien zu machen. Was er auch unternahm, seines Königs glaubte er auf immer sicher zu sein; er hat gesagt: niemals könne der in seinen Untergang willigen. Im Lager warf man ihm Eigensucht und Habgier vor: während er an fünf verschiedenen Orten für sich baue, sei das Heer von Montauban unbezahlt geblieben; ihm und keinem anderen, mochte er sich entschuldigen, wie er wollte, gab man die dortigen Unfälle Schuld. Kein Zweifel, daß das auf den König Eindruck machte: er sah das Thun und Lassen seines Günstlings mit Ironie an. Noch aber bestand dessen Autorität in vollem Glanze; sie erfüllte den Gesichtskreis, und die Zukunft schien ihr zu gehören, als eine rasch entwickelte Krankheit ihn dahinraffte. Plötzlich war seine Macht aufgestiegen, in einem Momente war sie verschwunden. Ihre Bestandtheile wurden unter andere getheilt. Niemand gedachte seiner weiter; die Führer seiner Leiche spielten Würfel auf seinem Sarge.[1]

Für die Geschichte von Frankreich ist Luynes, was man auch gegen seine persönliche Bedeutung sage, von großem Einflusse gewesen. Weniger mit Voraussicht und geistiger Anstrengung, als durch den Lauf der Dinge fortgezogen und glücklich durch die Fehler der Gegner, hat er eine große aristokratische Coalition zersprengt und die bisher so gefürchtete Macht der Hugenotten zuerst wieder besiegt.

Im nächsten Jahre ward die Unternehmung gegen sie hauptsächlich unter dem Einflusse des Prinzen von Condé erneuert. Sie ging ganz wie zuvor. Soubise, der einen Einfall in Poitou gewagt, ward nicht ohne eine Art Schimpf, insofern

[1] Beauvais-Nangis, des favoris II, 180.

er sich zwar selber rettete, aber seine Leute preisgab, aus dem Lande verjagt. In Basse-Guienne ward la Force zur Unterwerfung vermocht. Seine Freunde machen geltend, daß er zugleich für die Pacification der Provinz Sorge trug; hätte er nur nicht in demselben Augenblicke den Marschallsstab angenommen! Aber der Sinn der Zeit war nun einmal, daß diejenigen verachtet wurden, welche bei ihrer Unterwerfung unter den Fürsten sich nicht selber gute Bedingungen ausmachten. Rohan leistete auch dießmal Widerstand. Er hatte durch die Gunst der eifrig protestantischen Partei, die nur in ihm ihren Rückhalt sah, Chatillon aus Niederlanguedoc verdrängt und besonders Montpellier in Vertheidigungsstand gesetzt. Alle Anhänger der Friedenspartei waren aus dieser Stadt gestoßen worden, du Puy von Montauban dahin gekommen, um auch hier alles in Einem Sinne zu erhalten. Condé drang auf die Belagerung, wie Luynes auf die vorjährige; aber er stieß auf eben so mannhafte Gegenwehr. Dadurch ermüdet, lieh der König sein Ohr den Rathschlägen Lesdiguières', der jetzt förmlich zum Katholicismus übergetreten und dafür zum Connetable erhoben worden war, aber nicht zu den Convertiten gehörte, welche die Partei, von der sie abfallen, dafür verfolgen; er dachte nur auf den Frieden. Durch ihn hauptsächlich ward der König bewogen, die Beobachtung des Edicts von Nantes und die Herstellung des reformirten Gottesdienstes allenthalben, wo er unterbrochen worden sei, zuzusagen. Der Sicherheitsplätze ward nicht mehr gedacht; insofern war das Edict nicht erneuert; aber es wurden die alten Fortificationen, in Rochelle und Montauban auch die neu errichteten geduldet. Die Frage, ob eine Versammlung ohne Erlaubniß des Königs gehalten werden könne, ward ganz zu Gunsten der königlichen Gewalt entschieden.

Denn besiegt hatte man die Reformirten allerdings in beiden Jahren, wiewohl nicht überwältigt, noch unterdrückt.

Ich finde die Behauptung, daß das aristokratische Interesse,

mit dem in Verbindung getreten zu sein den Protestanten oft verderblich geworden war, ihnen damals dagegen zu statten gekommen sei. Der päpstliche Nuntius versichert, von Seiten der Großen habe man alles gethan, um den Frieden herbeizuführen: man habe sogar die Kriegsunternehmungen absichtlich erschwert. Die Großen, sagte er, sind dem Könige persönlich ergeben; aber sie wollen ihn nicht zu stark werden lassen, sie wollen, daß er sie nicht allein lieben soll, sondern fürchten: durch die völlige Unterjochung der Hugenotten würde die königliche Macht einen Zuwachs gewinnen, der ihnen selbst gefährlich wäre.[1]

Noch ein anderes Motiv aber, ohne Zweifel das wirksamste, entsprang der höchsten Gewalt selbst aus der Lage der auswärtigen Angelegenheiten, welche ihre ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit erforderte.

1 Vittorio Siri aus dem Schreiben des Nuntius Corsini an den Cardinal-Legaten Ludovisio, 14. Oct. 1622: I Grandi miravano a tener il re in istato che non havesse sopra di loro un assoluto dominio: — volevano dal re piu tosto essere temuti che amati. Ciascuno tirava indietro al possibile, chi esortando alla pace, chi scopertemente opponendosi, e chi con artificio coperto ritardando le cose, necessarie per ben fare la guerra.

Drittes Capitel.

Verhältniß zu Spanien. Eintritt des Cardinals Richelieu.

Heinrich IV. war umgekommen, als er eben im Begriffe stand, einen großen Angriff auf die spanische Monarchie zu unternehmen: die Königin-Regentin machte es sich dagegen fürs erste zum Grundsatz, jede Irrung mit dieser Macht sorgfältig zu vermeiden.

Sie ließ das Uebergewicht derselben in Italien unangetastet. Sie that nichts für Mantua, als es im Jahre 1613 von Savoyen angegriffen ward, nicht weil sie für das letztere gewesen wäre, sondern weil sie keine Neigung hatte, mit Spanien dabei in Wettstreit zu gerathen. Philipp III. verbot dem Herzoge von Mantua, sich irgend einer anderen Hülfe als der seinen zu bedienen;[1] er wollte an dem Austrage der Sache keinen französischen Minister Theil nehmen lassen; er entschied sie zum Nachtheile Savoyens mit unbedingter Autorität.

Wenn er aber gleich darauf den Herzog von Savoyen, der alle gemachten Eroberungen herausgegeben hatte, nöthigen wollte, in seinem eigenen Lande zu entwaffnen, so ging ihm das nicht so leicht durch. Einmal hatte der Herzog ein besseres Recht als früher, das Recht eines souveränen Fürsten, sich von keinem Anderen Gesetze vorschreiben zu lassen; sodann fand er Beistand an den französischen Großen, die sich auch nach außen

1 Historia di Giov. Capriata 111.

hin der Königin entgegensetzten. Condé war sein Verbündeter und Freund. Nichts war den Italienern widerwärtiger, als die Macht Concino's, obwohl ihres Landsmannes, bei dem ihre Anmahnungen kein Gehör fanden; seinen Sturz begrüßten sie als Glück. In der That wandte darauf der junge König ihnen größere Theilnahme zu. Er vermählte seine Schwester mit dem Prinzen von Savoyen und ließ geschehen, daß eine glänzende Schaar französischer Edelleute dem Herzoge zu Hülfe kam. Die Spanier gingen einen Frieden ein, der, indem er die bisherigen Zustände festhielt, doch auch zugleich den Herzog mit dem Selbstgefühl erfüllte, daß er die italienische Unabhängigkeit vertheidigt habe, ihnen aber an ihrem Ansehen nicht geringen Eintrag that.

Der Gegensatz der Parteien und Tendenzen im Innern berührte, wie in diesem Falle, so in anderen, von Moment zu Moment auch die auswärtigen Verhältnisse.

Die bekannte Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618 und ihre Unterdrückung hingen, wenn wir nicht irren, beide davon ab. Es war eine Anzahl französischer Abenteurer zu Land und zur See, damals der Kriegsirrungen halber in Venedig aufgenommen, die sich mit den bittersten Feinden der Republik, dem Vicekönig von Neapel und dem spanischen Gesandten in Venedig, in Verbindung gesetzt und einen Anschlag gefaßt hatten, sich der wichtigsten Plätze der Stadt und ihrer Reichthümer durch einen plötzlichen Handstreich zu bemächtigen. Der französische Gesandte selbst, der zu der clericalen Faction gehörte, nahm sie in Schutz. Dagegen ein Capitän von protestantischer und antispanischer Gesinnung, ein Neffe des Marschalls Lesdiguières, den die anderen ins Vertrauen zogen, Namens Balthasar Juven, hielt für besser, seine Kameraden anzugeben, als die Republik verderben zu lassen. Das Vorhaben konnte erstickt werden, ehe noch förmlich Hand an seine Ausführung gelegt worden war.[1]

[1] Ich beziehe mich auf meine Abhandlung über die venetianische Verschwörung von 1618. S. 105.

In diesem Augenblicke begannen die deutschen Irrungen, die zu dem großen Kriege führten, der die Geschicke Deutschlands auf immer bestimmen sollte.

Die französische Politik war ursprünglich für den Kaiser und das Haus Oestreich. Eine französische Gesandtschaft hatte an jener Abkunft von Ulm Antheil, durch welche der deutschen Ligue freie Hand verschafft wurde, ihre Kräfte zur Herstellung der Autorität des Kaisers in seinen Erblanden zu verwenden. Im Jahre 1620 war der katholische Eifer in Frankreich so stark, daß der Prinz von Condé, der damals die Politik hauptsächlich leitete, dem spanischen Botschafter seine Beistimmung zu dem Bruche des niederländischen Waffenstillstandes ohne Rückhalt zu erkennen gegeben hat.[1] Diese Connivenz der Franzosen hatte die glücklichsten Folgen für die Spanier. Sie setzten sich am Mittelrhein fest und breiteten sich am Niederrhein aufs neue aus: sie beherrschten Fürsten und Städte weit und breit zu beiden Seiten des Rheins; doch waren sie mit vorübergehender Einwirkung dießmal nicht zufrieden: sie dachten auf eine neue, große territoriale Combination. Herzog Maximilian von Baiern, der die Gunst der Spanier bedurfte, erklärte sich bereit, seine Ansprüche auf die Pfalz ihnen abzutreten. Schon ein paar Jahre früher, als König Philipp IV. von Spanien die von seiner Mutter auf ihn übergegangenen Erbrechte auf die Kronen von Baiern und Böhmen aufgab, war ihm dagegen ein Anrecht auf Tyrol, die Vorlande und den Elsaß selbst zuerkannt worden;[2] keine Dispensation des Papstes sollte das kaiserliche Haus von der Verpflichtung dieser Abtretungen lossprechen können. Die Aussicht war eröffnet und mit großer

[1] Mirabel berichtet den 19. Januar 1620, daß er dem Prinzen die Gründe angegeben habe, que podian obligar a este rey a no favorecer, en caso que se rompiesse, esta gente. Der Prinz antwortet: que sobre esto tenia muy poca gana. (Pap. v. Simancas.)

[2] Nach Khevenhiller hat zuerst wieder Hurter, Ferdinand II., T. VII von diesen Verträgen einige Notiz gegeben.

Bestimmtheit ergriffen, daß sich eine zusammenhängende große Linie entweder zu Spanien gehöriger oder doch von ihm abhängiger Besitzungen von den Alpen her, längs der französisch-deutschen Grenze, wie das alte Lotharingen nach den Niederlanden ziehen würde.

Um dieselben aber mit Italien in unmittelbare Verbindung zu setzen, ward noch ein anderer Plan gefaßt und großentheils ins Werk geführt.

In seiner gräßlichsten Gestalt war der politische Religionsstreit zwischen den Gemeinden von Valtellin und dem grauen Bund im hohen Rhätien ausgebrochen, von Anfang an nicht ohne Antrieb und Theilnahme der spanischen Regierung zu Mailand. Auch hatte sie davon großen Vortheil: sie ward Meisterin wie in jenem Thale, so auch in Bormio und Chiavenna, während der Erzherzog Leopold von Tirol her sich Engadins bemächtigte: die Hauptstadt von Graubündten, Chur, fiel in ihre Hände. Ohne auf eine mit Frankreich bereits getroffene Abkunft Rücksicht zu nehmen, weil dieselbe durch eine neue Waffenerhebung ungültig geworden sei, vermochte der Governator von Mailand, Herzog von Feria, die beiden Bünde, den grauen und den Gotteshausbund sowie die Herrschaft Meienfeld, auf ihre Ansprüche auf Valtellin und Bormio Verzicht zu leisten, gegen eine jährliche Geldzahlung, für welche Spanien gutsagte; der Zehngerichtenbund wurde zum größten Theil dem Erzherzog und dem Hause Oestreich überlassen: der Bischof von Chur und die beiden Bünde versprachen überdieß dem Kriegsvolke des Königs von Spanien, zu Pferd und zu Fuß, freien und ungehinderten Durchzug nach Italien sowie nach Deutschland und den Niederlanden hin durch ihr Gebiet.[1] Stipulationen, welche, obgleich auf eine kleine Landschaft bezüglich, doch vermöge der geographischen Lage derselben eine Umwand-

[1] Tractate von Mailand 10. Januar 1622; im Mercure français X, 131, und bei Dumont. Besonders Art. 18 des 2. Vertrages S. 143.

lung der Weltverhältnisse in sich schlossen. Denn eben auf sein gutes Verhältniß zu Graubündten hatte einst Heinrich IV. die Italiener vertröstet, als sie sich beklagten, von ihm verlassen zu werden; von da kamen den Venetianern ihre zuverlässigsten Truppen. Nicht allein war es damit vorbei, wenn es bei jenen Festsetzungen blieb, sondern die Spanier gewannen eine durch die Erwerbungen in Deutschland fortgesetzte Verbindung mit den Niederlanden; eben Valtellin und Bormio brachten Mailand mit Tirol in unmittelbaren Zusammenhang: ein Machtzuwachs von der größten Bedeutung trat für sie in Aussicht.

Nothwendig gerieth hierüber das noch unabhängige Italien, Savoyen, Venedig, der römische Hof selbst und alles, was in Frankreich nicht spanisch gesinnt war, in lebhafte Besorgniß. Die Ueberzeugung brach sich Bahn, daß die französische Regierung Frieden im Innern schließen müsse, um ihre Aufmerksamkeit nach außen richten zu können. Lesdiguières, der den Frieden von Montpellier zu Stande brachte, war zugleich der vornehmste Vermittler eines engen Verhältnisses mit den italienischen Fürsten. In ihm lebte noch die Politik Heinrichs IV. Auch als Connetable und Katholik forderte er nicht allein Frieden mit den Hugenotten, sondern Herbeiziehung derselben zu den Unternehmungen gegen Spanien. In Avignon erschien der Herzog Carl Emanuel von Savoyen; er war zugleich mit dem venetianischen Gesandten Pesaro bei dem Könige; dort und in Lyon ward dann der Beschluß gefaßt, die Spanier zur Herstellung des alten Zustandes in Graubündten, wenn sie sich nicht in Güte dazu verstehen wollten, mit Gewalt zu nöthigen; bald wurde eine Offensiv- und Defensivallianz zwischen Frankreich, Savoyen und Venedig, die sehr ernstlich aussah, geschlossen.

Lag es aber wirklich im Sinne der französischen Regierung, ihr System so vollkommen zu wechseln, von dem Kriege gegen die Hugenotten so ohne weiteres zu einem Kriege gegen die Spanier überzugehen?

In ihrer Mitte war abermals eine große Veränderung eingetreten. Condé, welcher sich durch die Unterhandlung und den Abschluß des Friedens von Montpellier beleidigt fühlte, verließ das Reich unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Loretto. Er mochte darauf rechnen, daß sein Freund Schomberg in kurzem seine Zurückberufung auswirken werde: aber auch Schomberg ward aus dem Ministerium gestoßen. Man machte ihm Vorwürfe über seine Verwaltung, die eben nicht sehr begründet gewesen sein mögen; seine hauptsächlichste Schuld war, daß er zu den Anhängern Condé's gehörte.

Die Leitung der Geschäfte kam noch einmal in die Hände der alten Minister. Nicolas Brulart de Sillery, der schon zur Zeit Heinrichs III. Gesandter in der Schweiz war, trat nach einer langen, von manchem Sturme bewegten, doch im Ganzen glücklichen Laufbahn als erster Minister in Frankreich auf. Wie oft hatte er das Schwanken der Entscheidung in dem Kampfe der großen Interessen, den Wechsel der Systeme und die Rückkehr des Gleichgewichts beobachtet: darin sah er die Natur der Dinge. Der wahre Werth eines Staatsmannes schien ihm in umsichtigem Bedacht, allseitiger Erwägung zu liegen. Er redete langsam, aber fließend, in gewählten Worten, die einen eben so feinen wie gebildeten Geist verriethen, Absicht aber und Vorhaben mehr verbargen, als offenbarten. Das Feuer seiner Jugend war vorlängst erloschen; nur da wollte man es noch bemerken, wo von einem Vortheil seiner Familie die Rede war.[1] In ihm erschien noch einmal der altfranzösische Patriciersinn, der in der Gründung und Erhaltung eines großen, durch Ehren und Besitz hervorragenden Hauses ein würdiges Ziel der Thätigkeit eines ganzen Lebens erblickte. Die

[1] Dans les actions publiques sa retenue alloit jusqu'à l'étonnement d'un chacun: dans le particulier, qu'il était moins sur sesgar, des beaucoup de marques de promptitude lui échappèrent, bien qu'il les réprimât. Aus dem Fragment einer begonnenen anonymen Geschichte von Richelieu.

Brularts pflegten, wenn sie alt geworden und nun ihren Tod voraussahen, ihre Kinder bei dem Gott ihrer Altvordern zu segnen. Dem Canzler stand einer seiner Söhne, Puysieux, als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten zur Seite; der andere verwaltete die damals wichtigste aller französischen Gesandtschaften zu Rom. Nach dem Tode des Großsiegelbewahrers Caumartin ließ sich der Canzler auch die Siegel wieder übertragen; aus den Schriften der Zeit kann man sehen, welche Verehrung er damals genoß: „der getreue Nestor des Königs, der allen Gefahren des Staates wachsam und klug zuvorkomme, der große, gerechte und billige Staatsmann, nach dessen Muster alle anderen ihr Verhalten einrichten.“ [1]

Ein Mann dieser Art konnte unmöglich sehr kriegerische Gesinnungen hegen. Er hielt die Ansicht der Regentschaft fest, daß der Friede zwischen beiden Kronen auch für Frankreich das Zuträglichste sei. Indem er Bestimmungen über die Zeit einging, in welcher der Feldzug gegen die Spanier beginnen sollte, ließ er doch in Rom und Madrid zugleich Eröffnungen zu einem friedlichen Vergleich machen. Er dachte nicht, Krieg anzufangen, sondern nur damit zu drohen.

Damit brachte er es auch in der That so weit, daß die von den Spaniern eingenommenen festen Plätze entweder gänzlich verlassen, oder dem Papste als Depositum auf so lange, bis die Sache zur Genugthuung beider Könige entschieden sei, eingeräumt wurden. Dann ward über die Herstellung des früheren Zustandes von Valtellin in Rom eifrig unterhandelt. Die Spanier ließen ihre übrigen Prätensionen fallen; aber sie bestanden auf dem Rechte des Durchzuges. Unter den andringenden Einwirkungen der geistlichen Partei, welche Valtellin lieber ganz in den Händen der Spanier gesehen hätte, gab der Papst Urban VIII. endlich nach, daß den spanischen Truppen der

1 Esprit des choses principales qui se sont passées en France en l'année 1623.

Durchzug, nicht aus Deutschland nach Italien, wohl aber von Italien nach Deutschland, jedoch auch dieser unter bestimmten Beschränkungen, freistehen solle. Der französische Gesandte kam mit dem spanischen überein, dieß anzunehmen.[1] Dem Sohne Sillery schien es wie dem Vater, als ob damit der Ehre von Frankreich genuggethan sei. Ihre Friedensliebe überwog in ihnen die Rücksicht auf ihre Bundesgenossen, deren Wünsche damit nicht erfüllt wurden, oder auf künftige mögliche Nachtheile.

Auch noch in einem anderen Punkte aber klagte man sie an, das Interesse von Frankreich aus den Augen zu setzen.

Es gehörte ganz zu der weltumfassenden Politik der Spanier, daß sie die Opposition von England, die sie nicht zu überwältigen vermochten, durch eine Abkunft, eine Familienverbindung, zu beseitigen suchten. In einem Augenblicke, wo sich alle Streitigkeiten in Deutschland um die Sache des verjagten Kurfürsten von der Pfalz, welcher der Schwiegersohn Jakobs I. war, gruppirten und wie die Protestanten, so die Holländer ihren vornehmsten Rückhalt in England sahen, konnte ihnen nichts wichtiger sein. Schon die Aussicht, daß sich der Prinz von Wales mit einer spanischen Infantin vermählen könne, brachte bedeutende Wirkungen in der Welt hervor. In dieser Erwartung leicht gewonnen, gab König Jakob I. zu, daß der letzte noch uneroberte Platz in der Pfalz den Spaniern überlassen wurde. Denn fast hoffte er die Restitution seines Schwiegersohnes mehr von denen, die ihn verjagt hatten, als von der Gegenpartei.

Wenn sich nun aber dergestalt England auf immer mit Spanien verbündete, zu welcher untergeordneten Rolle sah sich dann die Politik von Frankreich verdammt! Es war nichts

[1] Marquemont 16 Mars 1624 au roi. Der Papst sagt: que les ambassadeurs d'Espagne et de France étoient demeurés d'accord, luy en avoient donnée leur parole et avoient promis d'en signer les articles quand il plairoit à S. Sté. Vgl. Siri V, 559.

Anderes zu erwarten, als daß auch Holland zu einem nachtheiligen Frieden mit Spanien genöthigt würde. Von den Niederlanden her hätte sich dann die spanische Autorität durch ihren Einfluß auf die geistlichen Kurfürstenthümer und das pfälzische Gebiet, mochte der Kurfürst wiederhergestellt werden oder nicht, bis nach den Alpen und über die Alpen hingezogen; sie hätte Frankreich zur See und zu Lande von allen Seiten umschlossen.[1]

Es machte einen widerwärtigen Eindruck auf die Franzosen, als sie vernahmen, der Prinz von Wales habe sich, und zwar, was man den Ministern anrechnete, ohne bemerkt zu werden, mitten durch Frankreich nach Spanien begeben, um seine Vermählung persönlich festzusetzen.

So sehr sich Königin Maria dem Hause von Spanien verbunden fühlte, so regte sich doch gegen dieses Vorhaben eine mütterliche Eifersucht in ihr. Schon längst war von einer Vermählung ihrer noch unverheiratheten Tochter Henriette mit dem Prinzen von Wales die Rede gewesen. Ungern sah sie denselben zu einer anderen schreiten. Und sagte man ihr nicht, daß der Prinz unerkannt einer Festlichkeit bei Hofe beigewohnt, ihre Tochter tanzen gesehen und eine gewisse Bewunderung ihrer Erscheinung zu erkennen gegeben habe?

Diese Fürstin aber besaß jetzt wieder einen nicht geringen Einfluß auf die Geschäfte. Sie war mit den Sillery verbündet gewesen, solange sich diese dem Prinzen von Condé, in dem sie ihren vornehmsten Feind sah, entgegensetzten; diese hatten ihr, mehr jedoch weil sie es nicht verhindern konnten, als weil sie es gewünscht hätten, Sitz und Stimme im Conseil eingeräumt; seitdem hatte sie sich in den Streitfragen, die den Hof theilten, häufig auf ihrer Seite gehalten, zuweilen das Wort für dieselben bei ihrem Sohne geführt; aber nicht immer

[1] In dem Testamentum politicum heißt es von diesen Zeiten: Hispania ex orbe facere unam domum cogitabat, si Galliam efficere posset partem domus.

griffen ihre Interessen zusammen; sie glaubte sogar zu bemerken, daß der Same des Mißtrauens, das noch von den Zeiten Luynes' her in der Seele ihres Sohnes schlafe, von den Sillery genährt werde; ein Antagonismus bildete sich zwischen ihnen, der in tausend kleineren Angelegenheiten bemerkbar war und nun auch die großen Fragen der inneren und äußeren Politik ergriff.

Ihre Schwäche fühlend, von Mißvergnügten aller Art am Hof und im Lande bedrängt, faßten der Canzler und seine Freunde den Gedanken, sich durch die großen Gouverneure der Provinzen zu verstärken und ihnen wieder Eintritt ins Conseil zu geben. Mehr aus einer Vereinigung der Mächtigen des Reiches, als durch energische Repräsentation der Ideen des Staates in dessen Mittelpunkte, suchten sie die höchste Gewalt zusammenzusetzen. Daß dabei die Wiederaufnahme Condé's, der indeß aus Italien zurückgekommen war, in Aussicht gestellt und Unterhandlung darüber eröffnet wurde, reichte schon allein hin, um die Königin zu eifrigem Widerstande gegen dieß Vorhaben zu vermögen. Sie stellte ihrem Sohne vor: was sie einst gethan habe als Regentin, um die Großen während seiner Minderjährigkeit zu gewinnen, würde für ihn, da er nun zu seinen vollen Jahren gelangt sei, einen Schimpf enthalten. Sie nahm jetzt wieder Partei für die unumschränkte Monarchie. Unter dem Einflusse des Mannes, der als Bischof zu Luçon ihr schon lange zur Seite gestanden, setzte sie sich der auswärtigen Politik Sillery's entgegen: ein Vorschlag der Spanier, den König von Frankreich zur Eroberung von Rochelle zu unterstützen, wenn er dagegen Holland fallen lasse, ward von Puysieux empfohlen, aber auf den Rath der Königin verworfen. In der Vermählungssache ihrer Tochter ergriff sie eigenmächtig die Initiative. Eines Tages bei ihrem Mittagsessen stellte sich ihr ein Barfüßer dar, der ihr von Seiten des Vertrauten des Prinzen von Wales, des Herzogs von Buckingham — durch dessen seltsames und noch unerklärtes Betragen so eben jenes

Vorhaben einer englisch-spanischen Vermählung gescheitert war — Anträge hinterbrachte, welche ihrem Wunsch entsprachen, vielmehr ihre Tochter mit dem Prinzen zu vermählen. Der Mönch scheint nicht wirklich beauftragt gewesen zu sein; aber er diente der Königin in diesem Augenblicke, bei seiner Rückkehr nach London, eine Unterhandlung mit Buckingham zu eröffnen. Der französische Gesandte in London nahm dieß sehr übel: Puysieux beschwerte sich bei dem König über die Königin und verlangte, daß sie von allen geheimen Staatsangelegenheiten ausgeschlossen würde,[1] da man nicht mehr in voller Sicherheit sie daran Antheil nehmen lassen dürfe. Aber dieser Angriff fiel auf sein Haupt zurück.

Die Sillery hatten die Finanzen einem Mann anvertrauen müssen, der ihnen zum Sturze Schombergs behülflich gewesen war, dem Marquis de la Vieuville; dieser aber, von einem unruhigen Ehrgeiz getrieben und im Gebrauche der kleinen Künste, mit denen das Vertrauen eines Fürsten erschüttert wird, geübt, richtete seine Waffen gegen sie selbst; schon ein paar Mal zurückgeschlagen, begann er mit unermüdlicher Thätigkeit immer neue Angriffe; auf den Rückhalt der Königin gelehnt, durch den Unwillen unterstützt, welchen bei dieser Gelegenheit der König selbst gefaßt hatte, drang er jetzt durch: im Januar 1624 ward dem Canzler Sillery seine Entlassung angekündigt.

Man warf ihm vor, daß er nur mit seinen Verwandten und Freunden regiere und den Dienst des Staates zum Vortheil seiner Familie ausbeute, — Vorwürfe, die sich in jedem Stadium der französischen Geschichte mit mehr oder minder Wahrheit wiederholen; — der alte Mann erklärte, nicht ohne Zweideutigkeit, er wisse recht wohl, was es heiße, einem Fürsten

[1] Qu'à l'advenir elle ne devoit avoir aucune communication des secrets d'état. Aus dem erst im Jahre 1851 bekannt gewordenen Abschnitt der Memoiren Richelieu's, in den Travaux de l'académie des sciences morales, II. série. Tom. IX, 12.

zu dienen: er ziehe sich gehorsam zurück. Gewiß ist es, daß er der Minister nicht war, den die innere und äußere Lage Frankreichs forderte.

War nun aber la Vieuville der Mann für dieselbe?

La Vieuville gab der Politik sofort eine andere Richtung. Die Zugeständnisse Sillery's in Rom wurden nicht anerkannt: denn man könne unmöglich selbst den Graubündtnern anmuthen, einen Vortheil, der früher den Franzosen ausschließlich zugehörte, jetzt an eine andere Nation übergehen zu lassen. Auf die ersten Anträge der Engländer in Bezug auf die Heirath ging die neue Verwaltung nicht nur ein, sondern bezeichnete es als eine vorläufige Bedingung, daß England mit Spanien brechen müsse. Den Holländern wurden Subsidien gezahlt. Der Graf von Mansfeld durfte nach Frankreich kommen; er verhandelte mit la Vieuville; wahrscheinlich hat er den König in tiefem Geheimnisse selbst gesehen.

Bald aber zeigte sich doch, daß la Vieuville die persönlichen Gaben nicht besaß, die dazu gehören, einem großen Staat und seinen Kräften eine veränderte Richtung zu geben. Er hatte zu viel in Intriguen gelebt, als daß er große Anschauungen mit Sicherheit fassen und die Politik eines Landes darnach mit fester Hand hätte leiten können. Niemand traute es ihm zu, und er vermochte es nicht. Auch er und besonders sein Schwiegervater Beaumarchais, dem er die Finanzen überließ, geriethen in Verdacht von Habsucht und schlechtem Vortheilsuchen. Und so erschien neben ihm ein Mann, den er in das Ministerium aufzunehmen nicht umhin gekonnt hatte, der in äußeren Würden nicht allein, sondern in Fähigkeit und Gediegenheit des Geistes ihm unendlich voranging und vor dem er weichen mußte: der Cardinal Richelieu. Es ist Zeit, daß wir von dessen Herkunft und Emporkommen ein Wort einflechten.

Unter den streitbaren Männern, die, so gute Katholiken sie auch sein mochten, in den Kämpfen der Ligue der Fahne König Heinrichs III. folgten, bemerkte man den Grandprévôst

Franz du Plessis von Richelieu. Er war in der Begleitung dieses Königs, als derselbe, nach dem Tage der Barricaden, die Hauptstadt verließ, und folgte ihm nach Blois. Hier war er einer der Wenigen, die bei der Ermordung des Herzogs Heinrich von Guise in das Geheimniß gezogen wurden. An der Vollziehung dieser That hatte er keinen Antheil; aber sehr charakteristisch ist der Auftrag, den er zu gleicher Zeit auszuführen bekam. In derselben Stunde begab er sich in die Versammlung des dritten Standes und ließ sich fünf Mitglieder, welche der Conspiration schuldig seien, ausliefern. Die Versammlung, hierüber entrüstet, wollte sich auflösen; er duldete das jedoch nicht; man ermißt ihren Schrecken, als in diesem Augenblicke das Gerücht vom Tode der Guisen von außen her in ihre Mitte drang. Nach der Ermordung Heinrichs III. schloß sich der Grandprévôst an Heinrich IV. an und folgte ihm in seinen Krieg; bei der Belagerung von Paris ist er umgekommen.[1]

Dieß ist der Vater von Jean Armand du Plessis, Cardinalherzog von Richelieu.

Mögen Andere untersuchen, ob die Altvordern dieser du Plessis sich wirklich unter den Rittern unterscheiden lassen, die im zwölften Jahrhundert das Kreuz nahmen und im vierzehnten die englische Invasion abwehrten,[2] oder ob sie, wie man ebenfalls ausführlich hat nachweisen wollen, eines sehr bescheidenen bürgerlichen Ursprungs aus der Stadt Poitiers sind. Für uns reicht es hin, die politische Fahne zu bemerken — in einer Zeit, wo alles in Factionen zerfiel, — zu welcher die Familie sich hielt. Ihre damaligen Verbindungen auch mit einigen vornehmen parlamentarischen Familien gaben ihr immer einen gewissen Rang.

[1] Dupleix, Henry III, 184.

[2] Hugo Grotius erstaunt über die Genealogie, die von dem Cardinal gemacht wird, nach welcher er mit allen europäischen Fürsten, den Kaisern von Constantinopel und von Deutschland, verwandt ist. Facile avos inveniunt, quibus favet fortuna. Ep. 1291.

Der junge Armand, dem dieser Name von dem älteren Biron, der ihn aus der Taufe hob, gegeben worden, war ursprünglich zur militärischen Laufbahn bestimmt und bereitete sich dazu vor, als die Anwartschaft auf eine schon öfter an Mitglieder der Familie verliehene Pfründe, das kleine, erst im vierzehnten Jahrhundert aus einer Abtei zum Bisthum gewordene Luçon im Bas-Poitou, an ihn gelangte und ihn bewog, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Seine Angehörigen sahen das auch deßhalb gern, weil er bei seinem reizbaren Naturell und schwachen Körper, in der Mitte einer duellsüchtigen, allezeit schlagfertigen militärischen Jugend, sich leicht ein Unglück hätte zuziehen können. Und dem Ehrgeiz bot auch die geistliche Laufbahn große Aussichten dar. Hatte man doch eben du Perron von geringem Stande zu den höchsten Würden der Kirche und einer allgemeinen Autorität aufsteigen sehen. Wie dieser, widmete sich auch der junge Richelieu mit besonderem Eifer den zwischen den beiden Religionsparteien controversen Fragen. Auf die besondere Empfehlung Heinrichs IV. empfing er, noch vor dem canonischen Alter, auch in Folge des guten Eindrucks, den seine Führung und seine Gelehrsamkeit auf Papst Paul V. machten, die bischöfliche Weihe. Dann hat er, ebenfalls auf den Wunsch Heinrichs IV., durch eine Disputation, die denen im Andenken blieb, welche ihr beiwohnten, den Doctorhut von der Sorbonne erworben.[1] Im December 1608 trat er in sein Bisthum ein. Im Sinne des Königs suchte er die Feindseligkeiten zu versöhnen, welche die Gemüther entzweiten; so duldsam er sich aber auch über Andersgläubige ausdrückte,[2] so ver-

[1] Mr. Avenel hat in den Acten der Sorbonne gefunden, daß Richelieu, nachdem er am 17. April 1607 zu Rom die bischöfliche Weihe empfangen, am 29. October in der Sorbonne respondirte und Doctor wurde. Man braucht nun nicht mehr den weniger verbürgten Nachrichten Aubery's über eine frühere Disputation Richelieu's zu folgen. Correspondance de Richelieu, Introduction XVI.

[2] Petite harangue au peuple 21 Déc. 1608 ib. XV.

waltete er doch sein Amt mit aller der Hingebung, welche der Geist der katholischen Restauration erheischte. Ein Denkmal dieser Thätigkeit, aus etwas späterer Zeit, ist seine „Unterweisung für Christen," eine für die Pfarrer des Sprengels zur Vorlesung in den Kirchen bestimmte Auslegung des apostolischen Symbols, in der er sich bei aller bischöflichen Salbung doch der einfachsten Darstellung befleißigt: denn auch die Seele bedürfe nur einfacher Nahrung, und man dürfe sie so wenig überfüllen wie den Leib.[1] In dem Buche suchte ich mit besonderer Begierde nach der Stelle, wo sich Richelieu über das Papstthum ausspricht. Er erklärt die Anerkennung des Papstes deßhalb für unentbehrlich, weil man unmöglich einer Gesellschaft angehören könne, ohne ihr Oberhaupt anzuerkennen; überdieß sei die römische Kirche unendlich viel älter und um vieles verbreiteter in der Welt, als die protestantische. Populäre Argumente, die aber nur auf die bereits Gläubigen wirken konnten.

Wir berührten die Thätigkeit des Bischofs von Luçon bei der Ständeversammlung von 1614, wie beredt er da, im Sinne der Zeit und darum nicht ohne Bizarrerie, die Rechte seines Standes in Erinnerung brachte.

Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als ihn der Marschall von Ancre in jenes Ministerium zog, das sich der empordrängenden Aristokratie mit Festigkeit und Muth entgegensetzte, dann aber durch das Falsche, das in seiner Stellung lag, unterging; denn gewiß konnte man die königliche Autorität nicht im Widerspruche mit der Person des Königs erneuern. Richelieu ward in den Sturz Concino's verwickelt und erst in sein Bisthum, dann nach Avignon verwiesen.

Eben da aber bereitete sich seine Erhebung von einer anderen Seite her vor.

[1] Instruction du Chrétien par Monseigneur l'E^{me} Cardinal Duc de Richelieu. In den Pressen des Louvre 1642 auf das prächtigste wieder gedruckt.

Als sich nach der Flucht der Königin-Mutter von Blois jene neue Combination des Widerstandes um sie her bildete, die die ganze Aristokratie umfaßte, suchte man am königlichen Hofe nach einem Manne, der auf die Fürstin selbst, welche in stolzer Erbitterung alle Vorschläge, die ihr geschahen, von sich wies, einen beruhigenden Einfluß ausüben könnte; ein paar geistliche Freunde [1] leiteten das Augenmerk der Herrschenden auf Richelieu, der ihnen der geeignetste Mann für ein solches Vorhaben zu sein schien und es ohne Zweifel war. Wenn er sich hierauf zur Königin begab, so sah das aus, als thue er dieß ganz aus eigenem Antriebe, selbst nicht ohne Gefahr, und sollte diesen Anschein haben; aber in der That war er vom Hofe beauftragt. Die alte Bekanntschaft und das jetzt von keinem Höheren mehr beherrschte Talent des Bischofs sowie die Gemeinschaftlichkeit der erfahrenen Unfälle verschafften demselben das unbedingte Vertrauen der Königin. Man hat ihn von jeher beschuldigt, die Pläne der Partei, zu der er zu gehören schien, durch versteckte Gegenwirkungen vereitelt zu haben; er hat darauf mit Heftigkeit erwiedert, bei weitem mächtigere Männer als er, deren Rathschlägen man habe folgen müssen, seien um die Königin gewesen: von deren Fahrlässigkeit hauptsächlich leitet er die ungünstigen Erfolge her. Aber unleugbar ist, daß er die Sache des Königs vorzog und den Ausgang mit Freuden begrüßte. Seine Meinung war, wie es in den Memoiren heißt, die Königin wäre verloren gewesen, wenn sie gesiegt hätte; durch ihre Niederlage sei sie gerettet worden.

Vor Allen Richelieu führte hierauf die Aussöhnung der Königin mit dem Könige durch. Es liegt etwas Wahres darin, wenn seine Anhänger behauptet haben, nicht die Königin habe ihn mit dem Könige in Verbindung gebracht, sondern er habe

[1] Abbé Bouthillier und Pater Joseph. Mém. Pet. XXI b, 533. Nach Siri bot Richelieu selbst durch Portcourley seine Dienste dem Herzoge von Luynes an. Memorie recondite IV, 623.

die Königin dem Könige genähert. Wer will aber in Lagen, wie diese, das größere gegenseitige Verdienst ermessen? Die Rathschläge des Bischofs kamen der Königin, die Stellung und Würde der Königin hinwiederum dem Bischof zu statten. Mit einander stiegen sie seitdem allmählich höher empor.

Unter Luynes wurden sie nur eben in der Nähe geduldet. Wie dieser die Königin aus dem Conseil entfernt hielt, so wußte er, wiewohl er amtlich darauf antrug, die dem Bischof zugesagte Erhebung zur Cardinalswürde durch geheime Einwirkung immer zu verhindern. Erst unter dem Canzler erfolgte diese, sowie die Königin alsdann Eintritt in das Conseil erlangte. Die Besorgniß vor dem Ehrgeiz und Talent ihres Rathgebers bewirkte auch damals, daß ihre Theilnahme an den Geschäften sorgfältig beschränkt wurde.

Nach und nach aber wurde die Eifersucht, die noch in dem Herzen des Königs schlummerte, vollends erstickt. Das natürliche Verhältniß einer geschäftserfahrenen und geistreichen Mutter zu einem noch nicht zu voller Mannesreife entwickelten Sohne stellte sich her. Der König gab seiner Umgebung die Weisung, und noch bedurfte es einer solchen, seine Mutter gut zu behandeln: vertrauliche Zusammenkünfte fanden statt. Es war mit Hülfe der Königin, daß la Vieuville den Canzler stürzte; dagegen konnte er aber nicht vermeiden, den Cardinal, zuerst unter gewissen Beschränkungen, ins Conseil aufzunehmen.

Richelieu weigerte sich anfangs wegen der Schwäche seines Körpers und der häufigen Krankheitsanfälle, an denen er litt, die Last einer regelmäßigen Geschäftsführung auf sich zu laden; als er aber einmal in das Conseil eingetreten war, so zeigte sich auch sogleich, daß er darin die erste Stelle haben müsse. La Vieuville suchte sich seines Uebergewichtes zu erwehren oder es zu verbergen; der Cardinal klagte, der erste Minister verderbe ihm seine Gedanken und mache durch falsche Maßregeln die Ausführung derselben unmöglich.

In einer Flugschrift, die an den König gerichtet ist, [1] wird die Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit la Vieuville's mit dem Talent des Cardinals verglichen: dieses sei ein zweiundzwanzigkaratiges Gold; der Cardinal habe den Muth, das Rechte zu thun, um sich Ruhm zu erwerben, wonach ihn allein verlange; er werde keine andere Stütze als die legitime Autorität des Königs suchen; die Größe des Geistes werde man in der Führung der Geschäfte erkennen: la Vieuville dagegen rühme sich, eine natürliche Macht über den König zu besitzen, und suche dabei nach einem anderen Rückhalt: er wolle den Prinzen von Condé wieder an den Hof berufen. Mögen es nun diese oder andere Betrachtungen gewesen sein, welche auf Ludwig XIII. einwirkten, genug, im August 1624 ließ er Vieuville festnehmen und übertrug die Summe der Geschäfte dem Cardinal. So gelangte Richelieu zur ersten Stelle in dem Staate von Frankreich. Man könnte nicht von ihm sagen, daß er sein Emporkommen einer Parteistellung oder einer vorübergehenden Gunst allein verdankte; nach und nach erhob er sich, wohl nicht ohne Intrigue, aber doch hauptsächlich durch die natürliche Ueberlegenheit des Geistes. Schon vorlängst hatte ihn Jedermann dazu bestimmt; die öffentliche Meinung erkannte in ihm den zur Verwaltung der öffentlichen Geschäfte geeignetsten Mann. Wohin ihn aber dieß Amt und seine Verwaltung führen sollten, wer hätte es ahnen können? Wahrscheinlich ahnte er es selber nicht.

Denn daß er von Anfang an und principiell entschlossen gewesen sei, aller und jeder nicht unmittelbar vom Könige herrührenden Autorität im Lande, oder auch nur dem Reste der Selbstständigkeit, der den Hugenotten noch übrig geblieben, ein Ende zu machen, davon finde ich keinen Beweis. Sein erster Eintritt erschien sogar am Hof und unter den Mächtigen des Reiches als eine Befreiung von der einseitigen Gewalt, welche sein

[1] La voix publique au roy, ungefähr im Juli 1624 geschrieben, nicht etwa 1621, wie der Abdruck in den Archives curieuses II, II angibt.

Vorgänger auszuüben gesucht hatte, und man begrüßte ihn mit Freuden. Der Gouverneur des Herzogs von Orleans ward aus dem Gefängniß entlassen, in das ihn la Vieuville geworfen. Schomberg, der den Namen eines ehrlichen Mannes mitten unter den Veruntreuungen, die an der Tagesordnung waren, behauptete, wurde in das Amt, das er verloren, wiedereingesetzt. Der König, der es ungern bemerkte, daß er für allzusparsam, zurückhaltend und unfreundlich gehalten wurde, gab zu erkennen, daß die ganze Schuld davon seinen letzten Ministern zuzuschreiben sei; von denen nunmehr befreit, werde er zeigen, ob er die vornehmen Männer des Reiches liebe oder nicht. Man glaubte, daß die Autorität und freie Bewegung der Krone mit einem gewissen Grade von Selbständigkeit in den ihr zunächst stehenden Gewalten vereinbar sein werde. Eine neue Aera gegenseitiger Schonung und allgemeiner Wahrheit schien anzubrechen.

Unter den Papieren des Cardinals hat man Aufzeichnungen von seiner Hand gefunden, aus denen sich ergibt, wohin seine ursprünglichen Intentionen in Bezug auf die inneren Angelegenheiten gingen.[1] Eine allgemeine Umgestaltung der geistlichen und weltlichen Verhältnisse, besonders auch der finanziellen, im populären Sinne schwebte ihm vor.

Wenn er, um den Clerus weiter zu reformiren, die Einrichtung von Seminarien, Haltung von Provinzalconcilien, würdige Besetzung der Stellen für nothwendig hielt, so dachte er doch auch an eine Verminderung der Klöster, weil ihre große Anzahl dem Aufkommen des Handels nachtheilig sei. Er beabsichtigte, die Ausgaben des königlichen Haushaltes zu verringern, die Domänen wieder herbeizubringen, für die Salzsteuer eine Einrichtung zu treffen, durch welche sie hauptsächlich den Fremden zur Last fallen und dem Könige mehr einbringen sollte als bisher. Die

[1] Projets pour le gouvernement, in der Sammlung Avenels: V. M. ne continuera plus le droit annuel, bannira la vénalité des offices, supprimera par mort le plus grand nombre de ses offices, qui n'ont été créés qu'à la foule du peuple, déchargera le peuple.

Käuflichkeit der Stellen erschien ihm noch als ein verderblicher Mißbrauch, auch die Paulette und die damit verbundenen Rechte wollte er abschaffen. Es werde zur größten Erleichterung des Volkes gereichen, wenn man die Beamten, welche sich Aemter gekauft, aussterben lasse; die Zahl der Besoldeten überhaupt müsse man vermindern und Niemand wegen seiner persönlichen Verhältnisse etwa zu dem Hof oder zu einem Prinzen, wie es gebräuchlich war, die Exemption von der Taille zugestehen; ein Fundamentalgesetz sollte das Kaufen und Verkaufen der Stellen, ihr Abtreten verbieten; keine Resignation, auch nicht vom Vater zu Gunsten des Sohnes, keine Anwartschaft dürfe ferner geduldet werden: nur Würdigkeit müsse ein Anrecht an die öffentlichen Stellen geben. Auch den alten populären Gedanken, daß die Gouvernements fortan nur auf drei Jahre verliehen werden sollten, machte er zu dem seinen. Die Summe ist, daß die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Reiches, die durch Anmaßung, Kauf oder Erbe und Nachsicht der Regierung in Privathände übergegangen war, aus denselben zurückgenommen, der allgemeinen Theilnahme und Concurrenz eröffnet werden sollte. Eine neue gerichtliche Untersuchung der von den Finanzbeamten begangenen Unterschleife ward sogleich vorgenommen, und der Gedanke regte sich in Richelieu, diese Aemter geradezu abzuschaffen und durch neue, immer zurücknehmbare Commissionen zu ersetzen.

Diese Entwürfe konnten jedoch nicht zur Ausführbarkeit gezeitigt, geschweige denn ausgeführt werden. Hätte man dazu schreiten wollen, so hätte man sich in keine auswärtigen Unternehmungen einlassen dürfen. Denn unmöglich konnte beides miteinander gehen: die Durchführung der populärmonarchischen Reformen hätte nicht allein alle Thätigkeit in Anspruch genommen, sondern auch einen Ausfall in den disponiblen Kräften veranlaßt, deren man zu den anderen unbedingt bedurfte. Gleich die Untersuchung gegen die Finanzbeamten führte doch nicht weiter als unter Heinrich III. und Heinrich IV. Denn wenn zwischen

innerer Reform und auswärtigen Unternehmungen zu wählen war, so ward Richelieu durch die damalige Lage von Europa und durch die Natur seines Genius zu den letzteren fortgezogen. Mit aller Kraft und Anstrengung des Geistes warf er sich in die europäischen Angelegenheiten.

Ob die Spanier wirklich den Gedanken, eine universale Monarchie zu gründen, gefaßt hatten oder nicht, das zu entscheiden hängt von dem Begriff ab, den man mit diesem Worte verbindet. Wie einst Philipp II., so nährten auch die Minister seines Sohnes und seines Enkels ohne Zweifel die Absicht, in den europäischen Angelegenheiten ein unbedingtes Uebergewicht zu behaupten. Zu den Zeiten der Ligue waren die Pläne auf Frankreich, damals, in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges, waren sie auf Deutschland gerichtet, wo ihr Einfluß von Monat zu Monat wuchs. Die Barrière der Alpen sollte den Norden nicht mehr von dem Süden trennen. Des Widerstandes von England hofften sie sich, wie berührt, durch eine Familienverbindung zu entledigen und alsdann die vor sechzig Jahren abgefallenen nordniederländischen Provinzen in ein Verhältniß der Unterordnung zurückzubringen. Von Frankreich, das sie nicht überwältigt, brauchten sie doch wenig zu fürchten, solange es, von bürgerlicher Zwietracht erfüllt, zu keiner festen Verwaltung gelangen konnte; sie hatten es in eine untergeordnete Rolle zurückgedrängt.

Es war der erste und tiefste Gedanke Richelieu's, aus dieser Lage herauszukommen, die Vollendung des spanischen Systems nicht zuzulassen, den Kampf, welchen einst Franz I. und Heinrich IV. bestanden hatten, da wieder aufzunehmen, wo er ihn fand, welche Folgen auch immer daraus entspringen mochten. Sich erst im Innern zu stärken und dann den großen Krieg zu erneuern, war nicht in seinem Sinn; er lebte der Meinung, daß im Kampf auch die Kraft erstarke, und ohnehin waren die Momente kostbar.

Es geschah hauptsächlich auf den Grund seines Gutachtens,

denn ein Bischof und Cardinal der Kirche hatte hierin doppeltes Ansehen, daß alle Scrupel, welche bei der Erneuerung der holländischen Allianz entstehen konnten, hintangesetzt wurden. Richelieu erklärte, in Rom beurtheile man, wenn an irgend einem anderen Orte der Welt, die Dinge nicht weniger nach den Erfordernissen der Macht, als nach dem Interesse der Kirche; allzu ängstliche Rücksichten würde man dort für Schwäche halten; nichts sei für den Ruf eines Fürsten vortheilhafter, als ein großherziger Entschluß.

Mit ganzer Seele war er für die Vermählung der französischen Prinzessin mit dem Prinzen von Wales. Bald kam es nur noch darauf an, ob der Papst die Dispensation zu derselben in einer Form geben würde, wie die englischen Gesetze sie erforderlich machten. Richelieu trat mit dem vollen Selbstgefühle des ersten Ministers einer großen Macht den Bedenklichkeiten der römischen Curie entgegen. Indem er aufs neue um die Einwilligung des Oberhauptes der Kirche bat, erklärte er doch, daß sein König in der Sache weiter fortschreiten werde, möge dieselbe nach einem bestimmten Termin, den er angab, erfolgt sein oder nicht.

Ehe es noch dahin gedieh, war Richelieu auch in der dritten Angelegenheit bereits zur That geschritten. Er könne nicht leiden, sagte er, daß Italien des Schutzes der Lilien, durch den es allein frei athme, beraubt würde und durch jene Plätze in Graubündten und Valtellin Fesseln für ganz Europa entstünden, wie einst — so fügte er mit der antiquarischen Gelehrsamkeit, welche die Zeit liebte, hinzu — durch Akrokorinth für die freien Staaten von Griechenland. Auf weitere Verhandlungen, da der Papst auf dem einst von Sillery angenommenen Vertrage bestand, wollte er es nicht ankommen lassen; ganz im Gegentheil beauftragte er den in der Schweiz fungirenden Gesandten, Marquis von Coeuvres, zur Gewalt zu schreiten. Der Marquis trat plötzlich mit der Erklärung hervor, daß er die Bündtner in den Besitz ihrer festen Plätze und Clausen wiederherstellen wolle, und

drang an der Spitze eines aus Franzosen, die den Weg zu ihm gefunden, Schweizern und Bündtnern, die er in der Stille geworben hatte, zusammengesetzten Heeres, zuerst in die vom Erzherzog Leopold occupirten zehn Gerichte, die er dann dem alten Bunde zurückgab, alsdann über Poschiavo in Valtellin ein. Ueberall wichen die päpstlichen Besatzungen vor ihm zurück; er trug kein Bedenken, den obersten Befehlshaber derselben, Marchese Bagni, in dem festen Schlosse von Tirano mit eigenem und venetianischem Geschütz anzugreifen, so daß sich dieser genöthigt sah, das Land zu räumen. Die Bevollmächtigten von Valtellin übergaben dasselbe dem Schirme der Franzosen und ihrer Verbündeten.[1] Nur Riva wußten die Spanier zu behaupten; aber wie Valtellin, so fielen auch Bormio und Chiavenna den französischen Truppen in die Hand.

Was keine Unterhandlung zu Stande gebracht hätte, das ward durch eine kühne That plötzlich erreicht, dieser Landstrich, an dessen Besetzung sich so große politische Entwürfe knüpften, dem Einflusse der Spanier, der auch während der päpstlichen Sequestration fortdauerte, mit rücksichtsloser Gewalt entrissen.

Nun aber liegt am Tage, welchen Eindruck eine Handlung wie diese in der Welt hervorbringen mußte. Der Zustand von Europa beruhte noch auf der Voraussetzung des Friedens und allgemeinen Einverständnisses zwischen Frankreich und Spanien. Der Fortschritt der katholischen Restauration und ihre Aussichten knüpften sich daran; jetzt aber war er unterbrochen. Das Unternehmen in Graubündten war wie die Ankündigung einer neuen Epoche.

Aber noch fehlte viel, daß der große Krieg zwischen den beiden vorwaltenden Mächten damit eröffnet worden wäre. Die nächste Folge war eine ganz andere, ungeahnte, in dem Innern von Frankreich.

[1] Der Vertrag ist unterzeichnet von Quadrio, del consiglio und zweien Venosta, Bevollmächtigten dei terzeri sotto e sopra. Mercure francais X, 829. Von den Memoiren Richelieu's, auf die ich mich meistens gründe, auch ohne sie zu citiren, werde ich noch besonders handeln.

Viertes Capitel.

Hugenottenbewegung von 1625. Friede von Barcelona 1626.

Hätte man nicht erwarten sollen, daß eine Staatsgewalt in Frankreich, die es unternahm, die Macht zu bekämpfen, welche die Unterdrückung des Protestantismus in aller Welt zu ihrer Aufgabe gemacht hatte, an den französischen Protestanten freudige Unterstützung finden würde? Unter Heinrich IV., der die Oberhäupter der Hugenotten persönlich mit sich fortriß und ihr Vertrauen erworben hatte, wäre dieß möglich gewesen; jetzt geschah das Gegentheil.

Vergegenwärtigt man sich die Lage der Hugenotten, so läßt sich das wohl begreifen. Seit dem Frieden von Montpellier war der geheime Krieg, der von der Ungunst der Regierung entsprang, immer gegen sie fortgegangen. Vor allem war ein zur Bezwingung von Rochelle in dessen Nähe errichtetes Fort (nach dem Namen des Königs Fort Louis genannt), weit entfernt, wie man nach dem Wortlaute des Friedens erwartete, geschleift zu werden, vielmehr stärker befestigt worden. Was sollte man sagen, wenn der König zwar die Schleifung empfahl, der Commandant Arnauld aber um so eifriger, auch in den Feiertagen, an den Befestigungen arbeiten ließ? Ebenso verfuhr sein Nachfolger. Ich weiß nicht, ob ein Wort, das man Lesdiguières zuschrieb, wirklich von ihm stammt: entweder müsse Rochelle das Fort nehmen, oder Rochelle werde von dem Fort erobert werden; aber eine einleuchtende Wahrheit liegt darin. Sollten die

Reformirten dabei ruhig bleiben? Sie waren soeben aus einer sehr bedeutenden Stellung, die ihnen nach innen und außen politisches Ansehen gab, vertrieben worden, hatten ungeheuere Verluste erlitten: sollte ihnen nicht der Gedanke kommen, da die Allianz gebrochen ward, welche das südliche Europa bis dahin in dumpfer Ruhe gehalten, ihre alte Stellung wieder zu erobern? An ihrer Spitze standen ein paar Mitglieder der Aristokratie, die sich nichts Besseres wünschten, als, im Bunde mit den religiösen Interessen, noch einmal den Kampf gegen die höchste Gewalt, der ihnen zur Gewohnheit geworden war, zu erneuern.

Es waren die alten Führer: Rohan, der in den Orten, wo er einzog, das Bibelbuch vor sich hertragen ließ, denn er meinte, daß das Bekenntniß des göttlichen Wortes in Frankreich von seiner Macht und Größe abhänge, und sein Bruder Soubise, der eigentlich zuerst die Partei in Verbindung mit der antiroyalistischen Opposition gebracht, sie bewogen hatte, die Waffen zu ergreifen, und seitdem immer der Erste auf dem Platze gewesen war, ohne sich viel darum zu kümmern, ob er siege oder nicht. Ehrfurcht vor der Majestät des königlichen Namens war nicht in ihnen; sie hatten nur ihre besondere Parteistellung im Auge. Mit einigen unter dem Vorwand einer Bestimmung nach Amerika an der Mündung der Garonne gerüsteten Fahrzeugen überfiel Soubise im Januar 1625 die im Hafen zu Blavet vor Anker liegenden königlichen Schiffe und bemächtigte sich ihrer. Die auf das rascheste vereinigten Streitkräfte von Bretagne verhinderten ihn, Fortschritte auf dem festen Lande zu machen; aber sie vermochte nicht, ihn in dem Hafen zu überwältigen. Doppelt stark durch die eroberten Schiffe, brach er aus demselben hervor, nahm die Inseln Rhé und Oleron in Besitz, erfüllte alle jene Küsten mit Unruhen und erweckte die anfangs noch zurückgehaltene Kriegslust der ganzen hugenottischen Corporation. Rochelle schloß sich an Soubise, Montauban an Rohan; sie meinten alle, der rechte Augen-

blick sei gekommen, um sich einen gesicherten Besitz der alten Rechte zu erkämpfen.

Es erhellt nicht mit vollkommener Bestimmtheit, ob sie von den Spaniern hierzu angeregt worden sind, ob in der That, wie man sagt, in Castres, wo der Plan des Unternehmens gefaßt wurde, ein Agent von Spanien bei ihnen gewesen ist;[1] — gewiß aber standen sie mit diesem Hof in Verbindung; einer ihrer Zwischenträger hat dem spanischen Gesandten erklärt, für die Hugenotten bedürfe es nur einiger Hülfe von Spanien, so würden sie dem Könige von Frankreich so viel zu schaffen machen, daß er anderweit nichts solle ausführen können.[2] Wir vernehmen, daß Spanien, das von jeher in dem Innern von Frankreich seine besten Verbündeten gesucht und gefunden hatte, damals auch mit einigen katholischen Großen Verbindungen angeknüpft habe.

Aus der Mitte der streng katholischen Meinung erhob sich eine nicht minder heftige Opposition gegen die Regierung. Ein Cardinal der römischen Kirche hatte einen Bund geschlossen mit den verdammten ketzerischen Mächten; er hatte nicht allein alle Rücksicht auf den Papst aus den Augen gesetzt, ihn zu Dingen genöthigt, welche er ungern that, sondern die päpstlichen Truppen mit offenen Waffen angegriffen. Seit hundert Jahren, sagte der Nuntius, habe die Kirche keinen größeren Schimpf erfahren: man wundere sich in Rom nur darüber, daß der Papst nicht sofort die Excommunication ausgesprochen habe: wie könne er da noch unterhandeln?

[1] So soll sich aus den Aufzeichnungen eines der Ihrigen, Namens August Galland, ergeben. Vgl. Arcère, Histoire de Rochelle II., 205.

[2] Schreiben vom 2. März 1625: El gentilhombre que de parte del duque de Rohan ha sollicitado la proposicion, de que ya he dado cuenta a V. Md. otras muchas vezes (so daß schon frühere Berührungen unleugbar sind) a buelto aqui: — espera si son ayudados de V. Md. que podran hazer tal diversion a este rey, que basta por estorvar todos los progresos que yntenta. (Pap. v. Simancas.) Die Einwohner von Rochelle versichern die Engländer: the Spaniard having tempted them by immense sums to continue the war — im September 1625.

Eine kleine Schrift: Ermahnung an Ludwig XIII., die man einem deutschen Jesuiten zuschrieb, drohte mit dem Ausbruche des päpstlichen Zornes in volle Flammen. Der Papst werde sein geistliches und durch den Großherzog von Toscana auch sein weltliches Schwert zücken; er werde die Unterthanen von dem Eide der Treue lossprechen und die Bischöfe zur Bekanntmachung dieser seiner Sentenz auffordern. Und wenn er ja den König noch schonen sollte, so sei doch sein vornehmster Rathgeber durch die That selbst excommunicirt. Wir hören von einem Wortwechsel, der zwischen dem spanischen Botschafter und dem Cardinal vorfiel und nach und nach so bitter wurde, daß der Botschafter ausrief: Richelieu werde den Namen eines Cardinals nicht der Kirche, sondern der Hölle in der Welt zurücklassen.

Wenn so Viele in dem Cardinal Richelieu den einzigen Mann gesehen hatten, der die Monarchie retten könne und werde, so hatten Andere in seiner Sinnesweise eine für den Staat verderbendrohende Keckheit wahrzunehmen gemeint: er werde ihn in die größten Verlegenheiten verwickeln und, indem er aus denselben herauszukommen suche, immer in neue und abermals neue gerathen. Diese letzteren schienen jetzt Recht zu behalten. Zwischen zwei entgegengesetzten Oppositionen in der Mitte, zu Land in eine Unternehmung verwickelt, gegen Genua, welche auf große Hindernisse stieß, zur See angegriffen, ohne selbst eine Seemacht zu besitzen, befand sich die Regierung in der That in nicht geringer Verlegenheit. Die streng katholische Partei forderte Rückkehr zu der verlassenen Politik und zunächst einen Vertilgungskrieg gegen die Hugenotten. Die Freunde der Protestanten verlangten Erneuerung und unbedingte Vollziehung des ihnen bewilligten Friedens. Unter dem Vorwande der Religion, heißt es in einem Briefe von Lesdiguières, habe man den zwischen den beiden Bekenntnissen festgestellten Friedensstand erschüttert: warum habe man das gegebene Versprechen nicht erfüllt? Möchte man nur noch jetzt ohne weiteres dazu schreiten.

Denn das gehöre dazu, um den königlichen Namen unter den fremden Nationen furchtbar zu machen. [1]

Richelieu theilte weder die eine, noch die andere dieser Meinungen. Er lebte der Ueberzeugung, daß die Hugenotten immer ihren Vortheil auf Kosten des Staates suchen, daß, so lange sie mächtig blieben, die Könige von Frankreich niemals Meister im Innern, noch im Stande sein würden, eine große Unternehmung nach außen hin zu wagen. Aber ebensowenig meinte er mit den Spaniern Frieden machen zu dürfen, da Frankreich schon im Vortheil gegen sie sei, und da sie einen starken Angriff auf verschiedenen Seiten gewiß nicht aushalten würden.

Er rechnete auf die maritimen Feindseligkeiten der Engländer gegen die Spanier, den Widerstand der Holländer, die Erhebung eines nordischen Bundes in Deutschland, die lebendige Theilnahme der italienischen Fürsten. Man müsse jetzt, sagte er in einem seiner Gutachten, jeden Vortheil ergreifen; wenn auch im Anfange die Kirche dabei leide, so werde die Frömmigkeit des Königs später alles gutmachen. [2] Soviel Gefahren aus seiner Unternehmung zunächst entsprangen, so war er entschlossen, sie nach allen Seiten hin durchzuführen.

Welches Mittel aber besaß er, um Soubise zu bekämpfen, da die französische Marine in tiefem Verfalle war?

Er beschloß, die Hugenotten durch ihre eigenen Glaubens-

[1] Mr. le Connétable au Baron de Coppet 12 Juin 1625; er erinnert an das Beispiel Heinrichs IV.: il a souvent reculé pour advancer et s'est soumis à des petites pertes, pour faire de grands gains. Den König machte er aufmerksam in einem Schreiben von demselben Datum, qu'il y en a d'autres même catholiques qui sous quelque prétendu mécontentement, mais en effet poussés d'un esprit fâcheux et brouillon n'attendent que l'occasion d'allumer le feu.

[2] Mémoire pour le roi 1625, das noch in der Handschrift des Cardinals selbst oder doch seines vertrautesten Secretärs, denn die Schriftzüge sind fast dieselben, vorhanden ist. In die Memoiren ist es II, 423 bis 431 beinahe Wort für Wort aufgenommen.

genossen zu bestreiten, die Kräfte seiner neuen Verbündeten von England und Holland wider sie aufzurufen. Wenn England etwas für die Herstellung der Pfalz ausgerichtet zu sehen wünschte, mußte es nicht dem Könige von Frankreich vor allen Dingen freie Hand in seinem Lande zu verschaffen suchen? Bei den Holländern kam das Bedürfniß der französischen Subsidien hinzu, ohne welche sie ihren Krieg nicht weiter führen konnten. Einst war die Sache der französischen und die der niederländischen Reformirten eine und dieselbe gewesen; wie so ganz gingen sie jetzt auseinander!

Als der Cardinal seinen für den ersten Blick überaus kecken und gewagten Plan im Conseil vortrug, machte man ihm besonders folgende Einwendung dagegen. Man bestritt nicht die Möglichkeit, eine Verbindung mit den beiden Mächten zu Stande zu bringen; aber wie dann, sagte man, wenn in den Herbeigerufenen das Gefühl ihrer religiösen Gemeinschaft mit denen, welche sie bekämpfen sollen, erwache, so daß zwischen beiden sogar eine Verbindung entstehe? Welche Bewegung der gährenden Elemente würde dieß in Frankreich erregen? Die kaum gegründete Herrschaft des Katholicismus, der ganze Zustand der Dinge, wie er jetzt sei, würden wieder in Frage kommen. Richelieu verkannte nicht, daß er selbst verloren war, wenn die Sache mißlang. Aber er sagt, wer sich den öffentlichen Geschäften widme, müsse das Nothwendige thun, ohne an sich selbst zu denken. Ein anderes Mittel gab es in diesem Augenblicke nicht; alles lag daran, nur zugleich mit verdoppelter Umsicht die Gefahren zu vermeiden, die es in sich schloß.

Richelieu bemerkte, man müsse die Regierungen und die Völker unterscheiden: in den letzten überwiege die religiöse Sympathie, nicht in den ersten. Um nicht in die Gefahr zu kommen, daß nicht ein Capitän mit seiner Schiffsmannschaft im Augenblick des Kampfes den Dienst versage, forderte er von den Engländern bloß Schiffe ohne alle Bemannung, von den Holländern das Zugeständniß, auf ihren Schiffen französische

Capitäne und Soldaten einzustellen. So anzüglich das lautete, so leuchtete das Motiv doch den beiden Regierungen ein: sie gaben den Anträgen des Cardinals, die zuweilen mit Drohungen vermischt waren, wirklich Gehör; mißvergnügt entfernten sich die englischen Mannschaften von ihren Schiffen; diese wurden in Dieppe den Franzosen überliefert. Die Holländer nahmen die französischen Seetruppen auf und gaben noch einige Schiffe in Miethe.

Wenn man die Lage des Momentes und die später eingetretenen Erfolge ins Auge faßt, so kann man sich der Frage nicht erwehren, ob Richelieu nicht in der That die beiden Mächte nur zu benutzen wünschte, ohne doch namentlich für England etwas thun zu wollen, ob nicht alles auf Täuschung berechnet war.

Wäre die Politik ein Spiel von Täuschungen, so würde sie der Theilnahme eines Mannes von Gesinnung wenig würdig sein; die Geschichte würde nur einen Wetteifer in schlechten Künsten darzustellen haben.

In unserem Falle wage ich zu behaupten, daß Richelieu es ganz ernstlich damit meinte, wenn er dem Könige von England Genugthuung zu verschaffen versprach. Er machte einen Versuch, durch den römischen Hof zu diesem Ziele zu gelangen.

Einem seiner vertrauten geistlichen Freunde, dem Pater Ezechieli, der sich in Rom aufhielt, war es gelungen, das Vertrauen des Papstes Urban VIII. zu erwerben. In den französischen Archiven hat sich ein Brief gefunden, worin Richelieu dem Pater angiebt, in welchem Sinn er mit dem Papste zu reden habe. Man wird, wenn das Aktenstück publicirt ist, mit Verwunderung lesen, durch welche Zusicherungen bequemeren Lebens, leichterer Disciplin er den Pater zu gewinnen suchte: er bittet ihn, Niemand erfahren zu lassen, daß sie über Staatsangelegenheiten correspondiren, am wenigsten den Gesandten, der in diesen Dingen sehr eifersüchtig sei. Für uns ist die Hauptsache, was er auf diesem vertraulichsten Wege an den Papst bringen ließ. In der Angelegenheit von Graubündten

schien es dem Papst vor allem auf eine volle Sicherstellung des Katholicismus anzukommen: Richelieu forderte ihn auf, darin nicht zu weit zu gehen; durch allzustrenge Bedingungen würde er nur momentane Heuchelei, keine nachhaltige Wirkung hervorbringen: wenn ein Friede geschlossen werden solle, so müsse dieser ein allgemeiner sein. Für Italien komme es darauf an, den Herzog von Savoyen zu befriedigen, der ein gutes Spiel zu haben glaube, für Deutschland darauf, eine Auskunft in der Sache der Pfalz zu finden. Der Papst möge seinen Einfluß auf Bayern anwenden, um es zu einem Vertrage zu bewegen, durch welchen England befriedigt werde. Er erklärte, daß Frankreich seine Verbündeten berücksichtigt sehen müsse, sonst könne es nicht mit Ehren auf den Frieden eingehen.[1] Das Geheimniß, in welches diese Eröffnung gehüllt wird, und das volle Vertrauen, das sie athmet, beweisen am besten, wie ernstlich sie gemeint war, und wie viel dem Cardinal daran lag, eine alle Theile befriedigende Uebereinkunft zu Stande zu bringen, namentlich den König von England zur Erreichung seines vornehmsten Zweckes, der Herstellung seines Schwagers, zu fördern.

So sagt Richelieu auch in jenem Gutachten: würde Frankreich seinen Verbündeten keinen Vortheil verschaffen, so würde es in Zukunft niemals auf sie zählen können; wenn ein Friede mit Spanien geschlossen werden solle, so müsse über Valtellin, Genua und wo möglich die Pfalz darin auf eine Weise entschieden werden, daß ein jeder von ihnen dabei seine Rechnung finde.

[1] Dieser Brief ist undatirt; nach allem Anschein muß er in den Mai 1625 gesetzt werden. Toute la difficulté de la paix consistera en deux choses: l'une est l'appetit de M. de Savoye qui voyant beau jeu aura de la peine à quitter les cartes, l'autre est l'affection et liaison que nous avons avec l'Angleterre qui nous feroit désirer que tout d'un coup on pût composer l'affaire du Palatinat . . . s'il ne se fait une paix générale, M. le duc de Bavière aura plus d'affaire qu'il ne saurait penser, c'est pourquoi conservant l'électorat en sa personne, comme cela est du tout nécessaire, je crois qu'il doit tempérer toutes les autres conditions. (Bei Avenel.)

Wir finden nicht, daß Pater Ezechieli viel bei dem Papst ausgerichtet hätte. Bald darauf erschien der päpstliche Nepote, Cardinal Franz Barberini in Frankreich, um den Frieden zu vermitteln; aber bei den Unterhandlungen darüber kam es zu keiner Verständigung. Der Papst ließ erklären, er könne Gewissens halber nicht zugeben, daß das katholische Valtellin unter die Herrschaft des ketzerischen Graubündten zurückkehre. Richelieu erwiederte: man dürfe doch auch nicht gestatten, daß die Unterthanen sich wegen Religionsverschiedenheit dem Gehorsam ihres legitimen Herrn entzögen. Er schlug vor, die Graubündtner und Valtelliner über ihre Differenzen ihre eigene Uebereinkunft schließen zu lassen; dann möge die Kirche nach ihrer Sitte dulden, was von diesen selbst bestimmt werde. Der Legat wies das nicht ganz von der Hand; aber er forderte, daß alsdann die Forts erst wieder an die päpstlichen Garnisonen überliefert würden. Richelieu fand, daß dieß dem Ruhm und der Größe seines Herrn nicht gemäß sei. So war auch Ludwig XIII. selbst gesinnt. Er sprach seine Verwunderung aus, daß Papst Urban VIII., der sein Emporkommen Heinrich IV., seinem Vater, und ihm selbst verdanke, jetzt so ganz und gar spanisch geworden sei: „aber ich", rief er aus, „bin weder bigott noch spanisch, und ich werde meine Sache, welche eine gute Sache ist, vertheidigen." [1]

Um die mannigfaltigen Gegenwirkungen, die aus einem so entschlossenen Ergreifen der französischen und weltlichen Interessen, im Widerspruche mit denen der allgemeinen Kirche, hervorgehen mußten, bestehen zu können, hielt Riechelieu für gut, seine politische Haltung durch die Beistimmung der angesehensten Männer des Landes, an deren eifrig katholischer Sinnesweise kein Zweifel aufkommen konnte, zu verstärken. Er berief eine Versammlung von Notablen, die am 29. September 1625 in einem der großen Säle von Fontainebleau zusammentrat.

[1] Aus der Depesche Lorkins vom 2—12. September 1625: que le Pape étoit tout à fait Espagnol; mais moi, je ne suis ni Espagnol ni bigot, et je defendrai ma cause, qui est bonne.

Man bezeichnete sie als das Generalconseil, zur Seite des gewöhnlichen geheimen Rathes, nicht viel anders, als wie sich in städtischen Republiken ein großer Rath um den engeren bildet. Es ging dabei sehr einfach zu: der König und die Königin-Mutter saßen; alle Anderen, Herzoge und Marschälle, Cardinäle und Bischöfe, Mitglieder der Parlamente, standen ohne bestimmte Rangordnung um sie her. Die Frage ward aufgeworfen, ob man den Vorschlägen des päpstlichen Legaten folgen solle oder nicht. Cardinal Sourdis sprach zu Gunsten der päpstlichen Politik; dann näherte sich Richelieu, der wegen seiner körperlichen Schwäche auf einer Bank an der Seite Platz genommen, gab zu erkennen, daß er anderer Meinung sei, und ergriff das Wort. Er entwickelte, daß, wenn der allerchristlichste König für die katholische Kirche sorgen müsse, er doch auch noch andere Pflichten gegen seine Verbündeten und gegen den Staat habe. Eine der vornehmsten sei, seine Reputation in der Welt aufrecht zu erhalten. Was könnte es einem Staate helfen, wenn er noch so groß und reich an Männern und an Vermögen sei, aber das Ansehen einbüße, welches andere einladen könne, sich ihm anzuschließen? Frankreich dürfe es niemals dahin kommen lassen. Der Sinn seiner Rede war, daß die Bundesverhältnisse, die man eingegangen, dem päpstlichen Widerspruche zum Trotz aufrecht erhalten werden müßten. Nach ihm haben noch einige Andere gesprochen: zu einer eigentlichen Abstimmung kam es nicht; aber man empfing den Eindruck, daß die Politik des Cardinals im Allgemeinen von allen Großwürdenträgern und den höchsten Beamten des Staates, auch den Vornehmsten des geistlichen Standes gebilligt werde; er konnte ohne officielles Hinderniß weiter darin fortschreiten.[1]

[1] Die Redaction dieser Rede, wie sie aus einem gedruckten Flugblatt in den Mercure français, Bd. XI, Seite 854 übergegangen und auch in den Memoiren eine Stelle gefunden, stammt ohne Zweifel von Richelieu selbst. Doch beweist das noch nicht ihre vollkommene Authenticität. Man sagt zuweilen Einiges, was man doch nicht gedruckt sehen mag. Aus den

Das Glück wollte ihm so wohl, daß seine Entwürfe gegen Soubise und seine Anhänger so eben vollkommen gelangen.

Als die holländischen Schiffe in jenen Gewässern erschienen, fragten die Bürger von Rochelle bei dem Befehlshaber derselben, Haultyn, an, ob er als Freund oder als Feind komme. Haultyn antwortete, er habe den Befehl, wenn Ludwig XIII. es fordere, gegen sie zu fechten; das sei der Auftrag, den ihm der Prinz von Oranien vor seinem Tode gegeben; denn Soubise und Rochelle seien allein Schuld daran, daß die Union, welche er seit dreißig Jahren gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Stande zu bringen gesucht habe, gestört werde.[1] Der englische Gesandte wiederholte das mit Vergnügen; denn eben so war auch er gesinnt.

Bei einem vereinzelten Zusammentreffen hatte Soubise einen kleinen Vortheil; als aber die holländischen und englischen Schiffe sich mit den französischen vereinigten, sah er sich genöthigt, von der Insel Rhé zu weichen: im Angesichte der Stadt erlitten die Rocheller eine Niederlage zur See. Das war nun die Verflechtung der Dinge, daß die maritime Macht der französischen Protestanten durch die Streitkräfte der Glaubensgenossen, unter deren Einflusse sie sich gebildet hatte, wieder zerstört wurde.

Zur See geschlagen und zu Land durch fortgesetzte Anfälle bedrängt, mußte Rochelle sich den übrigen Hugenotten beigesellen, die um Frieden baten.

Die streng katholische Partei drang darauf, vielmehr den Krieg bis zu ihrem vollen Verderben, was jetzt sehr möglich sei, fortzusetzen; so werde der König das Ungeheuer der Re-

Berichten des Nuntius bei Siri VI, 21 ergeben sich noch einige Momente, die in jener Redaction fehlen, die ich aber deßhalb nicht geradezu verwerfen möchte.

[1] Lorkin an Conway, 15. Juli: for they and they only traversed that union which he these thirty years together had been labouring to knitt against the common enemy. (Arch. z. London.)

bellion und der Ketzerei zugleich vernichten: er werde in Rochelle die Schlüssel aller anderen Städte finden; solle er gegen den Kaiser zurückstehen, der, bei weitem weniger mächtig, dennoch den Katholicismus in Böhmen hergestellt habe?[1]

Richelieu war jedoch nicht dieser Meinung. Er gesellte sich allerdings denen zu, welche das Verderben der Hugenotten wünschten: er bemerkte, daß von allen dem Gehorsam widerstrebenden Großen Rochelle immer als eine Citadelle der Rebellion betrachtet werde und der König noch nicht im Besitze der vollen Gewalt sei, solange es bestehe; aber er meinte, auch im Frieden lasse sich den Hugenotten beikommen; wolle man den Krieg zugleich gegen sie und die Spanier fortsetzen, so werde man nur den engsten Bund zwischen beiden veranlassen und am Ende genöthigt sein, den Hugenotten bessere Bedingungen als jetzt zu bewilligen.

War es doch auch damals sehr schwer, den Frieden mit ihnen zu Stande zu bringen, ihrer Niederlage zum Trotz.

Richelieu gewann es über sich, den englischen Gesandten, welche im Anfang des Jahres 1626 nach Paris kamen, die Erlaubniß und den Auftrag zu geben, mit den hugenottischen Deputirten zu unterhandeln. Durch englische Dazwischenkunft wurden diese in der That dahin gebracht, in den wichtigsten Punkten nachzugeben. Sie leisteten Verzicht auf Oleron und Rhé, waren bereit, einen königlichen Intendanten aufzunehmen und selbst das Bestehen des Forts Louis fürs erste sich gefallen zu lassen; nur forderten sie, da der König sich geneigt zeigte, ihnen für fortdauernden Gehorsam künftige Gnaden zuzusagen, daß die Schleifung des Forts Louis ganz ausdrücklich unter diesen Gnaden begriffen werde. Sie bestanden darauf auch deßhalb, weil sonst durch die unaufhörlich zu besorgende Störung der Handel von Rochelle die größten Nachtheile leiden würde. Zu den politischen und religiösen Motiven ihrer Hartnäckigkeit kamen diese Motive der mercantilen Existenz. Sie wollten nicht weichen.

[1] Remonstrances to the french king concerning the bloking up of Rochelle. (Arch. z. London.)

In diesem Augenblicke griff eine recht eigenthümlich französische Verflechtung der persönlichen Interessen mit den allgemeinen in die Verhandlungen ein. Der damals in Paris versammelte Clerus versprach dem König eine reiche Beisteuer, unter der Bedingung, daß er den Krieg gegen die Hugenotten entschlossen fortsetze. Cardinal la Rochefoucauld hatte den Auftrag, den König dazu zu ermahnen, und schon war die Stunde bestimmt, in welcher er eine Audienz zu diesem Zwecke haben sollte. Eine große Faction gab es, welche in demselben Gedanken lebte und webte. Die Königin-Mutter, hierin mit Richelieu noch gleichen Sinnes, ließ die Gesandten ersuchen, alles zu thun, um Rochelle zur Annahme der ihm gemachten Bedingungen zu vermögen; wenn es dieselben zurückweise, werde die andere Partei unfehlbar die Oberhand gewinnen.

Die englischen Gesandten riefen hierauf die Deputirten noch einmal zusammen, um ihnen zu sagen, daß nach einer ihnen gewordenen Mittheilung die königliche Erklärung in der That den Sinn haben solle, den sie wünschten, obwohl die Worte ihn nicht ganz deutlich aussprächen. Die königliche Erklärung lautete, daß sie durch Gehorsam und Dienste sich von dem Könige verschaffen könnten, was sie sonst nicht erwarten dürften, selbst in ihren dringendsten Angelegenheiten. Auf den Wunsch der Deputirten, eine authentische Interpretation dieser Worte zu erlangen, befragten die Gesandten die anwesenden Mitglieder der Regierung noch einmal über den Sinn derselben, und nach deren einstimmiger Aeußerung gaben sie den Deputirten von Rochelle die Versicherung, daß diese Worte sich auch auf die Schleifung des Forts Louis in einer schicklichen Zeit beziehen sollten. Hierauf nahmen die Deputirten den Frieden an, mit der Erklärung jedoch, sie würden sonst nie in das Bestehen des Forts Louis gewilligt haben.[1]

[1] Écrit donné par les Ambassadeurs d'Angleterre aux députés des églises, 11. Febr. Den ganzen Vorgang aber entnehme ich aus einer Depesche von Lord Holland und Carleton, 27. Jan. 1626.

Jene Audienz des Cardinals la Rochefoucauld war so lange aufgehalten worden, bis man zu diesem Ziele gekommen war; ohne Verzug wurden die Deputirten zu dem Könige geführt, dem sie die Unterwerfungserklärung machten, über welche man sich verständigt hatte. Er selbst sowie der ganze Hof zeigten eine außerordentliche Zufriedenheit darüber.

Wie zu dem Siege über die Marine von Rochelle, so trugen die Engländer auch zu dieser Unterwerfung das Meiste bei. Sie waren es hauptsächlich, welche durch das Eine und das Andere den inneren Frieden in Frankreich wiederherstellten.

Ihre Absicht war ganz allein, den Franzosen die Hände freizumachen, um an dem großen Kampfe, der in dem nächsten Jahre gegen die spanisch-österreichische Macht, namentlich auch in Deutschland geführt werden sollte, Theil nehmen zu können. Dazu schien alles sich anzuschicken. Schon finden wir einen Abgeordneten von Dänemark an dem Hofe, der auf die Zahlung der ihm versprochenen Subsidien dringt.

Wer vermag das Erstaunen zu ermessen, das die Gemüther ergriff, als in dem Augenblicke, wo man einen allgemeinen Angriff auf Spanien erwartete, die Nachricht erscholl, daß vielmehr der Friede zwischen Frankreich und Spanien geschlossen worden sei!

Richelieu hat damals so laut wie möglich erklärt und in seinen Memoiren auf das bestimmteste wiederholt, oft wiederholen lassen, daß das hinter seinem Rücken ohne sein Wissen geschehen sei.

Jene streng katholische Faction, welche den Frieden mit den Hugenotten zu verhindern sich vergebens bemüht hatte, wollte es doch nicht zu einem Kriege mit Spanien kommen lassen, der allen ihren Ideen und Sympathien entgegenlief. Richelieu war wohl mächtig, aber keineswegs mächtig genug, um sie zu beherrschen. „Ich weiß", heißt es in dem Brief eines der protestantischen Bewegung Geneigten, „daß er für die gute Sache ist, aber durch tausendfältige Eifersucht in seinen

Absichten gehindert wird. Rom und der ganze Clerus schreien gegen ihn; er weist beide mit standhaftem Muth zurück." Aus den eigenen Aeußerungen des Cardinals wissen wir, daß ihm das Achselzucken und Seufzen über den Gang seiner Regierung, das er um sich her wahrnahm, gefährlich erschien. Wie hätten nicht die Vorfechter der Ideen, welche seit dem Tode Heinrichs IV. vorgewaltet und so mannigfaltige Erfolge erfochten hatten, auch ihm gegenüber eine große Macht entwickeln sollen?

Den Cardinal zu stürzen, wovon allerdings die Rede gewesen ist, war bei seinem hohen persönlichen Ansehen nicht möglich; aber die Partei fühlte sich stark genug, um sich eine selbständige Einmischung in die Politik zu erlauben.

Als das Haupt derselben erscheint Pater Bérulle, der sich als Vertheidiger der ultramontanen Doctrinen gegen die Sorbonne einen gewissen Ruf verschafft hatte und auch bei der Königin, in deren Umgebung sich eine devote Gesellschaft zu bilden anfing, viel vermochte. Man bemerkte, daß Bérulle mitten in weltlichen Discussionen, wenn die religiöse Saite angeschlagen wurde, in eine Entzückung und geistliche Ekstase gerieth, welche ihn gegen alle anderen Dinge unempfindlich machte. Seine Seele schwelgte in der Idee einer allgemeinen Wiederherstellung des Katholicismus und dessen vollkommenem Triumphe, der sich ohne Frieden zwischen Frankreich und Spanien nicht denken ließ. Wenn er die Verheirathung der französischen Prinzessin nach England beförderte, so geschah das doch nur darum, weil er darin ein Moment der Wiedereinführung des katholischen Cultus auf der Insel erblickte. [1]

Dem schwärmerischen Theologen trat ein katholisch überzeugter Jurist zur Seite, Michel Marillac, der es nicht gerecht-

[1] Tabaraud (Histoire de Pierre de Bérulle), der Bérulle gegen jede Anklage vertheidigen zu müssen glaubt, um ihn zu einem tadellosen Charakter zu erheben, verwirft, was in den Memoiren von Richelieu, die er bereits kannte, vorkommt, nimmt aber an, was Levassor nach minder zuverlässiger Ueberlieferung meldet.

fertigt fand, daß man Valtellin dem ketzerischen Graubündten wieder unterwerfen wolle, und das Interesse, das sich an dieses Land knüpfe, für sehr unbedeutend erklärte, im Vergleich mit dem großen Interesse der Vertilgung der Ketzerei. Man müsse, sagte er, mit Spanien Frieden machen um jeden Preis, nicht wie man wolle, sondern wie man könne.

Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob die Königin in aller Form für sie gewonnen wurde. Konnte sich aber die Partei nicht mächtig genug fühlen, auch ohne die formelle Einwilligung der Fürstin eine Sache zu unternehmen, die im Ganzen und Großen doch nicht ihrem Sinne zuwiderlief?

Schon längst war man in Friedensunterhandlungen mit dem spanischen Hofe gewesen; eine Zeit lang waren sie unterbrochen worden: jetzt ließ Pater Bérulle dem in Spanien fungirenden Gesandten la Fargis, der in dieser Partei eine hohe Stellung einnahm, durch dessen Gemahlin die Weisung zugehen, er möge den Frieden zu Stande bringen, ohne weiteres; und so groß war das Ansehen Bérulle's, von dem man voraussetzte, daß er im Einverständnisse mit der Königin handle, daß der Gesandte dieser Weisung Folge leistete. Das Conseil des Königs, unter Richelieu in Verhandlungen von ganz entgegengesetzter Art begriffen, gerieth selbst nicht wenig in Erstaunen, als ihm plötzlich von la Fargis ein in aller Form bereits abgeschlossener Tractat zugeschickt wurde. Sollte er ihn annehmen oder nicht?

Das Conseil verwarf den Vertrag in seiner ersten Form und noch einmal in einer veränderten; aber es fand doch auch, daß dieselbe das Meiste von dem enthalte, was Frankreich gefordert hatte. Der Wortlaut war wenigstens, daß die Verhältnisse in Graubündten und Valtellin auf den Zustand zurückgeführt werden sollten, in welchem sie vor 1617, d. h. vor jenen gewaltsamen Uebergriffen der spanischen Macht, gewesen waren; die festen Plätze, die sie einst innegehabt, sollten weder ihnen, noch päpstlichen Truppen eingeräumt, vielmehr auf immer

geschleift werden, Graubündten seine Herrschaft über Valtellin zurückerhalten. Richelieu beklagt sich laut, daß der Gesandte seine Instructionen überschritten habe. Aber er weigerte sich nicht mit Entschiedenheit, ihn anzunehmen. Nicht im März, wie die Unterschrift lautet, noch zu Monson, sondern am 10. Mai 1626 zu Barcelona ist der Vertrag zu Stande gekommen.[1]

Was Richelieu zu Nachgiebigkeit bewog, war die allgemeine Gährung im Reiche, welche nur im Frieden beruhigt werden zu können schien.

[1] Die Berathung des Conseils hierüber ist nicht in den Memoiren; doch hat Siri, der für diesen Zeitpunkt besonders wohlunterrichtet ist, einen Auszug, che scoprivansi molti malcontenti e varie cabale — che il re colla pace di Spagna dissiperebbe i turbini et manterebbe altamente la sua autorità.

Fünftes Capitel.

Verschwörung Ornano's. Notablen von 1627.

Wohl konnte sich Richelieu rühmen, jenes Akrokorinth, durch das nach seiner Meinung die Freiheit von Europa in Fesseln geschlagen werden sollte, gesprengt und den Hugenotten die nachtheiligsten Bedingungen, die sie sich bisher hatten gefallen lassen, aufgenöthigt zu haben. Allein Herr und Meister des Schauplatzes war er noch mit nichten. Die Hugenotten hatte er nur dadurch zur Nachgiebigkeit bewogen, daß er das Unternehmen eines großen europäischen Krieges hervorkehrte, nur durch die thätige Dazwischenkunft der Abgeordneten einer fremden Macht. Der Friede mit Spanien war ihm von einer Partei auferlegt worden, die ihm nahe stand, aber, mit seinen vornehmsten Absichten keineswegs einverstanden, ihn auf dem Wege der Politik, den er einschlagen wollte und eingeschlagen hatte, gewaltig aufhielt. Alles war gegen ihn: auf der protestantischen Seite die, welche er angegriffen, und die, welche sich — sie zweifelten nicht, mit voller Absicht — durch ihn getäuscht sahen; auf der katholischen die italienischen Bundesgenossen, welche ihm den Abschluß des spanischen Friedens selbst dann nicht vergeben konnten, wenn er dazu genöthigt war; nicht weniger aber die Spanier, welche die ganze Gefahr ermaßen, welche seine Macht ihnen brachte.

Alle diese Antipathien fanden ihren Wiederhall in Frankreich, wo überdieß der Versuch, eine feste, in starker Hand concentrirte Gewalt zu bilden, der zu gelingen schien, feindselige Gährungen erwecken mußte. Wie hätten Diejenigen, welche

eine kräftige Monarchie entweder überhaupt nicht zu Stande kommen lassen, oder, wenn das ja nicht zu hindern war, an ihrer Verwaltung persönlich Antheil nehmen wollten, dem Emporkommen des Cardinals in engster Vereinigung mit dem König und der Königin-Mutter ruhig zusehen sollen?

Condé hatte noch keinen Augenblick darauf Verzicht geleistet, an den Hof zurückzukommen und die Stellung wiederzugewinnen, die er vor dem Frieden von Montpellier innegehabt hatte. In seine Bestrebungen mischten sich religiöse Tendenzen, wie denn die Königin, welche in ihm ihren besonderen Freund sah, während jener Unterhandlungen über das Fort Louis die englischen Gesandten wissen ließ, ein Mißlingen derselben werde leicht die Faction des Prinzen in Besitz der Gewalt bringen;[1] die vornehmste Absicht aber war doch auf die Wiedererwerbung der einst besessenen Autorität gerichtet; Condé ließ vernehmen, er wolle an den Hof zurückkommen, möge man ihn nun daselbst gern sehen oder nicht; der Cardinal, der ihn jetzt verachte, solle sich wundern, wenn er ihn, den Prinzen, plötzlich mächtiger sähe, als er selber sei. Er trug kein Bedenken, auch die Hugenotten zur Erneuerung ihrer Feindseligkeiten aufzufordern. Man findet Spuren, daß der junge Graf von Soissons sowie Epernon und sein Sohn mit ihm einverstanden waren; damals stand auch der Sohn Heinrichs IV., Vendôme, auf seiner Seite, der in seinem Gouvernement Bretagne sich keinen Eingriff, keine Beschränkung gefallen lassen wollte und die Meinung festhielt, daß ihm durch seine Gemahlin, die Tochter Mercoeurs, ein erbliches Recht auf diese Provinz zugefallen sei.[2] Während

[1] that her particular fortune in withstanding the Prince of Condé's faction hung upon this point. Schreiben vom 27. Febr. In einem Aufsatze Considerations touching France 1626 (ibid.) wird behauptet, daß „the princes of the blood and others of the last conspiration made this (die Schonung der Hugenotten) the colour of their designs."

[2] Lewis an Conway, 19. Juni, erwähnt „the pretensions, which Y. Ldsp. knows the duke of Vendome might have to Britanny by Madame de Mercoeur."

der ersten Monate des Jahres war der Hof von dunklen Anzeichen einer bevorstehenden Bewegung beunruhigt, der Cardinal selbst mehr als einmal gewarnt worden.

Wie sich aber die Gegner der geordneten Gewalt, ungelehrig, zu gehorchen, während der Minderjährigkeit an Condé selbst, später an die Königin-Mutter angeschlossen hatten, so wendeten sie jetzt ihre Augen auf den emporwachsenden Bruder des Königs, Gaston. Denn immer dahin ging ihr Gedanke, die dem Throne zunächststehende, einigermaßen berechtigte Persönlichkeit für sich zu haben. Da der König, von Natur kränklich und schwach, nicht auf langes Leben und, nach einigen Jahren einer unfruchtbaren Ehe, auch nicht auf Nachkommenschaft rechnen zu dürfen schien, so gelangte sein Bruder als präsumtiver Thronfolger zu um so größerer Bedeutung. Noch war dieser nichts für sich selbst, und wie lange sollte es dauern, ehe er etwas wurde! aber Andere suchten sich des Ansehens zu bedienen, das ihm seine Ansprüche gaben. Zuerst war es sein Gouverneur, der eben von Richelieu aus dem Gefängnisse befreite und seiner Stellung zurückgegebene Marschall Ornano, der sich vermaß, als das Haupt der Opposition am Hof aufzutreten. Ornano, von Herkunft ein Corse, vereinigte die äußere Ruhe und Feinheit des Italieners mit dem Ehrgeiz eines melancholischen, von südlicher Gluth erfüllten Temperaments. Man hat ihm Schuld gegeben, er habe den König stürzen, Gaston auf den Thron bringen, an dessen Stelle regieren wollen. Denn immer die weitaussehendsten Entwürfe setzt man in diesen Conflicten voraus; in Wahrheit findet sich nur, daß er dem Prinzen, der nun achtzehn Jahre alt geworden war, Sitz und Stimme im Conseil zu verschaffen dachte; die Einwirkung auf die Geschäfte, die daher entspringen konnte, wäre dann ihm zugefallen. Und schon die Möglichkeit, ein neues eigenberechtigtes Element in die Staatsverwaltung zu bringen, erweckte eine allgemeine Bewegung. Bei Ornano hatten Deageant und Modène, welche davon redeten, daß man Condé zurückrufen müsse, um

ihn der Königin entgegenzusetzen, vielen Einfluß; es war ganz im Sinne Condé's, wenn Ornano die Vermählung Gastons mit der Prinzessin von Montpensier, welche der König und die Königin wünschten, hintertrieb, obgleich dieß die reichste Erbin von Frankreich und zugleich eine der schönsten jungen Damen war, die man sehen konnte. Alles, was mißvergnügt war, schloß sich an ihn an, so im Lande, wie am Hofe; Männer und Frauen, die vornehmsten Damen, widmeten ihm eine persönliche Aufmerksamkeit, die ihm nicht wenig schmeichelte; als er einst erkrankte, besuchten sie ihn; zahlreich sah man sie um sein Bett her sitzen. Eine Zeit lang sah der Cardinal diesem Gähren und Treiben zu; auf die Länge ward es jedoch unerträglich. Der ruhige Schomberg selbst sagte dem Könige, man könne auf diese Weise nicht weiter leben; bei der nächsten Gelegenheit werde man eine große Faction losbrechen sehen; in Güte sei bei Ornano nichts auszurichten, man müsse sich seiner entledigen. Denn das war die gewöhnliche Waffe der französischen Verwaltung. Der König ward noch durch einen Zufall gegen Ornano gereizt. Der Hof befand sich in Fontainebleau, und man hatte dort den Geburtstag Gastons gefeiert: eines Tages begegnete Ornano dem Könige; obgleich er wußte, wie widerwärtig diesem seine Absicht, Gaston in das Conseil zu bringen, war, hielt er doch die Gelegenheit für zu günstig, denn der König begrüßte ihn mit Freundlichkeit, um nicht darauf zurückzukommen. Er sprach ihm von den trefflichen, des Hauses Bourbon würdigen Eigenschaften Gastons und den schädlichen Wirkungen, die ein längeres Verzögern seines Eintritts auf seine gute Gesinnung haben werde. Der König hielt die Ungeduld, die bei diesen Worten in ihm erwachte, zurück und sagte nur: er werde die Sache eher, als man denke, entscheiden. Drei Tage darauf wurde Ornano von dem Capitän der Garden gefangengenommen und nach Vincennes abgeführt.[1]

[1] Ich entnehme dieß sowie einiges andere aus einer handschriftlichen Lebensbeschreibung Ornano's: La Vie de Jean Baptiste d'Ornano, die

Niemand hatte von der neuen Verwaltung einen solchen Beweis durchfahrender Energie erwartet: wie von einem plötzlichen Donnerschlag erschreckt, hielt Alles an sich. Gaston stellte den Großsiegelbewahrer über das Vorgefallene zur Rede; dieser lehnte die Verantwortlichkeit ab. Richelieu dagegen, an den sich Gaston darauf wendete, übernahm dieselbe ohne Bedenken: der Unwille des Prinzen imponirte ihm nicht; er hatte kein Hehl, daß er es sei, der den Rath zur Gefangennehmung Ornano's gegeben hatte.

Damit war aber die Faction, die sich um denselben gebildet hatte, noch nicht unterdrückt; an ihrer Spitze erschienen jetzt die beiden natürlichen Brüder des Königs, der Herzog von Vendôme, Gouverneur von Bretagne, und der Großprior von Vendôme. Sie stellten es Gaston als eine politische Pflicht vor, Ornano zu befreien; er müsse die Minister des Königs lehren, größere Rücksicht auf seine Person zu nehmen. Alle Regungen der Autonomie sahen in ihm ihre Stütze. Der Herzog von Vendôme hat Gaston gesagt, man müsse den Cardinal erst durch Bitten, dann durch Drohungen umzustimmen suchen und, wenn das nichts helfe, Gewalt gegen ihn anwenden. Daß man ihn beseitigen müsse, davon ist wenigstens die Rede gewesen: denn nach ihm werde sich Niemand finden, der die königliche Gewalt so hoch erhebe.[1] Der Cardinal trug kein Bedenken, auch diese dem königlichen Hause so nahe verwandten Oberhäupter die Macht der Staatsgewalt, die er repräsentirte, empfinden zu lassen: sie wurden beide gefangen gesetzt und einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen.

zwar zu seiner Rechtfertigung geschrieben ist, aber namentlich da, wo die Parteiung nicht ins Spiel kommt, Glauben verdient. Sie fügt hinzu: dès qu'il luy eut fait cette courte réponse: Vous me faites plaisir, M. le Maréchal d'Ornano, j'y pourvoyray plutost que vous ne pensez pas, il retourna chez la R. M. en délibération d'effecteur à l'heure mesme sa parolle équivoque; mais elle modéra son émotion en luy représentant que ce seroit un peu précipiter les choses et qu'il falloit en conférer avec le Cardinal.

[1] Procès de Chalais. Londres 1781. S. 45. 97.

Aber das unglücklichste Geschick traf einen jungen Menschen, der fast zufällig in diese Sache verwickelt wurde. Henry de Talleyrand, Graf von Chalais, Maître de Garderobe — welche Stelle, denn auch die Bedienungen in der unmittelbarsten Umgebung des Königs wurden mit Geld erworben, seine Mutter um einen für ihre Umstände viel zu hohen Preis erkauft hatte, nur um ihn in der Nähe des Fürsten, mit dem er auferzogen war und von dessen Gnade er alles erwarten durfte, zu erhalten, — war vom Hof ausersehen worden und hatte sich anheischig gemacht, Gaston zur Unterwürfigkeit unter seinen Bruder, namentlich zur Einwilligung in jene Vermählung zu vermögen. Aber ganz das Gegentheil that er. Schon an sich liegt etwas Gefährliches darin, auf irgend eine Weise mit einer Faction in Berührung zu kommen, die von den ersten Männern des Landes unterstützt wird. Bei Chalais kam der Einfluß einer geistreichen und verführerischen Frau hinzu: Marie de Rohan, Wittwe von Luynes, damals Herzogin von Chevreuse. Sie war auf das engste mit Ornano verbunden und konnte als die vornehmste Begründerin der Partei, die sich um ihn bildete und die ihn dann zu befreien suchte, betrachtet werden. Mit Vergnügen sah sie den blühenden und hoffnungsvollen jungen Mann in ihre Netze gehen und gewann ihn für ihre Absichten. Statt den ihm gegebenen Auftrag zu vollziehen, bestärkte Chalais den Prinzen in seiner Abneigung gegen die Vermählung und traf Anstalten, die Entfernung desselben vom Hofe möglich zu machen, worauf eine Bewegung zu seinen Gunsten in Paris und in den Provinzen erfolgen werde. Das Gerücht breitete sich aus, er habe den König selbst umbringen wollen; er habe schon das Messer gezeigt, das ihm dazu dienen solle: „indem er ihm am Morgen das Hemd reiche, werde er ihn verwunden; seine Freunde, in das Gemach stürzend, würden dann das Uebrige thun." Wenn der König und der Cardinal den nächsten Erben schonen mußten, so gab es doch für die, welche sich mit ihm in verrätherische Verbindung eingelassen hatten, keine Gnade;

Chalais mußte den Taumel der Liebe und die wahnsinnigen Entwürfe des Ehrgeizes, in die er sich gestürzt hatte, mit dem Leben büßen.[1] Wie war der armen Mutter zu Muthe, die auf diese Nachricht herbeieilte, als sie den Sohn, der die Freude und Hoffnung ihres Lebens ausgemacht, für den sie die Bedingungen ihrer eigenen Existenz überschritten hatte, eines Attentates gegen seinen Herrn und König beschuldigt und schuldig erachtet, auf dem Schaffot endigen sah!

Ornano ist in dem Gefängniß ohne Zweifel an einer natürlichen Krankheit gestorben:[2] die Vendômes sind nach einiger Zeit wieder freigelassen worden: Condé ergriff den günstigen Moment, um sich mit dem Cardinal in ein gutes Verhältniß zu setzen.

Ueberhaupt konnten alle diese Versuche zu nichts anderem führen, als zu der Befestigung dessen, auf dessen Sturz es dabei abgesehen gewesen war. Auf ein Entlassungsgesuch, das der Cardinal in der Mitte des Sturmes einreichte, empfing er eine abschlägliche Antwort in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, mit den genugthuendsten Zusicherungen. Denn nicht allein die Unentbehrlichkeit seiner Dienste war darin anerkannt, sondern auf das stärkste war ihm zugesagt, daß keinerlei Verleumdung ihm jemals

[1] Wie eine nach Deutschland gekommene Nachricht sagt, ut simulatque audissent primum vulnus a se inflictum esse regi, quod mane in cubiculo subuculam ei porrigendo se facturum pollicebatur catervatim irrumpentes communibus viribus regem contunderent. Vgl. Procès p. 171—180. Der spanische Gesandte Mirabel behauptet in seiner Depesche vom 1. Nov. 1626, daß der Graf von Soissons, der venetianische und holländische Gesandte, hauptsächlich aber der Gesandte von Savoyen in dieser Sache compromittirt seien: Louvigni habe versichert, daß ihm Chalais das Messer gezeigt habe, mit welchem er den König tödten wolle; der Herzog von Orleans perhorrescire, daß man ihm Mitwissenschaft zuschreibe; er dringe selbst auf die Bestrafung von Chalais.

[2] Vgl. die Briefe des Königs, des Cardinals und der Königin-Mutter in den Procès p. 230. Die Vie d'Ornano sagt: Il commença de ressentir son mal au 10 de juillet et le porta jusques au 23 août, que la rétention de l'urine avec un peu de fièvre luy cousant des vapeurs, qui montaient au cerveau, il reconnut qu'il tendoit à la fin.

schaden solle. Der König verspricht, wie er das schon bisher gethan habe, so auch in Zukunft ihm die zu nennen, welche feindliche Gesinnungen gegen ihn verrathen würden. Der Cardinal erzählte mit besonderem Vergnügen, daß die Antwort von der Königin-Mutter und dem Könige gemeinschaftlich verfaßt worden sei.

Auch noch andere Unterstützungen der Politik, wie sie sich in seinem Kopfe immer mehr ausbildete, gewann Richelieu in diesen Unruhen. Es war ein Moment in der Geschichte der Monarchie in Frankreich, daß die Stände von Bretagne den König ersuchten, ihnen niemals einen Gouverneur zu geben, der von den alten Herzogen des Landes abstamme; [1] der reine Royalismus erschien auch in dieser altaristokratischen Provinz überwiegend. Gegen die Ansprüche, welche die ultramontane Doctrin der unbedingten Autorität des Königthums entgegensetzte, wie sie damals in dem berufenen Buche Santarels hervortraten, worin dem Papstthum das Recht vindicirt wurde, Könige und Kaiser von der Kirchengemeinschaft auszuschließen und ihre Absetzung auszusprechen, nicht allein wegen großer Vergehen, sondern auch, wenn sie unfähig seien und die öffentliche Wohlfahrt das fordere, fand Richelieu Beistand in der Sorbonne und dem Parlament. Aber noch eines allgemeiner anerkannten Rückhaltes bedurfte er für die Pläne, mit denen er sich trug. Um sich einen solchen zu verschaffen, berief er gegen Ende des Jahres 1626 eine Notablenversammlung, denn das war jetzt die beliebte Form öffentlicher Berathungen, nach Paris. Der hohe Adel und die Geistlichkeit waren darin sehr unvollständig vertreten, die Herzoge überhaupt gar nicht erschienen; die Mehrzahl der Versammlung bestand aus den Räthen der Parlamente und der anderen souveränen Höfe, überhaupt aus Mitgliedern des höhern Bürgerstandes. Sehr bemerkenswerth, daß eine für eine spätere große Versammlung so unend-

[1] Brienne, Mém. I, 431.

lich wichtig gewordene Frage, ob man nach Köpfen oder nach Ständen stimmen solle, schon damals auftauchte, obgleich sie noch nicht im Sinne des dritten Standes entschieden wurde. Aber auch ohnedieß brachte die Zusammensetzung der Notablen ein unbezweifeltes Uebergewicht der populären und zwar monarchisch-populären Tendenzen hervor. Diese Versammlung verlangte vor allen Dingen eine Verringerung der Pensionen, die eben den Mächtigsten zu Gute kamen, und zwar um die bedeutende Summe von fünf Millionen, deren Wegfall ein jeder von ihnen empfunden haben würde: sie wollte keine Festungen mehr in ihren Händen lassen, sie forderte die Schleifung aller festen Plätze, die nicht zu unmittelbarer Vertheidigung des Reiches nothwendig seien. Was man von dem umfassenden Sturm erzählt, der hierauf in allen französischen Provinzen gegen die festen Schlösser begonnen habe, mag übertrieben sein; aber alles, was in diesem Sinne geschah, entsprach der Stimmung des Volkes. Eben dieß hätten die aufgeregten Bürgerschaften noch zuletzt in der Zeit der Ligue gefordert. Die Notablen fügten hinzu, Niemand solle Geschütz besitzen oder gießen lassen dürfen ohne Erlaubniß der Krone. Der Grundsatz brach sich Bahn, daß die bewaffnete Macht allein in den Händen des Königs sein müsse. Richelieu forderte die Aufstellung eines stehenden Heeres von 20,000 Mann;[1] den Zweck desselben hat man gleich damals nicht allein in den auswärtigen Krieg, sondern vornehmlich in die Sicherung der öffentlichen Ruhe und die Befestigung des königlichen Ansehens gesetzt. Nur darüber hat man gestritten, wie viel die Provinzen zu den Kosten beizutragen haben würden; über die Sache selbst findet sich kein Widerspruch.[2] Eigentlich nur in Einem

[1] Wie es Vialart ausdrückt, das Heer sei bestimmt gewesen, tant pour la seureté du repos public, que pour l'affermissement de l'autorité royale et pour tenir les étrangers dans la retenue qu'ils doivent avoir.

[2] Girardet, Journal de l'Assemblée des Notables convoquée à Paris 1626: Le Jeudi 11 Février 1627 a esté longuement et jusqu'à une heure opiné sur le dit article de l'entretenement des dits 2000

Punkte haben die Notablen die Vorschläge Richelieu's verworfen; das ist jedoch eben der, in welchem er mit ihnen am meisten einverstanden war. Wenn er den Antrag stellte, daß die Strafe des Ungehorsams nicht weiter als bis zum Verlust der Stellen gehen solle, so meinte er das ohne Zweifel nicht ernstlich; Milde gegen Widersetzliche war überhaupt nicht in seiner Seele; er wollte die Sache nur in einer schicklichen Form zur Sprache bringen. Die Versammlung that ihm den Gefallen, seinen Vorschlag zu verwerfen; sie setzte fest, daß jede bewaffnete Erhebung gegen den König, auf die bloße Kundbarkeit der Thatsache hin, also ohne richterliche Untersuchung, mit Amtsentsetzung und, wenn das Verbrechen nachgewiesen sei, an Leib und Gut gestraft werden solle. So vollkommen schlossen sich die Notablen den Ideen des Ministers an; sie billigten in der That sein ganzes System, sie waren nicht allein höchst royalistisch, sondern ministeriell.

Richelieu versprach ihnen, das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme herzustellen; dazu aber, daß dieß durch eine Verringerung der ersten geschehen solle, machte er keine Hoffnung; die öffentliche Treue, sagte er, dürfe man nicht verletzen; in dem Credit liege eine unerschöpfliche Hülfsquelle; auf Ersparnisse an den Bedürfnissen des Staates auch nur zu denken, sei ein Verbrechen; es gebe einen Aufwand in öffentlichen Dingen, über den sich Frankreich freuen müsse. Denn alle Kräfte des Landes zusammenzunehmen und zur Macht zu entwickeln, war sein Sinn.

Besonders auf die Nothwendigkeit, dieß in Bezug auf die Seemacht zu thun, lenkte er die Aufmerksamkeit der Notablen.

Vorlängst empfanden es patriotische Franzosen schmerzlich, daß ihr Land zur See so wenig mächtig sei. Bretagne allein, sagten sie, biete mehr sichere Buchten und Häfen dar als ganz Spanien; die Normandie erzeuge treffliche Seeleute; in der Pro-

chevaux et 18000 hommes de pied. Tous sont demeurés d'accord de faire le dit entretenement. Mém. pour l'Histoire du Card. Richelieu par le S. Aubéry I. p. 596.

vence finde man beides, ein zur Seefahrt einladendes Gestade und unternehmende Menschen; dennoch vermöge Frankreich weder im Ocean noch in dem Mittelmeere das Geringste. Dort waren sie vor den Engländern und Holländern zurückgewichen und sahen sich dafür nicht allein in der Seefahrt, sondern auch in dem Fischfange benachtheiligt. Hier war noch Franz I. mit stattlichem Geschwader erschienen; aber im Jahre 1600 mußte die neue Königin mit einer fremden Galeere aus Toskana herübergebracht werden. Wohl hatte hierauf Heinrich IV. auch diesen Zweig ins Auge gefaßt; wir berührten, was er in Marseille that, und zuweilen unterhielt er die fremden Gesandten damit, was er noch an der einen sowohl wie der anderen Küste einzurichten beabsichtige; die Venetianer bemerken den eigenthümlichen Bau seiner Galeeren, des Mannes, der „alles sah und alles bedachte". Nach seinem Tod aber gerieth die begonnene Einrichtung wieder in Verfall, die Seeräuber wurden wieder Meister der See und gewissermaßen der Küste; man stellte dem Könige Ludwig vor, wie viel das Reich dadurch an Schiffen und ihrer Ladung, die man nehme, an Menschen, die man raube, und ihrem Lösegelde verliere, und welch einen großen Gewinn seine Unterthanen, welchen Vortheil seine eigenen Kassen erwarten dürften, wenn er durch seebeherrschende Flotten dem Verkehre Sicherheit verschaffe. Auf beides, Handel und Krieg, waren nun die Bemühungen des Cardinals gerichtet, der eben in dieser Epoche sich zum Großmeister, Oberintendanten und Reformator des Handels von Frankreich ernennen, die Rechte der beiden Admirale sich übertragen ließ. Die Notablen billigten auf seinen Vorschlag: erstens, daß sich Frankreich bewaffne, um des Meeres an seinen Küsten Herr zu werden, sodann, daß eine Compagnie für den Handel eingerichtet werde. Der Erfolg hat gezeigt, mit welcher Energie Richelieu Hand an das Werk legte.

Nach dem Tode von Lesdiguières hatte Richelieu auch die Würde eines Connetable, an welche sich so viele persönliche Rechte

knüpften, unbesetzt gelassen. Luynes hatte sie selbst angenommen, aber nicht, ohne sich damit sehr gegründetem Tadel auszusetzen; bei weitem besser war es ohne Zweifel, ihre Befugnisse der Summe der höchsten Gewalt hinzuzufügen. Die Notablen billigten dieß nicht allein, sondern drangen darauf, daß in Bezug auf die übrigen großen Kronämter dasselbe geschehe.

Die öffentliche Gewalt mußte aus den Händen der Privatpersonen, in die sie übergegangen war, gleichsam wieder zurückgenommen werden, wenn sie der allgemeinen Wohlfahrt dienen sollte. Die ganze Tragweite dieses Gedankens ermaß man damals vielleicht nicht; aber ihn so weit auszuführen, als es der vorliegende Mißbrauch nothwendig machte, dazu war der Minister mit der Beistimmung der Versammelten entschlossen. Sieger in den inneren Stürmen, hielt er die Regierung nunmehr fest in den Händen; er war schon furchtbar, aber noch populär, und zu weiteren Kämpfen gerüstet und fertig. Man mußte nun sehen, wohin sich diese gewaltige Kraft zunächst richten würde.

Sechstes Capitel.

Krieg gegen England und Rochelle.

Als die Hugenotten im Jahre 1624 zur Erneuerung ihres Krieges schritten, hielten sie dafür, daß auch ein unglücklicher Gang desselben sie dießmal nicht verderben könne, da die Verbindung des Königs Ludwig mit ihren Glaubensgenossen ihnen zu statten kommen müsse.

Darin täuschten sie sich insofern, als holländische sowie englische Fahrzeuge dazu hergegeben wurden, um sie zu unterwerfen; die englischen Gesandten drängten sie zu einem Frieden, den sie sonst nicht angenommen hätten. Aber eben in dieser Dazwischenkunft eröffnete sich ihnen eine neue große Aussicht. Sie bemerkten, nie sei von ihrer Partei ein in einzelnen Punkten nachtheiligerer Vertrag eingegangen worden, aber doch zugleich niemals ein im Ganzen vortheilhafterer; denn jetzt sei ihnen ein gesetzlicher Grund gegeben, von dem Könige von England Hülfe zu erwarten und mit dessen Ministern in Verbindung zu treten. [1]

Bei den Einwohnern von Rochelle war es nun schon dahin gekommen, daß sie keine Gnade noch Gerechtigkeit mehr von ihrem König erwarteten. Die Erinnerung erwachte in ihnen, daß sie vor Jahrhunderten selbst unter englischer Herrschaft gestanden, und fast meinten sie, was sie jetzt leiden müßten, sei

[1] that they never had a better treaty for the general because they might now lawfully expect assistance from H. M. a justificy have recurs to his ministers. Desp. 27 Jan. 1626.

eine Strafe für ihren damaligen Abfall. Bereits gegen Ende des Jahres 1625 hat sich eine Deputation von Rochelle in aller Form an den König von England gewendet, „als ein ausgezeichnetes Glied der Kirche Gottes auf Erden,“ um die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Freiheiten, die bei ihrem Fürsten nicht gesichert sei, bei ihm zu suchen, und, wenn er sie unterstütze, ihm zugesagt, ohne seine Einwilligung keinen Frieden anzunehmen.[1]

Man erkennt den klugen und in die Ferne schauenden Cardinal kaum wieder, wenn er den englischen Gesandten zu deren eigener Verwunderung gestattete, in die Unterhandlungen einzugreifen. Hätte er doch wirklich sie zu täuschen gedacht? Oder glaubte er mit England so gut zu stehen, daß er aus dieser Dazwischenkunft keine Unannehmlichkeit zu besorgen brauche? Vor allem kam es ihm ohne Zweifel darauf an, sich durch ihre Vermittlung aus den inneren und äußeren Verlegenheiten jener Tage zu retten.

Die damals verabredeten Friedensbedingungen wurden sehr schlecht beobachtet. Die Truppen blieben in ihren Verschanzungen und verwüsteten das Gebiet der Stadt: an der Rhede lagen, mit neuen Angriffen drohend, die Kriegsfahrzeuge. An die Schleifung des Forts Saint-Louis war so wenig zu denken, daß vielmehr auf der Insel Rhé einige für Rochelle gefährliche Punkte, besonders Saint-Martin, neu befestigt wurden. Hierüber wendete sich die Stadt im März 1626 in dringender Beschwerde an den König von England, dessen Wort und Wunsch sie allein bewogen habe, den Frieden anzunehmen. Carl I. wies die Verpflichtung, für die Ausführung des Friedens zu sorgen, mit nichten von sich: denn allerdings sei derselbe von ihm durch die Person seiner Gesandten vermittelt worden. Sollte

[1] Mémoires et instructions pour Mr. de Herbières, Salberi et Goyer, députés de la ville de la Rochelle vers le S^{me} roi de la Gr. Bretagne. Unterzeichnet David, maire et capitain de la ville de la Rochelle.

Frankreich, so heißt es in seiner Antwort, die Ausführung der gemachten Zusagen verweigern, so werde er sich mit seiner ganzen Macht dafür verwenden, er werde im Nothfalle seine Gesandten aus Frankreich zurückziehen.

Denn auch in England war man durch alles, was seitdem geschehen, tief verstimmt.

In Folge der französischen Unruhen war die ganze Combination gescheitert, durch welche man eine durchgreifende Veränderung in der Lage von Europa zu bewirken gedacht hatte. Der König von Dänemark und der Graf von Mansfeld wurden bei weitem nicht in dem Maße unterstützt, als man ihnen zugesagt hatte und als es nothwendig gewesen wäre. Der erste unterlag dem krieggeübten Heere der Ligue, der andere der von Wallenstein rasch zusammengerafften und gut geführten Soldateska. Man hatte gehofft, das obere und südwestliche Deutschland von der österreichisch-liguistischen Uebermacht zu befreien. Statt dessen ward auch das niedere und nordöstliche diesseit und jenseit der Elbe von der siegreichen katholischen Macht überfluthet, der Protestantismus in den Ländern seines Ursprungs und seiner ersten Siege mit dem Verderben bedroht.

In England selbst führte die Vermählung, von der man die engste Vereinigung erwartet hatte, zu widrigen Irrungen. Die junge Königin ward von ihrer Umgebung veranlaßt, ihre katholischen Gefühle und ihren französischen Patriotismus auf eine Weise zu äußern, daß darüber in dem Hause und der Umgebung des Königs die unangenehmsten Entzweiungen ausbrachen. Zuerst entfernten die Engländer den französischen Gesandten Blainville, nicht etwa, wie es in dem Schreiben des Staatssecretärs heißt, weil er sich als Förderer des Papismus aufstelle: denn so viel Achtung genieße er nicht, um gefährlich zu sein; die Ursache sei, daß er Zwietracht zwischen König und Königin säe und Dinge vornehme, wie kein Gesetz der Nation und kein Völkerrecht es erlaube. Aber immer weiter gingen diese Mißhelligkeiten, bis man in England sich veranlaßt sah

— ohne daß Recht und Unrecht immer genau zu unterscheiden wären — den ganzen Hofhalt der Königin nach Frankreich zurückzuschicken, was denn hier als ein Bruch der eingegangenen Verträge betrachtet ward.

Einen unerwarteten Grund dieser Zerwürfnisse giebt Richelieu an. Er behauptet, sie seien von seinen persönlichen einheimischen Gegnern angeschürt und so weit getrieben worden, um ihm, der als der vornehmste Beförderer der englischen Heirath galt, durch die schlechten Erfolge derselben Unannehmlichkeiten zu machen und sie zu seinem Sturze zu benutzen.

Der Partei, welche den letzten Frieden mit Spanien geschlossen, traute man in England die weitesten Pläne zu: die Absicht, die reformirte Religion in Frankreich auszurotten, England durch Trennung von Holland und einen Angriff auf seine Seemacht zu schwächen; aber man urtheilte, England dürfe das nicht geschehen lassen; den Franzosen dürfe es nicht gestatten, Rochelle zu unterwerfen; da König Carl I. den letzten Frieden zu Stande gebracht habe, so erfordere seine Ehre, daß derselbe ausgeführt und aufrecht erhalten werde. Zunächst müsse man mit Soubise unterhandeln, durch diesen Rochelle veranlassen, den König zu Hülfe zu rufen, endlich Rohan und mit ihm die ganze hugenottische Corporation an sich ziehen. [1]

Man glaubte, geheimen Umtrieben der Franzosen, so in England wie in Schottland und Irland, auf die Spur zu kommen: eine allgemeine Aufregung brachten die auf die Herstellung der Seemacht in Frankreich gerichteten Entwürfe, die in der Versammlung der Notablen zu Tage kamen, hervor.

Jene Partei, welche den Frieden von Barcelona herbeigeführt und dadurch einen so großen Umschwung in den allgemeinen Angelegenheiten zum Verderben des Protestantismus bewirkt hatte, trug sich in der That mit dem Plane, die Gunst des Moments zu einer Unternehmung gegen England zu benutzen,

[1] Considerations touching France Oct. 1626. (Archiv zu Lond.)

in welchem sie die vornehmste Burg des Protestantismus erblickte. Pater Bérulle unterhielt den König von Frankreich und die durch die Unbill, welche ihre Tochter erfahren, besonders aufgeregte Königin-Mutter in vertrauten Gesprächen nicht allein von dem Wünschenswerthen einer solchen Unternehmung, sondern auch von ihrer Ausführbarkeit; er meinte, es werde ein Leichtes sein, die englische Flotte in ihren Stationen an der Küste zu verbrennen. Seine Aufforderungen, welche zugleich weltklug und fromm lauteten, wurden von Rom her mit eifriger Anmahnung unterstützt. Der Papst hat gesagt, Carl I. sei nicht werth, die englische Krone zu tragen. Nicht vor Gott als ein Ketzer und nicht vor den Menschen als ein Wortbrüchiger. Er hat den alten merowingischen Childebert, der einst religiöse Bedrängnisse, die seine Schwester von ihrem Gemahl, einem westgothischen König, erlitt, durch einen Kriegszug rächte, dem Könige Ludwig XIII. zum Muster aufgestellt. In den Jahren 1627 und 1628 ist dann viel über eine gemeinschaftliche Unternehmung der Franzosen und Spanier gegen England unterhandelt worden. Man hat die Anzahl der Schiffe festgesetzt, welche die eine und die andere Macht aufzubringen habe; der Herzog von Guise sollte dabei eine Rolle übernehmen, wie sie sein Vater und sein Großvater sich gewünscht hatten; er sollte die Flotte, der kriegberühmte Spinola die Landungstruppen befehligen; die Mächte sollten vor allem jede einen festen Platz in Besitz nehmen und dann die Erneuerung des Katholicismus aus aller Kraft befördern. Die Franzosen sprachen von einer Abzweigung von Irland, das dem Papst unterworfen werden sollte; die Spanier, denen alles an der Erhaltung ihrer Stellung in der Pfalz lag, haben den höchst außerordentlichen Gedanken geäußert, das pfälzische Haus, das dann katholisch werden müsse, für seine Verluste in Deutschland durch den englischen Thron zu entschädigen.

Wir finden nicht, ob die Engländer von diesen Entwürfen bestimmte Notiz hatten; aber daß etwas gegen sie im Werke

war, haben sie allerdings gewußt; sie hörten unter anderem, der Papst habe, wenn es gegen sie zum Kriege komme, den beiden Königen seine Hülfe zugesagt. [1] Sollten aber die Mächte auch nicht so weit gehen, so lag doch eine Verletzung aller englischen Interessen vor Augen.

In einer an den Herzog von Buckingham gerichteten Instruction sagt König Carl I., seine Kriegserklärung gegen Spanien habe alle seine Feinde angeregt, Pläne gegen ihn zu schmieden; den Freunden selbst, die ihn zu jenem Entschlusse getrieben, sei sie zum Anlasse geworden, seine Rechte zu beeinträchtigen, seine Verbündeten zu verderben, die Religion, deren Beschützer er sei, anzugreifen; darum habe er den Entschluß gefaßt, unter dem Schilde Gottes sich zu vertheidigen: und wie die vornehmste Absicht seiner Feinde und schlechten Freunde dahin gehe, Großbritannien der Seeherrschaft zu entsetzen, die es seit undenklichen Zeiten ausübe, so sei er dagegen nicht gemeint, zu dulden, daß der König von Frankreich seine Monarchie über den Ocean ausdehne, zum Nachtheil des freien Handels; schon habe derselbe seine Feindseligkeiten gegen Rochelle begonnen; er, der König von England, sei willens, den Ort zu unterstützen.

Dazu fühlte sich der Mann, mit dessen Rathe der König alle seine Geschäfte verwaltete, der Herzog von Buckingham, auch durch seine persönlichen Verhältnisse angetrieben. Es war ein Punkt der Anklagen, die das englische Parlament, in welchem die protestantischen Sympathien das Uebergewicht hatten, gegen ihn erhob, daß er englische Schiffe gegen Rochelle hergegeben und dann mit allen seinen Unterhandlungen dieser glaubensverwandten Stadt doch keinen haltbaren Frieden zu verschaffen gewußt habe. Buckingham, dessen ganze Politik auf die Erhaltung eines Einverständnisses zwischen England und Frankreich zielte, faßte den Gedanken, sich selbst als Gesandter über den

[1] Gourdon, Advertisement from Spain and France, Juli 1627.

Canal zu begeben, um ein solches herzustellen. Er mochte sich nach Frankreich gezogen fühlen; denn er hatte einst daselbst geglänzt und einen Eindruck gemacht, an den auch nur sich zu erinnern ihm schmeichelte; aber die Hauptsache war doch, daß er durch sein Wort und seine Einwirkung eine Aenderung in den daselbst gegen die Hugenotten ergriffenen Maßregeln zu bewirken dachte. In Frankreich aber wollte man ihn nicht wieder sehen.[1] Die Königin-Mutter war am meisten gegen ihn. Man fürchtete nicht allein seine Intriguen, sondern man wollte ihm auch die Gelegenheit nicht geben, sich durch Beschützung der Hugenotten eine festere Stellung in England selbst zu verschaffen. Hierdurch in tiefster Seele beleidigt und mit Rachgier erfüllt, hauptsächlich gegen Richelieu, wiewohl dieser keine Schuld hatte, zugleich die Nothwendigkeit fühlend, den widerstrebenden Geist der englischen Communen durch irgend eine glänzende Handlung zu versöhnen, überdieß von Natur des kecksten Selbstvertrauens voll, warf sich Buckingham, nachdem er schon mit Spanien gebrochen hatte, auch gegen Frankreich in offenen Krieg.

Im Juli 1627 erschien er mit einer Flotte von hundert Segeln in den Gewässern von Bretagne, landete auf der Insel Rhé und schickte sich an, die vornehmste der beiden vor kurzem erst dort errichteten Festungen, Saint-Martin, anzugreifen. Fragt man, was ihn bewog, gerade dahin seinen Lauf zu richten, so war es die Betrachtung, daß diese Insel, wenn sie einmal erobert sei, mit Engländern besetzt, durch die maritime Uebermacht Englands leicht behauptet werden könne und alsdann gegen Spanien wie gegen Frankreich den trefflichsten Angriffspunkt dar-

[1] Bouquinquant avoit le désir extrême de faire un voyage en France et que le Roy eust agréable que son Maistre l'envoyast en ambassade vers luy. Le Cardinal conseilloit au Roy de le permettre et de tirer advantage pour ses affaires de l'extravagance de cet insensé. Le Maréchal de Schomberg estoit de mesme advis, auquel la Reyne mère s'opposa avec une invincible fermeté. Response au Libelle intitulé: très humble, très véritable et très importante Remonstrance au Roy 1632. Recueil de diverses Pièces p. 623.

biete:[1] man würde die beiden Mächte durch fortdauernde eigene Gefahr beschäftigen und sie von allen Versuchen auf England zurückhalten. Für die Hugenotten mußte nach den übernommenen Verpflichtungen schlechterdings etwas gethan werden: unaufhörlich bedrängt, wie sie waren, wie hätten sie nicht, durch die Aussicht auf Hülfe wieder zu den Waffen zu greifen bewogen werden sollen? Buckinghams Gedanke war, ihnen entweder einen festen Frieden zu erkämpfen, wofür denn auch die Rückgabe von Rhé kein zu hoher Preis gewesen sein würde, oder, wenn sich Frankreich nicht dazu bequeme, sich ihrer gegen diese Macht eben so zu bedienen, wie sie sich der Holländer gegen Spanien bedient habe. Rohan versichert, dießmal seien die Engländer nicht von ihm aufgefordert worden, sondern er von den Engländern; erst nach ihrer Landung auf der Insel habe er seine Glaubensgenossen in Languedoc und den Cevennen, für die es dieses Stachels bedurft habe, in die Waffen gerufen. — Den Einwohnern von Rochelle, bei denen Soubise nicht ohne Schwierigkeit Eingang fand, ließ Buckingham ankündigen: da Frankreich alle Rücksicht auf die geschlossenen Verträge hintansetze, so biete ihnen der König von England seinen mächtigen Beistand an und fordere sie auf, die Waffen zu ergreifen, ihre Freiheit wiederzuerwerben; würden sie diese Gelegenheit nicht benutzen, so würde derselbe sich aller Verbindlichkeit gegen sie erledigt achten.[2]

Eine höchst bedeutende Stellung war es doch, die Buckingham einen Augenblick einnahm. Er schien bestimmt zu sein, die Verluste, welche der Protestantismus im Norden und Osten erlitten, im westlichen Europa wieder gutzumachen. Er würde sich dadurch nicht allein selbst in Ansehen gesetzt, sondern auch in England den monarchischen Ideen wieder festeren Grund und

[1] Herbert de Cherbourg: Expeditio in Ream insulam, S. 8: „Et Gallum obterere Hispanumque ex vicinia illa cohibere potuit."

[2] Harangue de Becker, d. i. Sir William Beecher, im Mercure français XIII, 807.

Boden verschafft haben: um mit der vereinigten Kraft des Königs und der Nation den beiden großen Monarchien die Spitze zu bieten, die Marine von Frankreich in ihrem Keime zu ersticken, dem dort vorwaltenden Minister, welcher der Welt gefährlich zu werden drohte, Einhalt zu thun, oder ihn zu stürzen.

Im Anblick der fortdauernden Gährung, die dessen Emporkommen veranlaßte, schien dieß erreichbar zu sein. Montmorency hatte sich nach Languedoc zurückgezogen, und man wollte wissen, er unterhandle mit Rohan; Guise, in seiner levantischen Admiralswürde bedroht, war mit Richelieu zerfallen; in Bordeaux sah man den Adel in großer Zahl sich um Epernon schaaren; der Herzog von Orleans sprach sich nur mit heftigem Widerwillen über Richelieu aus; den ersten Anfang zu einer Bewegung gegen ihn sollte der Graf von Soissons machen, der sich damals in Lothringen aufhielt und von Savoyen auf diesem Wege vorwärts getrieben wurde. Vor allem mit Savoyen war Buckingham einverstanden und rechnete auf entgegenkommende Bewegungen von jener Seite. Rohan ist der Meinung, wenn ihm sein Unternehmen nur einigermaßen gelungen wäre, so würde eine innere Staatsveränderung durch den Sturz des Cardinals erfolgt sein.

Noch leuchteten die Gestirne Richelieu's und Buckinghams in gleichem Glanze, und man konnte nicht wissen, welches von dem anderen verdunkelt werden, ob Richelieu der französischen Aristokratie, oder Buckingham dem englischen Parlament erliegen, wer von beiden seinem Fürsten oder seinem Lande die größten Dienste leisten würde. Aber schon hatte, wenn wir bei dem Bilde bleiben dürfen, der Stern Buckinghams seine höchste Höhe erreicht; Richelieu's Gestirn, diesem bereits gleich, war noch im Aufsteigen begriffen.

Auf eine sonderbare Weise, zugleich großartig und bizarr, wurde die Lage Richelieu's dadurch, daß in dem Augenblicke, wo die englische Feindseligkeit so unerwartet losbrach und alles gethan werden mußte, um sie abzuwehren, König Ludwig XIII.

in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel. Richelieu durfte den Kranken nicht verlassen, um nicht einem fremden, wahrscheinlich widerwärtigen Einflusse Raum zu geben; auch er selbst durfte, um die Krankheit nicht zu verschlimmern, von den Ereignissen des Tages nichts sagen: seine Worte, ja seine Mienen beherrschend, mußte er doch mit nichts anderem beschäftigt sein; er mußte alles, was geschehen sollte, anordnen und leiten und zwar mit unbedingtem Befehl, gleich als ob der König in voller Thätigkeit sei, in dessen Namen, aber ohne seine Autorisation. Er war sich bewußt, daß er eine ungeheuere Verantwortlichkeit auf sich lud, daß ein kleines Unglück, ein Zufall ihn auf immer ruiniren konnte; aber er mußte es darauf wagen. Sein ganzes Dasein schwankte nun einmal zwischen plötzlichem Verderben und einer Einwirkung auf die Welt, die ihr das Gepräge seines Geistes aufdrücken sollte.

Von Rochelle aus wurde der Vorschlag gemacht, daß die Regierung das Fort Saint-Louis, wie sie versprochen habe, schleifen möge; dann werde Buckingham die Insel verlassen und der Friede wieder hergestellt werden. Im Conseil von Frankreich gab es eine Stimme für die Annahme dieses Vorschlags: denn unmöglich könne sich die französische Marine mit der englischen messen; beharre die Krone auf ihrem Sinne, so laufe sie Gefahr, die Wechselfälle des alten englischen Krieges wieder über sich hereinzuziehen. Wenn aber Richelieu über das Verhältniß zu England jemals geschwankt hat, so war er damals unerschütterlich. Unterhandlungen durch den Gesandten konnte er gestatten; aber Nachgiebigkeit, durch offene Waffen erzwungen, würde den König von England zum Protector der Hugenotten gemacht haben. Richelieu besorgte, auch die katholischen Großen würden sich dann demselben anschließen und Ludwig XIII. alles Ansehen verlieren: nie dürfe ein Fürst zulassen, daß man ihm Mangel an Herz in gefährlichen Umständen vorzuwerfen habe.

Buckingham erschien vor Saint-Martin keineswegs nachlässig; Briefe aus dem Lager können nicht genug rühmen, wie

muthig er sich jeder Gefahr aussetze, wie sorgfältig er die geringsten Bedürfnisse einzelner Soldaten zu befriedigen suche, und wie zugänglich für Alle, wie einsichtsvoll im Rath er sich zeige;[1] nur zu einer Unternehmung, wie diese, reichte sein Kriegstalent nicht hin; man hat immer gefunden, daß er dem Feinde nicht rasch noch entschlossen genug zu Leibe gegangen sei; vorsichtigen Kriegsräthen folgend, sah er sich in kurzem dahin gebracht, alles von dem Mangel an Lebensmitteln zu erwarten, welcher mit der Zeit eintreten und den tapferen Befehlshaber Toiras zur Capitulation nöthigen werde. In der That gerieth dieser in die größte Verlegenheit, und ein Tag der Uebergabe war für den äußersten Fall bereits festgesetzt. Aber indeß hatte Richelieu auch aus der Ferne alle Streitkräfte der aquitanischen Küste zu vereinigen gewußt, eine Flottille von großen Barken, Flieboots, Traversins, Pinassen und anderen, unter den starken Armen baskischer Ruderer für diese Meere besonders geeigneten Fahrzeugen an den Sables von Olonne zusammengebracht und mit ausreichenden Vorräthen an Lebensmitteln und Munition versehen;[2] dieser gelang es, unter den zusammentreffenden Vortheilen der Meeresfluthung und des günstigen Windes, den Vorkehrungen der Engländer zum Troß bis in den Bereich der Citadelle zu gelangen und die schon verzweifelnde Besatzung zu erfrischen. Hierauf wechselten die Stimmungen: die Vertheidiger faßten Muth, die Freudigkeit der Belagerer setzte sich in Unmuth um, alle verlangten nach Hause. Angeregt von seinen französischen Freunden, hielt Buckingham den Abzug noch einen Augenblick auf; er entschloß sich sogar noch zu einem Sturme, den er aber besser nicht unternommen hätte; unter verdoppelten Gefahren und Verlusten, denn indeß waren

[1] De Vic an Lord Conway: Hardwicke papers II, 23.

[2] Relation du siége de la Rochelle; archives curieus. II, v. 67 Auch der dem Cardinal abgünstige Biograph von Toiras, Baudier (Histoire du maréchal de Toiras, 1644, p. 75), rühmt das Verdienst desselben hierbei.

neue französische Hülfsvölker gelandet, welche die Abziehenden höchlich belästigten, schiffte sich Buckingham Mitte November wieder ein. In England empfing ihn lautes Mißvergnügen über die schlechte Ehre, welche man bei der Unternehmung eingelegt, die ungeheueren Kosten an Geld, den Verlust an Menschen, den sie verursacht habe.[1] Hauptsächlich dem Führer gab man die Schuld. Nicht ohne Besorgniß sah sich das Land den Feindseligkeiten der beiden großen Mächte ausgesetzt, welche die weise Politik der Königin Elisabeth immer auseinandergehalten und jetzt ein allzukeckes Selbstvertrauen auf einmal provocirt hatte.

Was aber sollten die französischen Reformirten sagen, die nun größtentheils wieder zu den Waffen gegriffen hatten, in Languedoc und den Cevennen, sowie in Rochelle, und jetzt sich selber überlassen blieben?

Der letzte Grund des Mißlingens, auch abgesehen von persönlichen Fehlern oder Unfähigkeiten, lag doch darin, daß England, zumal in den beginnenden inneren Zerwürfnissen, nicht stark genug war, die seebeherrschende Stellung einzunehmen, nach der es trachtete.

Dagegen trat nun, nach der Zurückweisung der Engländer, für das französische Königthum der Augenblick ein, den entscheidenden Schlag gegen Rochelle zu führen.

Mit geistlicher Salbung verwendete Bérulle seinen ganzen Einfluß im Rathe des Königs und der Königin dafür. Er erzählte wohl, vor einigen Jahren habe er sich einmal in Rochelle aufgehalten; indem er in der Kirche betete, habe ihn ein plötzliches Gefühl, in welchem er eine Erleuchtung, eine Art von Eingebung sah, ergriffen, daß dieß Unternehmen nur gewagt werden müsse, um zu gelingen. Er hat immer behauptet, daß er es hauptsächlich gewesen sei, der den Beschluß dazu hervorgerufen habe. Eben das war der große Vortheil des Katholicismus in der Verflechtung der Dinge, wie sie sich jetzt gestaltet hatten,

[1] Mead an Stuteville, Ellis Letters III, 251.

daß seine Interessen mit denen der Krone nach innen und nach außen zusammenfielen. Jedermann wußte, daß die Partei der Reformirten, dieses Rochelle, wo der Ungehorsam die Farbe der Loyalität annahm, die geheimen Sympathien eines Theiles der Aristokratie für sich habe. Die letzten Ereignisse zeigten, welche Entwürfe bald die Spanier, bald auch die Engländer an die Selbständigkeit dieser Stadt knüpften. Richelieu rief aus, der König sei nicht wahrhaft König von Frankreich, so lange er Rochelle noch nicht innehabe; wenn er es aber überwältige, so werde er der größte Fürst der Christenheit und der Schiedsrichter von Europa sein.

Die Schwierigkeiten des Unternehmens verbarg man sich nicht. Man fand, daß sie besonders in drei Dingen bestanden: den starken Befestigungen, welche die damalige Belagerungskunst zu überwältigen verzweifelte, der Hartnäckigkeit der Einwohner, die für alles kämpften, was ihnen theuer war, ihre municipalen Rechte, ihre mercantile Weltstellung und ihre Religion, in ihrer Lage am Meere, das ihnen jeden Augenblick Unterstützung und Mittel des Lebens wie der Vertheidigung, namentlich von England her, zuführen konnte.

Richelieu stellte ein Heer von 30,000 Mann vor den Mauern der Stadt auf, über das er selbst den obersten Befehl führte; zu einer eigentlichen Belagerung aber schritt er nicht. Man hat ein paar Mal eine Ueberraschung versucht, aber keine Laufgräben eröffnet, keine Minen gegraben, keinen Sturm gewagt. Circumvallationen konnte man sich ersparen, da man von außen keinen Feind zu erwarten hatte; es war genug an einer Contrevallationslinie, welche eine Anzahl Forts, die man um die Stadt her errichtet hatte, mit einander verband und sich in einer Ausdehnung von vielleicht drei Lieues, von einer Küste des Meerbusens bis zur anderen erstreckte. Alles kam darauf an, ob man diesen selbst zu schließen im Stande sein würde. Dann ließ sich ein glücklicher Erfolg um so eher erwarten, da ein großer Theil der dort für den Nothfall angesammelten Vorräthe den Engländern bei ihrer Anwesenheit überlassen und noch nicht

ersetzt worden war.[1] Und sollte es in der That unmöglich sein, den Fluthen des Meeres ihre freie Bewegung zu nehmen? Man erinnerte sich, denn man liebte, die Studien des Alterthums praktisch werden zu lassen, wie einst Alexander die Insel Tyrus vermittelst eines Dammes eroberte, den er auf Meeres Grunde von dem festen Lande nach der Insel zog. In neueren Zeiten, in den letzten Jahren selbst vor Rochelle, war etwas Aehnliches versucht worden. Ein italienischer Kriegsbaumeister, Pompeo Targione, der hierbei beschäftigt gewesen, ward aufs neue von Richelieu herbeigezogen; aber er scheint die Gewalt der Fluthen, welche seine kunstreichen Vorrichtungen zu bestehen hatten, nicht gehörig erwogen zu haben. Ein Pariser Architekt, Clément Metezeau, in Vereinigung mit einem geschickten Steinmetzen, rieth die Errichtung eines einfachen Steindammes an und wußte diesen Vorschlag in einem Kriegsrath, in den ihn Richelieu einführte, so gut zu begründen, daß man ihn annahm. Ende November 1627 legte man Hand ans Werk. Von beiden Seiten der Küsten ward ein Bau ins Meer geworfen, der zusammen bei achthalbhundert Toisen betrug, aus ungeheuren Quadern von Saintonge, mächtigem Pfahlwerk, Bruchsteinen; wo die Tiefe und Fluth der Gewässer den Bau unmöglich machten, versenkte man eine Anzahl Fahrzeuge, mit Steinen beschwert, in den Grund und sperrte die Einfahrt durch mannigfaltige Vorkehrungen.[2] Richelieu war mit angebornem Eifer und Ehrgeiz bei der Sache. Es machte ihm ein großartiges Vergnügen, mit der Natur und den Elementen zu ringen; aber er wußte auch, daß sein Glück davon abhing. Seine Feinde hofften auf seinen Sturz, wenn die Belagerung mißlinge.

[1] In einer Rede, die Grammont dem Cardinal in den Mund legt, erscheint als ein Motiv der Unternehmung, daß Rochelle durch die Anwesenheit der Engländer von Lebensmitteln entblößt worden sei. Exhausit Buckinghamus omnem frumenti vim et quicquid in urbe comestibile, durante Martinianae arcis obsidione, pretio conducto in castra sua traduxit Anglus. (Hist. Galliae Lib. VIII. p. 765 sq.)

[2] Georgius Rivellus, de Rupella ter obsessa p. 243.

Der Clerus, der eben zu Fontenay=le=Comte beisammen war, votirte ihm die unentbehrlichen Subsidien; die Küste lieferte die Materialien; die Arme zur Arbeit fand er in dem versammelten Heere. Im Mai 1628 war man mit dem Bau ziemlich zu Stande; der Schade, den ein großer Sturm verursachte, ward ohne Verzug wieder gut gemacht.

Die Engländer vergaßen nicht ganz, wozu sie durch alte und neue Verträge verpflichtet waren. Im Mai 1628 erschien eine Flottille von Kriegsfahrzeugen und Lastschiffen, um Lebensmittel nach Rochelle zu werfen; aber an dieser durch eine zahlreiche Kriegsflotte vertheidigten Wehr prallte sie zurück, der Führer glaubte nicht das Unmögliche versuchen zu sollen.[1]

Auch unter der Aufregung, welche das Erscheinen und das Verschwinden dieser Hoffnung und die immerfort anwachsende Noth in den Bürgern hervorbrachten, wußte der in seiner Gesinnung unerschütterliche Maire, Jean Guiton, Unterordnung und Kriegsmuth zu erhalten. Die Erzählung, er habe bei seiner Installation seinen Dolch auf die Tafel gelegt und jedem den Tod gedroht, der von Unterwerfung rede, mag unbegründet sein;[2] aber wahr ist, daß er eine sich allmählich erhebende, auf Unterwerfung dringende Partei mit Gewalt im Zaume hielt und dafür in steter Gefahr schwebte: nur mit dem Pistol in der Hand und von sechs handfesten Männern umgeben, wagte er noch, sich zu zeigen. Seine Augen hatte er mit unerschütterlicher Hoffnung auf England gerichtet.

Da aber waren die Gemüther in der wildesten Gährung begriffen. Eben als Buckingham sich anschickte, den Kampf

[1] Wie man von ihnen dachte, zeigen die Briefe von Leclerq an die Infantin im Brüsseler Archiv. G. B. 1628, 26. October. Les Anglais auroient pu faire un peu d'avantage à la Rochelle, et en autres endroits grande diversion sans demeurer coy si poltronnement près de la Rochelle.

[2] Sie ist von Levassor; in den ausführlichen Tagebüchern von Mervault und Colin finden sie sich nicht. Arçère II, 305.

persönlich wieder aufzunehmen und sich mit der Flotte nach Rochelle einzuschiffen, ward er zu Portsmouth von einem fanatischen Puritaner ermordet.

Noch einmal, im September 1628, zeigte sich ein englisches Geschwader, mit allen zu einem Unternehmen gegen den Wasserbau nöthigen Werkzeugen ausgerüstet, vor Rochelle. Dreimal hat es sich zum Angriff angeschickt; aber der Befehlshaber klagt, daß ihm von Capitänen seiner Schiffe Widerstreben und Fahrlässigkeit bewiesen worden sei; sie sind später sämmtlich vor ein Kriegsgericht gestellt worden.[1] Auch diese letzte Hoffnung der Bürger von Rochelle scheiterte. Die entsetzliche, ohne alle Aussicht auf Abhülfe anwachsende Hungersnoth ließ ihnen dann keine Wahl: sie mußten sich unterwerfen. Es erschien schon als Gnade, daß der König ihre Unterwerfung annahm. An Bedingungen durften sie nicht denken; nur den Rathschlägen und der Mäßigung Richelieu's hatten sie zu danken, daß ihnen der Besitz ihrer Güter und die freie Ausübung der Religion gelassen wurde.

Bei dem feierlichen Einzug am Allerheiligentage 1628 sah man die drei Marschälle der Armee, Angoulême, Bassompierre und Schomberg, eine Reihe bilden; hinter ihnen schritt der Cardinal einher, denn er hatte Niemand, der sich ihm gleichstellen konnte, hinter ihm der König. Die Privilegien der Stadt wurden cassirt, ihre Güter zu den königlichen Domänen geschlagen, ihre Mauern geschleift; der katholische Gottesdienst nahm wieder eine bevorzugte Stellung ein. Mit der protestantisch municipalen Existenz dieser Stadt war es auf immer vorbei.

Als hierauf der König Ludwig gegen Weihnachten in Paris

[1] The captains of the leading ships, the masters of the fire ships, the commanders of the ships, who carried the water engines — all performed not their duties according to the instructions given by the generals — to the dishonour of H. Maj. The report of the conseil of war. (Archiv zu London.)

einzog, erblickte man auf allen Plätzen große Bilder, in welchen die Niederlage von Rochelle und die Schmach der Engländer dargestellt wurden; denn zugleich als einen großen Sieg über England betrachteten die Franzosen diese Erfolge. Unter der Königin Elisabeth, so hörte man sie sagen, sei England allerdings furchtbar gewesen: jetzt aber sei die wilde Bestie gezähmt; man führe sie, wohin man wolle. [1]

[1] Lettre de Paris, 23 Dcbr.: que cy-devant l'Angleterre étoit une mauvaise bête, mais qu'elle est maintenant bridée.

Siebentes Capitel.

Feldzüge in Italien und in Languedoc.

Der natürliche Fortgang der Dinge schien es mit sich zu bringen, daß nun die im Kampf erstarkte Kraft des Siegers die Besiegten weiter verfolgen und zu verderben suchen werde. Konnte man nicht auch in Frankreich zu einer vollkommenen Wiederherstellung des alten kirchlichen Zustandes schreiten, wie eine solche so eben in den österreichischen Erblanden und in Böhmen durchgeführt wurde? Denn welchen Widerstand waren wohl die Protestanten noch zu leisten fähig, nachdem ihr vornehmstes Bollwerk gefallen war? Der Genius des Jahrhunderts schien ihren vollen Ruin zu fordern. Und luden nicht die steigenden Zerwürfnisse in England zu dem Versuch ein, den letzten Angriff jenseit des Meeres zu rächen und die mit Spanien verabredeten Entwürfe wirklich auszuführen?

So durchaus kirchlicher Natur waren nun aber die Absichten des Cardinals einmal nicht: den besiegten Hugenotten gewährte er Religionsfreiheit; mit den Engländern knüpfte er Friedensunterhandlungen an; seine Seele dürstete darnach, auf den Weg zurückzukehren, von dem ihn fremder Einfluß und die Macht der Faction weggedrängt hatten, und den großen Wettstreit mit Spanien wiederaufzunehmen. Ein neues italienisches Zerwürfniß gab ihm dazu die dringendste Veranlassung.

Jene Gonzaga von Mantua und Montferrat, die, noch vor kurzem durch den König von Spanien geschützt, diesem anhingen, waren ausgestorben; von allen geheimen und offenen Gegnern

Spaniens unterstützt, hatte sich hierauf die in Frankreich vorlängst angesiedelte Linie Nevers-Gonzaga, wie ihr denn die Erbfolge unzweifelhaft zukam, in den Besitz der Lande gesetzt. Dagegen erklärten sich jedoch, durch die Mißtrauen und üblen Willen verrathende Art und Weise, wie es vollzogen ward, beleidigt, die Höfe von Wien und Madrid; der Kaiser als oberster Lehnsherr, dem noch andere Ansprüche auf die Erbfolge vorgetragen worden, sprach die Sequestration aus; die Spanier trafen Anstalt, sie geltend zu machen. Vornehmlich lag ihnen daran, Montferrat, in welchem Lande sie eine Vormauer für Mailand sahen, nicht in die Hände eines kriegskundigen, unternehmenden, französisch gesinnten Fürsten gerathen zu lassen.[1] Wenn sie früher den Herzog von Savoyen mit aller Macht von diesem Lande abzuhalten gesucht hatten, so vereinten sie sich jetzt zur Eroberung desselben mit ihm. Während Carl Emanuel sich in Besitz von Trino, Alba, San Damiano, überhaupt der ihm am nächsten und bequemsten gelegenen Bezirke setzte, erhob sich der Governator von Mailand, Don Gonzalez, um Nizza, Aqui und vor allen Casale, in das der neue Herzog von Mantua eine kleine Truppenschaar geworfen hatte, zu erobern. Wahrscheinlich meinten sie, daß der zwischen Frankreich und England ausgebrochene Krieg, in welchem das erste sogar spanischer Hülfe bedurfte und um dieselbe gebeten hatte, und der Einfluß der Königin-Mutter, welche in Nevers-Gonzaga einen Gegner sah und dem Schwiegervater ihrer Tochter eine Gebietsvergrößerung, die ihn für Frankreich nicht gefährlich machen konnte, gern gegönnt hätte, eine ernstliche Einmischung Frankreichs in diese Angelegenheiten verhindern werde. Dieses Unternehmen konnte nun aber nicht anders als die größte Bewegung erregen. Es schmälerte dem Könige von Spanien und dem

[1] Albizi, Bericht über die Verhandlungen des Nuntius Cesare Monti in Spanien: „da che s'imaginavano, di dover stare in continuo sospetto di novità in quello stato per le antiche pretensioni che vi ha la corona di Francia.“ (Bibl. Corsini zu Rom.)

Kaiser, der sich daran betheiligte, den Ruf von Gerechtigkeit, dessen sie sich bis dahin erfreuten. Den italienischen Staaten, die noch ein Gefühl ihrer alten Unabhängigkeit bewahrten, vor allen den Venetianern und dem Papst Urban VIII., welcher der Sinnesweise seines Vorgängers Clemens folgte, schien es unerträglich, daß die spanische Autorität, deren Druck sie fühlten, sich nicht allein erhalten, sondern erweitern sollte. Während der Belagerung von Rochelle waren doch die Blicke unaufhörlich auch auf Casale gerichtet. Richelieu ließ den leitenden Minister von Spanien, den Grafen Olivarez, erinnern, nicht so gewaltsam gegen einen Vasallen des Königs von Frankreich zu verfahren, dessen Ansprüche von den Rechtskundigen begründet gefunden worden, und denselben nicht zu veranlassen, die Hülfe von Frankreich nachzusuchen, die ihm nicht würde versagt werden können. Aber Olivarez wollte von keinem Stillstande hören, ehe nicht Casale eine spanische Besatzung aufgenommen habe; er erwiderte dem Cardinal, möge Frankreich thun, was es wolle, auch Spanien besitze noch Mittel zum Widerstande sowie zum Angriff. Als Rochelle gefallen, während Casale sich noch hielt, hätten die Spanier vielleicht einen Austrag angenommen: schon zeigten sie sich um vieles gefügiger; jetzt aber war Richelieu entschlossen, die Sache durch die Waffen zu entscheiden. Eine bessere Gelegenheit konnte er nicht finden, um die spanische Autorität in Italien zu brechen und die französische zu erneuern. Ergriffe man sie nicht, so würden, meinte er, die Spanier in Italien auf immer Herren bleiben, ihre dortige Macht mit der deutschen des Hauses Oesterreich vereinigen, selbst die Schweiz sich nach und nach dienstbar machen, den leicht beweglichen Herzog von Savoyen auf ihrer Seite festhalten, weiter und weiter um sich greifen.

Durch den glänzenden Sieg, der eine Frucht seiner Beharrlichkeit war, ermuthigt, faßte Richelieu die großartigsten Pläne, wie für das Innere — noch einmal nahm er sich vor, nicht allein Große und Kleine zum Gehorsam zu bringen, die

Parlamente zu beschränken, sondern auch das Volk zu erleichtern, wobei er doch die Einkünfte um die Hälfte zu vermehren im Stande sei, — so hauptsächlich nach außen. Er stellte seinem Könige vor, wie er die Schweiz, vielleicht durch die Besitznahme von Neufchatel, im Zaume halten, in Deutschland, nach dem Elsaß vordringend, sich ein Thor öffnen könne, vor allem, daß er in Italien den Spaniern unverzüglich entgegentreten müsse. Nach der Eroberung von Rochelle sogleich zu einer anderen Unternehmung schreiten, über die Alpen gehen, in einer Jahreszeit, wo ein Anderer im Felde zu erscheinen sich bedenke, ohne Rücksicht auf den noch ununterworfenen inneren Feind, das sei eine Handlung, welche die Thaten der alten Römer übertreffe.

Diesem inneren Feinde, den noch unbesiegten Hugenotten des südlichen Frankreichs, kam das italienische Vorhaben des Cardinals zunächst zu statten.

Von jenen drei großen Bollwerken des französischen Protestantismus waren zwei gefallen. Béarn und Rochelle; aber das dritte, die Cevennen, hielt sich noch. Auf der Tapferkeit der Bewohner dieser Berge, die sich ihren ersten Ruhm im Kampfe für die französische Krone gegen die Engländer verdient hatten, so gut wie Rochelle, beruhte es hauptsächlich, daß das südliche Frankreich, wie in den Jahren 1621, 1622, so auch 1627, 1628 nicht hatte unterworfen werden können. Schon Coligny hatte sich ihrer trefflich bedient; Rohan war hauptsächlich auf sie angewiesen. Von den Cevennen her erstreckte sich ein ansehnliches Gebiet, dessen er Herr und Meister war, über Vivarais, durch die beiden Languedoc bis nach Foix. Mit Freuden sahen Rohan und seine Freunde den Cardinal die Straße nach Italien einschlagen: einmal, weil er einen Krieg unternehme, der ihn auf lange Zeit beschäftigen müsse, sodann, weil Spanien nun vollends kein Bedenken tragen würde, mit ihnen förmlich in Bund zu treten. Von Savoyen her unterstützt, begab sich ein Abgeordneter Rohans, Clauzel, nach Spanien. Bei den Verabredungen, die er traf, herrschte merkwürdiger

Weise die Voraussetzung vor, daß es Rohan gelingen könne, sich in dem südlichen Frankreich selbständig zu machen und einen Staat zu bilden: [1] für diesen Fall verpflichtete er sich zu voller Toleranz gegen die Katholiken. Die Hauptsache ist, daß ihm Spanien ansehnliche Subsidien versprach.

Man versäumte nicht, den König von Frankreich auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, auf die er bei dem Uebergang über die Alpen stoßen werde, und wie leicht könne er sich indeß die Spanier in sein Reich ziehen! Aber in Ludwig XIII. lebte etwas von dem Unternehmungsgeiste seines Vaters: an Krieg und Waffenthaten fand er natürliches Wohlgefallen; ohne viele Mühe riß ihn der Cardinal, dessen Rathschläge zuletzt von hohem Glück begleitet gewesen waren, mit sich fort.

Auch dießmal führte eine kurze Anstrengung zu glänzendem Erfolge.

In Spanien, wo sich alles in den herkömmlichen Formen bewegte und der Hof in Buenretiro in geistvoller Geselligkeit, dem Besuche des eben damals durch unvergleichliche Talente gehobenen Theaters den Genuß des Lebens fand, hatte man keinen Begriff davon, daß ein König von Frankreich in strengem Winter über die Alpen gehen und einen Krieg für eine Sache, die nicht die seine war, unternehmen könne; man wollte es nicht glauben. Als es sich nicht mehr leugnen ließ, überlegte man wohl, ob nicht auch Philipp IV. sich nach Oberitalien begeben solle, um seinen Schwager gleichsam in seinem Hause zu empfangen.

Mitte Februar 1629 war Ludwig XIII. in Grenoble; am 1. März überstieg er den Mont-Genèvre. Herzog Carl Emanuel hatte den Gebirgsweg nach Susa durch ein paar starke Barricaden verlegt; er unterhandelte fortwährend, aber seine Unterhandlungen schienen nur dazu dienen zu sollen, den König

[1] Cas advenant, que ceux du parti se puissent cantonner et former un état. Art. 3 des Tractates. Mercure français 15, 461.

so lange aufzuhalten, bis Casale genommen sei. Da die Franzosen hörten, daß dieses in äußerster Gefahr schwebe, entschlossen sie sich, 6. März, zu unverzüglichem Angriff. Sehr eigenthümlich war die Gestalt ihres Unternehmens. Vor den versammelten Schaaren ward die Messe celebrirt; die Soldaten wurden ermahnt, ihrem Könige zum Dienste Gottes und der Gerechtigkeit zu folgen; dieser selbst und seine Großen nahmen das Sacrament aus der Hand des Cardinals; dann schritt man zum Sturm wie zu einem festlichen Tanze; im ersten Anlauf wurden die Barricaden genommen.[1]

Es war wieder das Werk eines Augenblicks, wie dort am Pont de Cé, und ebenso entscheidend; nur eben einer Berührung der entgegengesetzten Streitkräfte bedurfte es, um das Uebergewicht des Stärkeren zur Erscheinung zu bringen.

Der König besetzte Susa; Herzog Carl Emanuel mußte sich anheischig machen, den Entsatz von Casale zu unterstützen, aber schon war das nicht mehr erforderlich. In Ausdrücken, welche gleichsam ein ehrerbietiges Zurücktreten athmeten — in Madrid fand man sie nicht ganz angemessen — kündigte der spanische Befehlshaber dem König an, daß er die Belagerung von Casale aufhebe. Ludwig XIII. fühlte sich glorreich: er glaubte eine große That ausgeführt zu haben. „Wir haben hier,“ schreibt er am 19. April an seine Mutter, „die Gesandten von Venedig, Florenz, Mantua und Genua bei uns, die alle gekommen sind, um mir für die Sorge, die ich für Italien getragen habe, zu danken. Die Venetianer haben die Ligue ebenso, wie ich wünschte, unterzeichnet.“ Diese Ligue hatte zum Zweck, die italienischen Fürsten vor ähnlichen Uebergriffen, wie der letzte Einmarsch in Montferrat gewesen sei, sicherzustellen und ihre Kräfte gegen Spanien zu vereinigen. Der Herzog von Savoyen unterzeichnete sie, so schwer es ihm wurde.

[1] Ich entnehme diese Notiz aus dem Negotiato di Cesare Monti, Mscr. der Bibl. Corsini in Rom.

Man forderte Richelieu auf, das begonnene Werk zu vollenden und auf Mailand loszugehen, das ihm nicht werde widerstehen können; aber in seinem Geiste war eben so viel Umsicht wie Kühnheit; ehe er einen Schritt weiter that, war es unerläßlich, den inneren Feind zu dämpfen, den er nicht einen Augenblick länger sich selbst überlassen durfte.

Wie bald sah sich Rohan in den Hoffnungen betrogen, die er auf die italienischen Verwickelungen und sein gutes Verhältniß zur spanischen Krone gesetzt hatte! Vielmehr brachte eben dieß die völlige Unhaltbarkeit seiner Stellung in der Welt an den Tag.

Was schon im Jahr 1624 empfunden worden war, daß die politische Macht der Hugenotten in Frankreich und ihr Gegensatz gegen ihren König den Interessen der großen protestantischen und antispanischen Partei in Europa entgegenliefen, ward jetzt eine bewußte Ueberzeugung. Sollte dieser das Dasein unabhängiger Fürsten und namentlich der protestantischen Staaten und Kirchen bedrohenden Macht Einhalt gethan werden, so konnte es nur dadurch geschehen, daß Frankreich freie Hand bekam und nicht jeden Augenblick innere Unruhen zu befürchten brauchte. Nur so schien das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt werden zu können.

Dieß war die Rücksicht, welche die Gesandten der Republik Venedig, die dabei ein so besonderes Interesse hatte, hervorkehrten, wenn sie sich, eigens hierzu beauftragt, auf das eifrigste bemühten, den Frieden zwischen England und Frankreich herzustellen.[1] Sie vermochten Carl I. zuerst zu dem Versprechen, die italienische Unternehmung des Königs von Frankreichs nicht stören zu wollen: eben als diese glücklich vollendet wurde, brachten sie den Frieden zu Stande. Beide Theile traten von ihrer bisherigen Politik einen Schritt zurück. Der Cardinal

[1] Zorzo Zorzi rühmte diese Erfolge in seiner Relation: Ho proposto e persuaso il passagio del monti al re. Ho incaminato il trattato della pace fra il Chr^{mo} et Inghilterra etc.

drang nicht auf die volle und wörtliche Ausführung der bei der Vermählung getroffenen Stipulationen: der König begnügte sich, in Bezug auf die Hugenotten, mit einer allgemeinen Versicherung, die den Krieg gegen sie nicht verhinderte.

Wie so ganz entgegengesetzt war diese Lage der früheren, als eine gewaltsame Parteiung streng katholischer Großen die französische Regierung auf die Seite von Spanien treiben und dieser Macht unterwerfen wollte! Da war es im Interesse des protestantischen Europa's gewesen, die Hugenotten, die an der Idee einer unabhängigen Regierung festhielten und dem Eindringen spanischen Einflusses principiell widerstrebten, zu unterstützen. Jetzt aber hatten sich diese mit demselben Spanien verbündet, das den Anderen noch höchst gefährlich war.

Rohan hatte von seiner spanischen Unterhandlung noch keine Frucht gesehen, keinerlei Hülfe erlangt, weder an Mannschaft noch an Geld, als Richelieu mit überlegenen Streitkräften über ihn kam. In dessen Händen wurde alles zur Waffe. Er sorgte dafür, daß sein Vertrag mit England eben in dem Augenblick bekannt wurde, als er seinen Angriff begann. Wie mußte es die Menschen erschüttern, daß alle ihre Hoffnungen fehlschlugen, alle ihre Verbindungen zerschellten! Um sie aber ganz und gar niederzuwerfen, ließ Richelieu, dem alles recht war, was zum Ziele führte, die erbarmungslose äußerste Strenge walten. Gleich in den ersten Tagen der ernstlich begonnenen Feindseligkeiten ward das feste Privas genommen: da die Einwohner auch nach dem Verlust eines starken Bollwerks gezögert hatten, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, so wurden alle Schrecken der Gewalt und der Plünderung über sie verhängt; von den Gefangenen, die man gemacht, wurde noch nach der Hand eine große Anzahl mit dem Tode bestraft; denn indem man allen, die sich dem König freiwillig unterwerfen würden, Verzeihung und Gewissensfreiheit anbot, sollte jeder Widerspenstige erfahren, daß ihn das gewisse Verderben erwarte.

Hierauf geschah, was man vorausgesehen hatte. Die Menschen wurden von dem Gefühl ergriffen, daß die Sache, die sie vertheidigten, verloren sei. Die Anwesenheit des Königs brachte ihnen noch mehr zum Bewußtsein, daß ihre politische Stellung den großen Ideen und Lebensformen, welche ihr Vaterland beherrschten, widerspreche. Sie hielten für erlaubt, den Kampf auf Leben und Tod dafür aufzugeben, zumal da man ihnen das Wesentliche, worauf es ankam, versprach: religiöse Toleranz und politische Amnestie. Unter diesen Bedingungen unterwarfen sich die festesten Plätze auch der Cevennen, wie Saint-Ambroix, Alaix; aus la Gorse, das von drei Seiten unzugänglich war, gingen die Einwohner dem vordringenden königlichen Heer entgegen und baten um Gnade.[1] Der vor kurzem übernommenen Verpflichtung, die dieß ausdrücklich verbot, zum Trotz dachte jeder Ort an seinen besonderen Frieden. Es wäre vielleicht möglich gewesen, sich auch Rohans, gegen den ein ziemlich sicherer Anschlag gefaßt war, persönlich zu bemächtigen; als dieser aber seine Unterwerfung anbot, hielt der Cardinal für das Beste, dieselbe anzunehmen: denn sie werde die allgemeine Unterwerfung nach sich ziehen, wie diese denn in der That erfolgte. Zuletzt entschloß sich auch Montauban, das seinen Namen und Ruf einer früheren Vertheidigung verdankte, sich zu fügen. Als der Cardinal daselbst anlangte, hielt er mit besonderem Eifer darauf, daß seine Truppen strenge Mannszucht beobachteten; er zeigte sich so leutselig und gütig wie möglich. Den Predigern, denen er eine Audienz bewilligte, sagte er, sie seien gefährdet gewesen, so lange sie ihre Sicherheit in den Wällen und Basteien gesehen, welche der König nicht habe dulden können; da sie sich aber jetzt der allgemeinen Ordnung unterwerfen und ihre Sicherheit in dem Worte des Königs

[1] Vergl. die Memoiren, Ausgabe Michaud VIII, 30. Die Angaben bei Benoist, Hist. de l'édit de Nantes II, 503, scheinen auf einem Mißverständnisse zu beruhen.

suchen wollten, so werde dieser für sie Sorge tragen und zwischen ihnen und den Katholiken weiter keinen Unterschied machen. „Unsere Absicht ist," sagte der König in dem zu Nismes erlassenen Edict, „unsere Unterthanen der angeblich reformirten Religion" — dieser Ausdruck, gegen den sie sich noch in den letzten Zeiten gesträubt hatten, kam nun unwiderruflich in gesetzlichen Gebrauch — „in der ferneren Ausübung dieser Religion und dem Genusse der ihnen gegebenen Edicte zu lassen." [1] Was sie verloren, war ihnen von Heinrich IV. durch besonderes Brevet zugesichert worden. Das Edict von Nantes, wie es öffentlich vorlag, mit seinen die Verhältnisse der Religionsübung regelnden Bestimmungen ward in volle Geltung hergestellt. Kirchen und Kirchhöfe wurden den Gemeinden, die Güter und Besitzthümer den Privatpersonen zurückgegeben.

Den Eiferern der katholischen Partei war dieß bei weitem nicht genug; die Parlamente zeigten sich selbst abgeneigt, das neue Edict so schlechthin zu verificiren: namentlich bei dem Parlamente von Toulouse gehörte der bestimmte, keiner Weigerung Raum lassende Befehl Richelieu's dazu, um die Verification zu bewirken. Aus dem Tone eines Schreibens, das Richelieu an die Königin-Mutter richtete, ergiebt sich, daß man auch in deren Umgebung mehr erwartete; er führte ihr zu Gemüthe, daß der König nicht wieder mit seinen Unterthanen Frieden geschlossen, wie früher, sondern sie begnadigt habe; kein Sicherheitsplatz solle ihnen dießmal bleiben, man werde alle schleifen, die noch in ihren Händen seien.

Eben das war die große Veränderung, welche diese Ereignisse in dem öffentlichen Zustande von Frankreich hervorbrachten. Die Sicherheitsplätze waren von den alten Hugenotten hauptsächlich deßhalb gefordert und ihnen eingeräumt worden, weil die Regierung sich nicht stark genug wußte, die Pacifica-

[1] Édit, genannt de grâce, Nismes, Juli 1629, bei Benoist II. App. 92.

tionsedicte aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten. Nun aber hatte sich der Widerstand, welcher einer übermächtigen Partei gelten sollte, gegen die Regierung gewendet, auch als sie von einer solchen nicht geradezu fortgerissen war: in Folge innerer Gährungen unter den Reformirten selbst und des Sieges einer kriegerischen Fraction über die Freunde des Friedens. Das größte Unglück für die Reformirten in Frankreich war es nicht, wenn ihnen durch den Verlust der Sicherheitsplätze die Möglichkeit einer Bundesgenossenschaft, die ihre Sache nichts anging, abgeschnitten wurde. Aber allerdings nahm hiermit auch die Regierung die moralische Verpflichtung über sich, die freie Religionsübung, welche sie gewährt hatte, aufrecht zu erhalten. Richelieu's Politik war nicht die mit sich selbst in innerem Widerspruch begriffene Heinrichs II., welcher, mit den Protestanten in Deutschland verbündet, ihre Glaubensgenossen in Frankreich vertilgen wollte. Weder Holland, noch vollends England wären mit ihm in Bund getreten, hätten sie nicht die Ueberzeugung gewonnen, das reformirte Bekenntniß werde in Frankreich bestehen bleiben. „Da der Cardinal," so sagt ein Zeitgenosse, der selbst auf Rhé gegen ihn mitgefochten hatte, „den Bekennern der Religion alle Zweifel an seiner Zuverlässigkeit benimmt, so verlassen sie sich mehr auf seine Versprechungen als auf ihre eigene Kraft".[1] Die Niederlagen der Hugenotten sind wenigstens zum Theil dadurch herbeigeführt worden, daß so viele von ihnen den bewaffneten Widerstand gegen die in einem großen Unternehmen begriffene Regierung verdammten: auch sie bemerkten, daß nun Frankreich sich der Behauptung des Protestantismus im allgemeinen werde widmen können. Bei dem Beginn der italienischen Unternehmung hatte man gesagt, die vorrückenden französischen Truppen würden sich an den Grenzen mit den spanischen vereinigen und Genf angreifen. Nun aber waren sie doch über die Alpen gegangen, und ein

[1] Herbert: Expeditio in Ream insulam c. VII. p. 34.

Zwiespalt war ausgebrochen, welcher der katholischen Restauration gewaltig Einhalt thun sollte.

Hatte es nicht in den Jahren 1628, 1629 wirklich den Anschein, als würde der Protestantismus in Europa ausgerottet werden können? Aber dazu hätte ein systematisches Zusammenwirken von Spanien und Frankreich, wie in den deutschen Angelegenheiten, so gegen Holland und England gehört. Richelieu's Princip dagegen war, die religiöse Differenz, sofern sie den inneren Frieden nicht störte, zu schonen, die ganze Kraft des Reiches in den politischen Gegensatz zu werfen.

Zehntes Buch.

Machterweiterungen unter der Verwaltung des Cardinals Richelieu. 1629—1642.

Erstes Capitel.

Ursprung der Conflicte mit dem deutschen Reiche.

Das erste Tagewerk der bourbonischen Monarchie war gewesen, die Unterwerfung von Frankreich unter die Herrschaft oder doch die beherrschenden Einwirkungen eines mächtigen Nachbars zu verhindern und zugleich dem bürgerlichen Krieg ein Ende zu machen. Heinrich IV. vollbrachte dieß Werk; er gab der französischen Nation ein Gefühl ihrer Einheit zurück.

Als er aber weiter schreitend den Kampf um das Uebergewicht in Europa', den seine berühmtesten Vorgänger aus dem Hause Valois gegen Spanien geführt hatten, wiederaufnehmen wollte — womit er die religiösen Vorurtheile, welche diese Macht für sich hatte, gegen sich aufreizte, — traf ihn der Mordstahl eines Fanatikers.

Darauf war der bürgerliche Krieg in Frankreich wieder ausgebrochen, die Monarchie in mannigfaltige Bedrängniß gerathen: wenig gestört, zu Zeiten sogar unterstützt, hatte Spanien seine alten Rechte behaupten, erweitern können und war eben in einer großen politischen Combination begriffen, welche sie auf immer befestigen sollte, — als in Frankreich ein Mann an die Spitze der Geschäfte gelangte, der, von dem nationalen Ehrgeiz, nicht die zweite Rolle in der Welt zu spielen, wie von einer persönlichen Leidenschaft erfüllt, auf den Kampfplatz eintrat, an dessen Schwelle Heinrich IV. gefallen war. Noch fehlte viel daran, daß Richelieu der Factionen so gut Meister, des Landes so vollkommen Herr gewesen wäre, wie dieser Fürst;

aber wir sahen, wie wenig ihn dieß kümmerte; eben in dem inneren Streite ward der Gedanke der auswärtigen Politik eine Waffe für ihn; die einheimischen und äußeren Feinde mußten zugleich bezwungen werden. Und in Bezug auf die geistlichen Antipathien, die sich allerdings auch gegen ihn regten, war er gegen Heinrich IV. in großem Vortheil. Man kannte ihn als Vertheidiger der Hierarchie, eifrigen Bischof, Bekämpfer der protestantischen Doctrinen: man sah ihn mit dem Purpur der römischen Kirche bekleidet, mit dem Papst eher einverstanden: er hatte Rochelle überwältigt, vielleicht mehr aus politischen, als aus religiösen Gesichtspunkten; aber es war der heißeste Wunsch der katholisch Gläubigen gewesen: mit Genugthuung sahen sie die letzten Burgen der hugenottischen Unabhängigkeit zertrümmert. Wie hätte sich gegen ihn das Mißtrauen des Fanatismus mit derselben Leidenschaftlichkeit erheben sollen, das den gewesenen Hugenotten traf? Wenn die katholische Einheit wieder gebrochen, der alte Kampf der Franzosen gegen die Macht, die nun einmal als die Vorfechterin des Glaubens galt, wieder erneuert werden sollte, so war der Priester dazu geeigneter als der König.

Keineswegs aber war es die Meinung Richelieu's, den Feind mit offenem Visir in der Front anzugreifen, wie das Heinrich IV. beabsichtigte; er hätte es schon um der Persönlichkeiten willen, die ihn am Hofe umgaben, nicht wagen können: er hatte nur den italienischen Fürsten Luft machen, den Einfluß von Frankreich jenseit der Alpen erneuern wollen. Aber jeden Augenblick verwickelten sich diese Dinge weiter; allmählich mußten sie zu einem allgemeinen Conflict führen.

Die Spanier machten die Bemerkung, daß es dem Cardinal Richelieu bei seiner Intervention in Mantua nicht so sehr auf die Einführung von Nevers-Gonzaga angekommen sei, denn darüber würde sich haben unterhandeln lassen, es wäre nicht unmöglich gewesen, die Investitur dem Kaiser abzugewinnen; er habe vielmehr die Grundlage der spanischen Macht in Italien

erschüttern wollen. Worauf beruhe die Macht, als auf der Reputation? Nirgends sei dieß mehr der Fall, als in Italien. Zugleich das Ansehen Spaniens und die jurisdictionelle Autorität des Kaiserthums habe Richelieu angegriffen; er denke offenbar die alten systematischen Feindseligkeiten von Frankreich gegen das Haus Oesterreich zu erneuern.

Ohne Zweifel war durch die Einmischung in die mantuanische Sache des Kaisers Oberlehensherrlichkeit verletzt worden: Ferdinand II. schickte sich nicht ohne den Antrieb der Spanier an, die ihm geschehene Beleidigung abzuwehren.

Im Sommer 1629 zogen Aldringer, Gallas und Colalto mit 20,000 Mann alter Truppen, die sich ganz im Geheimen in Lindau gesammelt,[1] durch Graubündten, dessen feste Plätze und Pässe sie besetzten, nach Italien gegen Mantua. Die Befestigungen, in welche Nevers seine Truppen zerstreut hatte, fielen ohne viel Widerstand in ihre Hände, und es schien nicht, als würde er Mantua behaupten können. Der König von Spanien seinerseits schickte den berühmtesten seiner Generale, Ambrosio Spinola, hinüber, der in kurzem ebenfalls 20,000 Mann ins Feld brachte und Casale abermals bedrohte, das jetzt von Franzosen vertheidigt ward. Ohne neue Unterstützung von Frankreich her schien es verloren zu sein.

Richelieu war von seinem Könige soeben zum Principalminister ernannt worden, mit ausdrücklichem Bezug auf die Erfolge seiner Rathschläge in Italien zu Gunsten der Freiheit dieses Landes und der unterdrückten Fürsten;[2] nun aber machten die Umstände einen neuen Feldzug dahin nöthig, und da es nicht rathsam schien, den König mitten in der rauhen Jahreszeit abermals über die Alpen zu führen, ließ sich der Cardinal zugleich die oberste Heerführung übertragen;[3] man schildert ihn,

[1] So still, daß viele Geheime am kaiserlichen Hofe nichts davon gewußt. Khevenhiller XI, 785.

[2] Patent vom 21. Nov. 1629 bei Aubéry Recueil I, 519.

[3] In der Réponse au libelle intitulé très humble remonstrance

wie er zu Pferd, in blauangelaufenem Harnisch von Stahl, eine prächtige Feder auf dem Hut, zwei Pistolen am Sattel, gesehen worden sei: Streithandschuhe und Helm habe man vor ihm hergetragen.[1] Unter ihm dienten die Marschälle Schomberg, Crequi und la Tour; ohne Widerstand überstiegen sie die Alpen: Anfangs März waren sie in Susa. Die Welt erwartete, er werde unverzüglich nach der Ebene ziehen, um die bedrohten Plätze, es koste, was es wolle, zu beschützen, und darauf wirklich einen Angriff auf Mailand unternehmen, wie Heinrich IV. im Verein mit dem Herzoge von Savoyen beabsichtigt hatte. Es ist gewiß, daß Carl Emanuel darauf drang und ehrgeizige Pläne daran knüpfte, aber ebenso gewiß, daß er unmittelbar, ehe die Franzosen anrückten, Colalto und Spinola aufgefordert hat, sich ihrem Eindringen an den Eingängen der Gebirge mit bewaffneter Macht zu widersetzen.[2] Denn sein Sinn war, es zum Ausbruche des offenen Krieges zwischen den Mächten zu bringen: in den großen Conflicten, meinte er, werde ihm eine bedeutende Rolle zufallen. Aber von keiner Seite vertraute man ihm. Die beiden Generale lehnten ab, auf seine Aufforderungen einzugehen. Richelieu besorgte, wenn er mit dem Heere vorwärts rücke, werde der Herzog eine feindselige Stellung in seinem Rücken nehmen. Nicht eine Sache der Eitelkeit war es, wenn Richelieu selbst die oberste Heerführung in seiner Hand behielt; die Lage war so zweifelhaft und schwierig, daß die Politik und die strategische Führung in jedem Momente zusammenzuwirken hatten. Die Anordnung der militärischen Bewegungen mußte zugleich das Geheimniß des obersten Staatsmannes sein. Richelieu ging von der Ansicht aus,

1632 findet sich im Widerspruche mit der allgemeinen Annahme folgende Stelle: cette imputation de s'être appelé généralissime est si calomnieuse qu'autant de milliers de soldats qui ont été dans les armées du roy autant de témoins il y a de sa fausseté. (S. 602.)

[1] Mémoires de Pontis (sonst von mir nicht gebraucht) II, 121.

[2] Gutachten des Cardinals in den Memoiren 25, 441.

daß die französischen Waffen sich in Italien behaupten müßten; sollte sich dieß nicht im Einverständnisse mit dem Herzoge von Savoyen erreichen lassen, so müsse es, im Widerspruche mit ihm, durch offene Gewalt geschehen. Denn in Richelieu, wenn in in irgend einem anderen, beherrschte der politische Gedanke jede andere Rücksicht. Nicht gegen die Spanier in Mailand, was noch nicht rathsam schien, vielmehr gegen den Herzog selbst wandte er seine Waffen. An einer der großen Pforten der Westalpen, durch welche man vom Dauphiné nach Piemont gelangt, am Eingange des vornehmsten der von den Waldensern bewohnten Thäler liegt Pinerolo, das die Franzosen schon im vorigen Jahrhundert besaßen, bis Heinrich III. zu ihrem Verdruß es aufgab; die Befestigungen des Platzes waren meistens ihr Werk: Carl Emanuel hatte dieselben keineswegs vernachlässigt; aber mehr Festungen gehörten ihm, als ihm Truppen zur Vertheidigung derselben verfügbar waren. Dahin warf sich Richelieu unerwarteter Weise und nahm es ein (30. März 1630). Die Welt erstaunte, daß der, welcher gekommen war, Unterdrückte zu beschützen, selbst zur Unterdrückung eines Verbündeten schritt. Die italienischen Fürsten säumten nicht, ihn zur Herausgabe von Pinerolo aufzufordern; er antwortete, er hätte vielmehr erwartet, von ihnen zur Behauptung dieses Platzes ermahnt zu werden; denn wenn Italien nicht unbedingt von Spanien regiert werden wolle, so müsse Frankreich einen sicheren Zugang in dieses Land haben.[1] Konnte er den Pförtner der Alpen nicht beherrschen, so war er entschlossen, sich der Gebiete desselben soweit als möglich zu bemächtigen. Im Mai 1630 führte er seinen König an der Spitze eines Heeres nach Savoyen und däuchte sich glorreich, als er demselben einst in Pierre d'Albigny einen Anblick zeigte, wie ihn kein früherer König noch gehabt habe: drei Plätze auf einmal von französi-

[1] Correspondenz des päpstlichen Legaten, 6. April 1630: dependendo la sicurezza della provincia dal mantenersi in mano del re di Francia questa fortezza.

schen Truppen belagert; von allen Seiten hörte man den Donner der Geschütze. — Bald war ganz Savoyen, ausgenommen Montmelian, erobert. Im Juli 1630 überstieg ein neues französisches Heer von Saint-Maurienne her die Alpen; jenseit Susa's vordringend, unter dem Herzoge von Montmorency, stieß es in der Nähe von Avigliana auf einen piemontesisch-deutschen Heerhaufen — endlich waren, aber zu spät, ein paar deutsche Regimenter den Piemontesen zu Hülfe gekommen — und warf denselben auseinander. Carl Emanuel mußte erleben, daß jenes Saluzzo, das er von den Franzosen um einen so hohen Preis erworben hatte, von diesen wieder besetzt wurde. Diese schien es weniger zu kümmern, daß Mantua in die Hände der kaiserlichen Truppen gerieth; so weit reichte ihre Macht nicht, um dieß zu verhindern; schon genug, wenn nur indeß Casale nicht verloren ging, welches den nun von ihnen besetzten Gebieten so viel näher war. Denn nicht auf die Vertheidigung eines oder des anderen Fürsten kam es an, sondern auf die eigene große Position. Richelieu suchte, bewußt oder unbewußt, die politisch-militärische Stellung wiederzugewinnen, welche einst Franz I. durch die Eroberung von Piemont und Savoyen einnahm; er wagte, die Grenzen, welche sich Heinrich II. durch die Verträge von Château-Cambresis hatte ziehen lassen und Heinrich IV. im Ganzen ebenfalls angenommen hatte, aufs neue zu überschreiten. Das zweideutige Verhalten des Herzogs von Savoyen und der Hader mit diesem waren ihm eben recht, um diesen großen Machtinteressen Raum zu schaffen.

Nun leuchtet an sich ein, daß eine so rücksichtslose Gewaltsamkeit mächtige Gegenwirkungen hervorrufen mußte. Wie hätte die spanische Monarchie, die noch über den Ertrag von Amerika gebot, mit ihrer Landmacht im Osten und im Westen die französischen Grenzen gefährdete, das Mittelmeer mit ihren Flotten beherrschte, eifersüchtig auf ihr Uebergewicht in Italien, eine so empfindliche Beeinträchtigung ruhig hinnehmen sollen? Aber der vornehmste Gegensatz kam dießmal von einer anderen Seite.

Wenn die Kriege von Frankreich, in Folge der geographischen Lage dieses Landes von jeher das ganze continentale Europa in Bewegung gesetzt haben, so läßt sich doch der Unterschied bemerken, daß die großen Kämpfe und Entscheidungen in der ersten Epoche der neueren Geschichte mehr in dem südlichen und westlichen Europa, in der zweiten mehr an den östlichen Grenzen, im Rheinthal und in Deutschland ausgefochten worden sind. Die belgischen Niederlande, so unzähligemal der Gegenstand französischer Angriffe, haben die Kraft zum Widerstande früher aus Spanien und Italien, später meist aus Deutschland gewonnen.

Fragt man noch, woher dieß kommt, so ist es vor allem das Emporkommen von Oesterreich zu selbständiger Macht. In den politisch-religiösen Irrungen seiner Erblande hatte Ferdinand II. die Gelegenheit gefunden, sich innerhalb derselben eine Autorität zu verschaffen, wie sie noch nie einer seiner Vorfahren besessen hatte; von denselben Bewegungen war nach und nach auch das deutsche Reich allenthalben und zwar mit dem gleichen Erfolg ergriffen worden. Ferdinand war mächtiger im Reiche, als Carl V. in dem größten Momente seiner Siege gewesen war: vielleicht nicht so sehr er selbst, aber der Führer seines Heeres erneuerte die Idee des alten waffengewaltigen Kaiserthums.

Ich wüßte nicht nachzuweisen, daß Richelieu von vornherein den Plan gefaßt hätte, diese Macht anzugreifen oder wieder zu zerstören; eher dürfte man sagen, daß sich in dem Kaiserthum der Gedanke regte, die letzten Verluste, die Carl V. erlitten, wieder herbeizubringen; doch war auch darüber keine bestimmte Absicht gefaßt. Man begnügte sich auf der deutschen Seite damit, daß in den drei Bisthümern die Autorität des Reiches noch nicht völlig erloschen war: das Recht ward noch in den alten Formen gesprochen, nicht ohne Recurs an das Reichskammergericht; noch in dem siebzehnten Jahrhundert war die Belehnung der Bischöfe mit dem weltlichen Gebiet nach-

gesucht und vom Kaiser ertheilt worden; noch waren die Reichsadler in Metz angeschlagen. [1] Frankreich besaß die Protection, nicht die Herrschaft.

Da traten nun diese italienischen Verwickelungen ein. Für ihre Macht in Oberitaien fand die spanische Krone nicht allein ihre legale Grundlage und Autorisation in der Lehenshoheit des Kaisers, sondern auch an seiner Kriegsmacht unmittelbare Hülfe. Die kaiserlichen und die spanischen Heerführer waren keineswegs ohne Eifersucht gegen einander: Wallenstein mißbilligte sogar die italienische Politik seines Hofes, zumal da Nevers-Gonzaga sein großer und guter Freund sei; aber wie hätte er etwas dagegen thun können? Auch die deutschen Generale fanden es unerträglich, daß die Hoheit des kaiserlichen Namens von Richelieu vernachlässigt, beleidigt worden sei. Wallenstein zählte die Regimenter zu Fuß und die Schwadronen auf, über welche er zu Gunsten einer italienischen Unternehmung verfügen könne und wolle. Indem er sein Auge nach Italien richtete, war er doch auch der Meinung, daß ein Angriff auf Frankreich selbst die größten Erfolge verspreche. Die Spanier rüsteten sich in Luxemburg und dehnten ihre Quartiere in die Gebiete von Toul aus; die Kaiserlichen besetzten Moyenvic und traten mit dem Herzoge von Lothringen in Verbindung. Es war von einem Einfall in die Champagne die Rede, den die Spanier, von Roussillon vorrückend, unterstützen sollten.

In der Natur der Sache liegt es, daß die beiden Gewalten, die auf dem Grunde der alteuropäischen Bildungen beruhten, jede in ihrem besonderen Gebiete plötzlich erhoben und erstarkt, an einander stießen.

In jenem Zeitpunkte hätten die Franzosen und ihre Führer nicht gemeint, mit ihren nur des inneren Krieges und seiner momentanen Anstrengungen gewohnten Truppen die in

[1] Vgl. die Ausführungen der Reichsstände beim westfälischen Frieden. Adami Relatio historica c. XI. §. 7 und eine Notiz bei Senckenberg, Fortsetzung der Häberlin'schen Reichsgeschichte Bd. XXVII. Vorr. XII.

großen Schlachten und umfassender Kriegsübung ausgebildeten deutschen Heerscharen in offenem Felde zu bestehen. Aber noch war auch das Kaiserthum in sich selbst nicht zu fester Begründung gelangt und von anderer Seite von wachsenden Feindseligkeiten bedroht. Wenn sich Frankreich gefährdet sah, so brauchte es sich nur an diese zu wenden.

Das deutsche Reich, seit Jahrhunderten mehr eine Genossenschaft von Territorien, als ein Staat, war eine Institution des Friedens und der Erhaltung. Seine Aufgabe war: nach außen Behauptung seiner Grenzen und seiner Würde, im Innern mannigfaltige und gesetzmäßige Entwickelung. Nicht selten ist die Friedfertigkeit der großen Genossenschaft so weit gegangen, daß ihre allgemeinen Interessen in Vergessenheit geriethen: den Nachbarn ist das nicht anders als angenehm gewesen. Im Laufe der Zeit aber ist es doch auch ein paarmal geschehen, daß sich im Reiche eine Gewalt erhob, welche die Kräfte der Nation anzustrengen und zu großen auswärtigen Unternehmungen aufzureizen suchte: dann hat sich in der Regel halb Europa dagegen geregt; denn den vereinigten Kräften des alten Reiches zu widerstehen, wäre auf dem Continente vielleicht Niemand stark genug.

Damals nun war der König von Schweden, Gustav Adolf, in alte nationale und dynastische Gegensätze mit Polen verwickelt, zugleich mit dem Kaiserthum, das sich Polens annahm, in feindselige Berührung gerathen und von der Ueberzeugung erfüllt worden, was er auch immer in der Welt unternehme, allemal und überall werde er doch das Haus Oesterreich gegen sich haben. Er war der einzige protestantische Fürst, der sich nicht hatte besiegen lassen. Mit dem kaiserlichen Generalissimus, der ihm die Herrschaft über die Ostsee bestritt, befand er sich bereits in Feindschaft und Fehde.

Wenn man nun in Frankreich daran dachte, mit diesem Fürsten in Verbindung zu treten, so gehörte nicht gerade ein tiefer politischer Blick dazu, sondern nur der Entschluß, den

katholischen Tendenzen in diesem Falle zu entsagen. Man hat in der katholischen Welt immer dem Capuziner Pater Joseph Schuld gegeben,[1] daß er diesen Entschluß ohne die Rücksicht auf das Heil der Kirche, die von ihm zu erwarten gewesen wäre, befördert habe, und wer möchte leugnen, daß es auf den König Eindruck gemacht haben wird, wenn der verehrte Religiose einer von der Beziehung auf die Religion absehenden Politik das Wort redete! Man wird nicht voraussetzen, daß ihm an der Rettung des im deutschen Reiche so tief herabgebrachten Protestantismus viel gelegen habe; selbst die Absicht einer schon in bestimmten Umrissen vorschwebenden Eroberung dürfte sich kaum nachweisen lassen; das Nächste war das Dringendste. Wie das innere Zerwürfniß auf die Haltung gegen Spanien und diese auf das Kaiserthum zurückwirkte, so konnte Richelieu die nunmehr einmal ergriffene Politik nicht fallen lassen, ohne sich selbst und seine Partei und vielleicht das Land dem Verderben preiszugeben. In den Memoiren hat er selbst den einfachen Beweggrund aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen. Er wollte, sagt er, sich des Königs von Schweden bedienen, um die Streitkräfte des Kaisers von Italien oder von Frankreich abzulenken.

So sah auch Gustav Adolf seine Rettung und Sicherheit darin, wenn er dem Kaiser selbst auf den Leib gehe. Ihm war an dem Bunde der Franzosen nicht weniger gelegen, als diesen an dem Bunde mit ihm.

Bei den Unterhandlungen, welche ein Blutsverwandter des Cardinals, Hercule de Charnacé, mit dem König von Schweden eröffnete, suchte sich dieser, der von der Gefahr, in die er sich stürze, wenn er es wage, mit Kaiser und Reich zu brechen, den größten Begriff hatte, vor allen Dingen der Mitwirkung der Franzosen von ihrer Seite her zu versichern. Er

[1] Gli Austriaci portavano fermo concetto, che da suoi consigli si fosse mosso il re di Suecia a danneggiare. Nicoletti, Vita di Urbano VIII, bei Gelegenheit des Widerspruchs gegen die Erhebung P. Josephs zum Cardinalat.

forderte die Zusage, daß sie ohne seine Einwilligung keinen Frieden in Italien eingehen würden.[1] Charnacé lehnte dieß ab: denn er wisse nicht, welche Verpflichtungen sein König gegen die Italiener selbst übernommen haben möge; aber ungefähr eben so viel hatte es zu bedeuten, daß Richelieu sich entschloß, zum zweitenmal in Person über die Alpen zu gehen und den Krieg in Piemont und Savoyen zu erneuern. Wahrscheinlich war die Rücksicht auf den König eines der Motive, die ihn dazu bestimmten. Und ohne Zweifel hat dann sein Uebergang über die Alpen das Meiste dazu beigetragen, den König zu einem definitiven Entschlusse zu bringen; denn an dem Ernst der italienischen Verwickelungen ließ sich nun nicht mehr zweifeln: Charnacé sagte ihm, daß sein Angriff auf das deutsche Reich hinwieder den Cardinal bei seinen kriegerischen Gesinnungen festhalten werde.

In dem Vertragsentwurf, der damals abgefaßt ward, findet sich ein Artikel, nach welchem der Kaiser aufgefordert werden sollte, die neu errichteten Befestigungen sowohl in Graubündten als an der Ostsee zu schleifen — so eng hingen die italienischen und die nordischen Angelegenheiten zusammen, wir finden einen schwedischen Abgeordneten in Mantua und in Venedig, — doch war die Abkunft noch nicht eigentlich zu Stande gebracht oder unterzeichnet. Nicht ein bestimmtes Versprechen, sondern das Zusammentreffen seiner Politik mit der französischen trug zu dem Entschlusse des Königs bei. Er erschien in Pommern, als Richelieu eben Savoyens Meister geworden war und jenen Zug nach Saluzzo unternehmen ließ.

Dadurch geriethen nun aber Kaiser und Reich in eine sehr bedrohte Lage. Von den entferntesten Grenzen her, zugleich in Italien, Lothringen und an den Küsten der Ostsee, waren sie gefährdet und zwar in einer Zeit, wo alle einzelnen Landschaften voll von Bitterkeit und Gährung waren.

[1] Mémoires de Richelieu 26, 407.

Denn ebensowenig im Innern wie nach außen entsprachen gewaltsame Unternehmungen der Natur der Reichsgewalt. In einer jener Aufwallungen, welche die österreichische Macht dann und wann ergriffen haben, wo ihr alles, was sie wünschte, auch erreichbar schien, hatte der Kaiser, weniger von seinen Staatsmännern geleitet, als von seinem Beichtvater und einigen anderen Geistlichen, welche die völlige Wiederherstellung des Katholicismus für möglich hielten, die Zurückgabe der von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter verfügt und Anstalt getroffen, sie auch in Norddeutschland durchzuführen. Hier, wo die große welthistorische That des deutschen Geistes, die Reformation der Kirche, vollzogen worden war, hatten die protestantischen Ideen die Gemüther in ihrer tiefsten Tiefe ergriffen. Die gesammte politische Gestaltung hatte die Voraussetzung des guten Rechtes der ergangenen Veränderungen zu ihrer Grundlage und mußte mit ihrer Zurücknahme ebenfalls rückgängig werden. Fürsten und Völker wollten es nicht dahin kommen lassen. Weder den einen noch den anderen kam es in den Sinn, sich von dem Reiche loszureißen; wenn sie aber zwischen dem Gehorsam gegen den Kaiser und dem evangelischen Bekenntnisse wählen sollten, so zweifelten sie nicht, daß sie nach dem Beispiel ihrer Altvordern unter allen Umständen an dem Bekenntnisse festzuhalten hätten. Welch eine Bewegung mußte die Ankunft des Königs von Schweden in ihnen erregen, der die unbesiegte Standarte ihres Glaubens wieder an ihrer Küste aufrichtete, zu der sie sich nur zu schaaren brauchten! Alle protestantisch Ueberzeugten athmeten auf.

So sehr die katholischen Kurfürsten die religiöse Richtung, die das Kaiserthum genommen hatte, billigten, so waren doch auch sie übrigens keineswegs mit ihm einverstanden. Unerträglich war ihnen die Erneuerung der alten Ansprüche der kaiserlichen Gewalt, verfochten durch einen General, der, als wäre er ebenbürtig, seinen Sitz unter den Fürsten nahm und den monarchischen Ideen auch in Deutschland im Kampfe mit

den uralten Landesselbständigkeiten Raum zu machen Anstalt traf. Sie forderten den Kaiser auf, wenn er ihrer Zustimmung in seinen Angelegenheiten genießen wolle, den Generalissimus ohne weiteres zu entlassen.

Wenn die kaiserliche Gewalt in Italien und in Polen dem Protestantismus und dem deutschen Fürstenthume gegenüber sich wieder geltend zu machen suchte, so sieht man, welche Feindseligkeiten sie auf allen Seiten gegen sich aufregte. Und auch in dieser Fülle der Macht war die Monarchie in Deutschland mit dem Königthum in Frankreich nicht zu vergleichen. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, auf welchem über die Wahl eines neuen römischen Königs verhandelt werden sollte, machten die katholischen Kurfürsten die Fortsetzung der Verhandlungen von der Gewährung jenes ihres Wunsches abhängig.[1] Der Kaiser mußte in ihr Begehren willigen. Ohne Murren, der Zukunft gewärtig, entfernte sich Wallenstein. Es war, als wenn der König von Frankreich genöthigt worden wäre, Richelieu aus seinem Dienst zu entlassen.

Von der kurfürstlichen Versammlung erwartete nun aber noch eine andere Frage, wenn nicht durch förmliche Berathung, doch durch die Beschlüsse, die man überhaupt fassen würde, ihre Entscheidung.

Der Krieg in Italien war noch im Gange; einen zweiten hatte der König von Schweden nach Deutschland getragen; davon war Jedermann durchdrungen, daß man nicht beide zugleich führen könne; aber welchen von beiden sollte man aufgeben?

Der italienische war als ein auswärtiger Krieg anzusehen, bei dem es darauf ankam, die Autorität des Reiches aufrecht zu halten, vor Frankreich, das sie angetastet hatte, nicht zurückzuweichen. Der schwedische hatte wenig Bedeutung, wofern er nicht ein innerer Krieg wurde, was sich noch vermeiden ließ.

[1] Gli elettori stabilizono di non passare più avanti nelle resolutioni, se prima Fridland non veniva escluso dal maneggio delle armi. Aus dem Schreiben des Nuntius Rocci 2. Sept. 1630.

Denn das verbargen sich namentlich die beiden protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen nicht, daß der König von Schweden, wenn er im Reiche vordringe, den Fürsten und Ständen ebenfalls überaus gefährlich werden könnte; sie waren nicht blind dagegen, daß er ein fremder Fürst war, und zögerten, sich mit ihm zu verbinden. Noch einmal beschwor der Kurfürst von Sachsen den Kaiser, das Restitutionsedict entweder ganz aufzuheben, oder doch so weit zu ermäßigen, daß es erträglich werde, nicht zu verursachen, daß das heilige Reich deutscher Nation ins Verderben gerathe. Hätte der Kaiser diesem Verlangen Gehör gegeben, so würden sie sich mit Schweden niemals verbunden haben; ohne ihre Unterstützung aber hätte der König nur wenig vermocht. Durch Wiederherstellung der verjagten Fürsten, welche selbst die katholischen Kurfürsten verlangten, würde er den vornehmsten Anlaß, sich in diese Angelegenheit zu mischen, verloren und sich leicht zu einem für Alle annehmbaren Frieden verstanden haben. Man muß dem obersten Minister des Kaisers, Fürsten von Eggenberg, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er die ganze Bedeutung der Nachgiebigkeit in diesem Augenblick ermaß und diese anrieth. [1] In seinem Sinne ward eine Antwort abgefaßt, die alles Gute erwarten ließ, wie er denn auch die Schuld des Edicts von dem kaiserlichen Hof abzulehnen suchte. Der spanische Gesandte, welcher die Waffen des Kaisers nach Italien zu lenken wünschte, war sehr auf seiner Seite.

Man sieht die deutschen Geschicke zwischen zwei großen Aussichten schwanken. Wenn das Kaiserthum auf die gemäßigte Politik zurückkam, welche es unter Maximilian II. beobachtet hatte, so konnte es noch die deutsche Nation zusammenhalten. Man konnte die Schweden entfernen und die Franzosen in ihre Schranken zurückweisen. Wenn das aber nicht geschah, so durfte

[1] que l'empereur révoquât l'édit de la restitution des biens d'église, ce qui en un moment eût appaisé Saxe et les protestans, sans lesquels le roi de Suède ne pouvoit rien. (Mém. de Richelieu.)

man nicht zweifeln: die Fürsten traten dem Könige von Schweden bei; die Protestanten sammt und sonders erklärten sich für ihn: es mußte über die schon einmal in langjährigem Streite durchgekämpfte Frage zum zweitenmal, und zwar unter der Mitwirkung fremder Mächte, durch Kriegsgewalt entschieden werden.

Die katholischen Kurfürsten schienen von allem dem nichts zu bemerken; sie ließen sich in der religiösen Sache zu keinerlei Nachgiebigkeit vermögen. Viel zu eng waren sie mit dem römischen Stuhle verbunden und vielleicht zu sehr durchdrungen von dem Begriffe der allgemeinen katholischen Kirche, als daß sie die besonderen Anliegen der Nation hätten berücksichtigen mögen. Der Nuntius, der in dem Vorhaben eine dringende Gefahr für die Kirche erblickte, ließ sich von ihnen zusagen, in allen die Religion betreffenden Dingen sich an ihn halten zu wollen; er schreibt es dem Kurfürsten von Baiern zu, daß auf dem Convent die Widerrufung des Restitutionsedictes gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen worden ist. [1]

Wenn die Frage war, auf welcher Seite der Kaiser den Frieden durch Nachgiebigkeit erkaufen solle, so gaben die katholischen Kurfürsten nicht allein den Rath, sondern sie drangen darauf, daß es auf der italienischen geschehe. Denn eigentlich nicht ohne sie hätte der Krieg unternommen werden dürfen. Was liege so Großes an Mantua? Aber alles liege an dem guten Vernehmen mit dem Könige von Frankreich, der sich sonst mit Schweden verbinden und diese Macht gefährlich machen werde. Eine französische Gesandtschaft, die in Regensburg anlangte, bei welcher der durch seine geistliche Autorität und seine politische Befähigung doppelt einflußreiche Pater Joseph alles that,

[1] Rocci 9 Sttbre. 1630: Baviera di buon cuore operò, che in quel convento non si trattò delle propositioni sopra mentovate (der erste ist die Suspension des Restitutionsedicts in Sachsen und Brandenburg), ma tutti gli elettori protestavano che sarebbero uniti con ero nuntio nelle cose spettanti alla religione cattolica per la sua propagazione — —

bestärkte die Kurfürsten in dieser Gesinnung. Der Kaiser wurde in der That zu einer Abkunft vermocht, in welcher er den Herzog von Nevers-Mantua, dessen Hauptstadt er so eben erobert hatte, mit diesem Lande zu belehnen versprach und sich verbindlich machte, seine Truppen aus den von ihnen besetzten Plätzen in Graubündten und Valtellin herauszuziehen und die errichteten Befestigungen zu schleifen.

Dagegen ward in der Sache der geistlichen Güter weder damals noch später die mindeste Milderung getroffen; vielmehr bekämpfte das Heer der Ligue die Versuche der Protestanten, sich mit bewaffneter Hand der Execution zu widersetzen, mit äußerster Gewalt und warf sie nieder.

Nach einiger Zeit sahen sich die protestantischen Kurfürsten, so ungern sie sich dazu entschließen mochten, durch die Pflicht der Selbsterhaltung dahin getrieben, sich mit dem Könige von Schweden zu vereinigen; die Franzosen dagegen ließen sich durch den Tractat von Regensburg, gegen dessen Formen und Bestimmungen sie mannigfaltige Ausstellungen zu machen fanden, mit nichten abhalten, den früher entworfenen Bund mit dem Könige von Schweden zu vollziehen.

Von Pater Joseph existirt ein Gutachten aus dieser Zeit, worin er als die Regel der französischen Politik aufstellte, zwischen den beiden Bekenntnissen in Deutschland vollkommene Neutralität zu beobachten und beide Parteien gegen den Kaiser zu unterstützen. Als den Triumph seiner Unterhandlungen betrachtet er, daß er die Ligue von dem Kaiser getrennt habe; sonst würden sich auch die Protestanten dem Kaiser haben unterwerfen müssen.[1]

Nicht der dunkle Trieb der Dinge, noch der unberechenbare Urgrund der Lebenskräfte ist es immer, was die Geschicke der Nationen bestimmt. Die Ueberlegenheit des Gedankens, der die Macht besitzt, die Politik, spielt eine entscheidende Rolle in den großen Angelegenheiten.

[1] Auszug bei Flassan II, 445.

Die Summe lag hier nicht in den Zweizüngigkeiten, die ein verschlagener Mönch für erlaubt hielt, sondern in dem Uebergewicht der allgemeinen Richtung.

In dem ideologischen Deutschland stürzte man sich noch einmal in die Entzweiungen, welche die Restauration des Katholicismus überall hervorgebracht hatte; die Auffassung eines allgemeinen Interesses ward darüber unmöglich. Dagegen lebte der Cardinal Richelieu nur noch in den Ideen der Einheit und der politischen Macht. Die Partei, welche die Sache der Herstellung des Katholicismus als die erste in der Welt ansah, war in Frankreich nicht viel weniger lebendig als in Deutschland: in Deutschland siegte sie, in Frankreich ward sie besiegt.

Zweites Capitel.

Zerwürfniß zwischen Richelieu und Maria Medici.

Auf das lebendigste wird man an die Königin Maria Medici in dem von ihr erbauten Palast Luxemburg in Paris erinnert. Der Bossagestyl, der in demselben großartiger als in irgend einem andern Bauwerk diesseit der Alpen zur Anwendung gebracht ist und ihm ein so ungemeines Ansehen von Dauer und Stärke verleiht, ist eine Nachahmung toscanischer Vorbilder; doch vergißt man nicht, daß man in Frankreich ist. Die colossalen Pavillons wiederholen nur, was bei der Construction französischer Schlösser herkömmlich war; das Talent eines geschickten Meisters wußte nach dem Sinne der Königin italienischen und französischen Geschmack glücklich zu etwas Eigenthümlichem und Neuem zu verbinden. Dieser Palast sollte das Denkmal der Königin sein als der ersten Frau der Welt.[1] Sie umgab ihn mit reichen Gartenanlagen, in welche, um die Fontainen, die sie beleben sollten, zu speisen, die Gewässer von Rongis bei siebentausend Klaftern dahergeleitet wurden; die Arkaden der Wasserleitung blieben nicht ohne künstlerische Verzierung. Das Innere des Palastes schmückte ihr der berühmte Maler, der seine Dienste so recht eigen zwischen den Mitgliedern dieser Familie, in Brüssel, in Madrid, London und Paris theilte, Peter Paul Rubens, mit kunstgeübter und gelehrter Hand. Portrait

[1] Zorzo Zorzi, Relatione di Francia et Olanda 1629: Fabrica un palazzo a Parigi che per ogni capo sia degna fattura della prima donna del mondo. Vgl. Quatremère, Geschichte der Architektur II, 134.

und Allegorie verbindend, denn wie ließe sich sonst Geschichte der Zeitgenossen in das Reich der allgemeinen Anschauungen erheben? stellte er die vornehmsten Momente ihres Lebens in einer Reihe farbenprächtiger Gemälde dar, welche die Räume einer hierzu eigens gewidmeten geschlossenen Gallerie ausfüllten. [1] Mit besonderer Liebe verweilt er bei den Zeiten ihrer Regentschaft. Auf einem dieser Bilder sieht man die Ungethüme, die den Staat gefährden, von dem Speer der Minerva und dem Geschosse Apollo's (es ist der belvederische, der hier den Bogen wirklich führt) in die Nacht zurückweichen, von der Fackel, die das Verderben bringen sollte, in ihrem Untergange beleuchtet, während die Vorsicht der obersten Götter die gerettete französische Welt mit den Symbolen des friedlichen Glückes, der Gnade und Liebe ausrüstet. Auf einer anderen Tafel erscheint die stolze und lebenskräftige Fürstin selbst, die Wage der Gerechtigkeit in ihrer Hand, vom Ueberfluß, der belohnenden Freigebigkeit und den Symbolen künstlerisch wissenschaftlicher Bemühungen umgeben; zu ihren Füßen winden sich, jetzt verspottet, die besiegten Laster, während die Zeit den Genius von Frankreich zu einer besseren Zukunft führt. Ein andermal sieht man diesen Genius die Hydren der Zwietracht und Empörung in den Abgrund schleudern. Denn der Königin schien alles vollendet, als sie ihrem Sohne wieder wirksam zur Seite stand; sie erfreute sich der Erinnerung an die ersten glücklichen Jahre der Regentschaft, deren Andenken durch die späteren Unfälle und Verwirrungen erhöht wurde; sie genoß das Lob, das man ihr dafür darbrachte, als einen Tribut, der ihr gebühre.

In Maria Medici lebte der Sinn ihrer Altvordern für Kunst, Literatur und allgemeine Bildung; um sie her sammelte sich die gute Gesellschaft der Zeit aus den höchsten Kreisen; sie freute sich an Pracht und Wohlleben; aus dem gebildeteren

[1] La galerie du palais de Luxembourg dessinée par les S[rs] Nattier 1770. Michel, Vie de Rubens 125.

Leben Italiens hat sie manche städtische Ergötzlichkeit in Paris erst eingeführt. Die Aeußerlichkeiten des Kirchendienstes zu beobachten, machte ihr Vergnügen; es gab kein wunderthätiges Marienbild, zu dem sie nicht wallfahrtete; sie stiftete Spitäler und Klöster. Sie liebte, in den großen politischen Angelegenheiten ihre Hand zu haben, nicht unabhängig von wechselnden Einflüssen, noch immer dasselbe Ziel verfolgend; sie warf ihre Leidenschaft und Laune in die Geschäfte; ihre letzte Regel für dieselben war zuletzt die persönliche Genugthuung. Nie vergaß sie eine angethane Beleidigung; es machte ihr Freude, vom Staube zu erheben oder vom Gipfel des Glückes herabzustürzen, zu keinem anderen Zweck, als weil es ihr so gefiel.[1]

Damals nun, Mutter des Königs, der ihr eine große Rücksicht widmete, und unbedingte Meisterin über ihren zweiten Sohn, den künftigen Thronfolger, da zugleich der vorwaltende Minister in Verbindung mit ihr emporgekommen war, schien sie eine beneidenswerthe Stellung zu besitzen, ihre Macht unerschütterlich zu sein.

Um so größeres Aufsehen erregte es, daß sich einige Zeit daher ein Mißvernehmen zwischen ihr und dem Minister bildete. Von allen zuerst soll die junge Gemahlin des Herzogs von Orleans aus dem Hause Montpensier den Samen des Widerwillens gegen das anmaßungsvolle Betragen des Cardinals in die Seele der Königin geworfen haben.[2] In den Memoiren Richelieu's wird jener Freundin Ornano's, der Herzogin von Chevreuse, die einmal bekannt hat, daß sie die Intrigue nicht um eines Zweckes willen, sondern an sich selbst liebe, fast noch ein größerer Einfluß zugeschrieben. Sie hielt, wie die

1 Zorzo Zorzi: non per lunghezza di tempo nè per successione di cose depone mai la memoria delle ingiurie che le vengono fatte. — Non cura punto, anci neglige il beneficio commune. Per altro è generosa splendida e liberale in estremo: ama le lettere ed i letterati e si compiace assaissimo del suono delle proprie lodi.

2 Mémoires de Brienne I, 433.

Prinzessin von Conti, geborne Guise, die Hinneigung zur lothringischen Partei aufrecht.

Denn noch waren die alten Gegensätze des vorigen Jahrhunderts am Hofe nicht ganz verwischt. Bei bedeutenden Anlässen standen noch immer auf der einen Seite der Herzog von Guise und seine Verwandten, Epernon, Bassompierre, wohl auch Crequi, auf der andern Condé, Soissons, Longueville.[1] In dieser, der Partei der Prinzen von Geblüt, erblickte die Königin noch immer, wie von Anfang an, ihre Gegner. Als den gefährlichsten betrachtete sie Condé. Condé war ein warmer Bewunderer der Verwaltung des großen Staatsmannes: dieser hielt für gerathen, den ersten Prinzen von Geblüt zu gewinnen, und begünstigte es, daß derselbe, was er besonders wohl zu schätzen wußte, zu einem sehr ansehnlichen Besitze gelangte. Insofern Nevers sich zu den Prinzen von Geblüt hielt, berührte die mantuanische Sache diesen Parteigegensatz. Die Königin hätte lieber gesehen, daß man den Anspruch, den die verwittwete Herzogin von Lothringen, Margaretha Gonzaga, die durch ihre Mutter selbst aus dem Mediceischen Hause stammte, auf Montferrat erhob, verfochten hätte. Es finden sich Briefe der Herzogin, aus denen man erkennt, daß ihr sehr bestimmte Versicherungen gemacht worden sind.[2] Sie sagt, nur auf das Fürwort der Königin habe sie sich verlassen, keinen anderen Rückhalt habe sie gesucht; sie denke nicht, daß sie Denen nun werde unterliegen müssen, welche die Gunst anderer Leute

[1] Bagni 8, 15. Nov. 1630: Per la regina dichiaravasi tutta la casa di Guisa, Pernon, Bassompierre, Crequi ed altri simili. Credevasi che il re fosse confortato (gegen die Absichten der Königin) dal Principe di Condé Conte di Soesson Duca di Longavilla ed altri poco ben affetti alla regina madre.

[2] In der Sammlung der autographischen Correspondenz der Königin in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Die Herzogin beklagt sich z. B., daß man ihrer bei den Unterhandlungen von Regensburg vergesse, und fordert, daß ein Courier an die Gesandten geschickt werde, pour leur défendre absolument d'attendre à aucun accord que je ne suis satisfaite.

gesucht und gefunden; sie drückt sich auf eine Weise aus, als fordere es die Ehre der Königin, sie in Schutz zu nehmen. Wie höchst widerwärtig mußte es nun die Königin berühren, daß, nachdem die Prinzessin von Montpensier in ihrem ersten Kindbett gestorben war, ihr Sohn von Orleans eine Neigung für Maria Nevers-Gonzaga faßte, die Tochter desselben, für welchen Mantua behauptet werden sollte! Sie glaubte nicht anders, als daß es darauf abgesehen sei, ihr den Sohn zu entreißen und mit der ihr widerwärtigen Faction auf immer zu verbinden.[1] Da sie erfuhr, es sei eine Entführung und alsdann eine heimliche Vermählung im Werke, so ließ sie die Prinzessin Marie sammt der Herzogin von Longueville, bei der sich dieselbe aufhielt, nach Vincennes führen, ohne Rücksicht darauf, daß dieses Schloß sonst nur für Staatsgefangene diente.[2] Die öffentliche Meinung erklärte sich gegen die Königin, von der man annahm, daß sie ihren Sohn für eine ihrer Verwandten in Florenz bestimmt habe. Man wunderte sich, daß es sich dieser gefallen lasse: würde er eine kühne That wagen, so würde er 20,000 junge Leute für sich haben, der König selbst nicht gegen ihn sein. Die Königin meinte, doch man sieht nicht, ob mit vollem Recht, daß sich auch Richelieu in dieser Sache nicht zu ihr, sondern zu ihren Gegnern halte; denn mit den Prinzen von Geblüt denke er selbst in Familienverbindung zu treten.

Ueberdies aber war die Politik des Cardinals der Königin nicht katholisch genug. Einst hatte sie selbst und ihre vertraute Umgebung ihn eigentlich für einverstanden gehalten, aber schon den Frieden von Barcelona hatten sie ihm aufnöthigen müssen; sie meinten zu finden, daß er sich der religiösen Ansprüche der Königin von England nicht warm genug annehme; es empörte

[1] per tirarsi dietro le case di Soesson e di Longavilla e d'altri principi e magnati, — adherenti di quella di Nevers. Aus dem Bericht Gondi's an den Großherzog von Toscana bei Siri, Memorie VI, 339.

[2] Gondi 17. März 1629 bei Siri VI, 594.

sie, daß diese in dem letzten Frieden so gut wie übergangen waren; die den Hugenotten nach ihrer Unterwerfung noch gemachten Zugeständnisse erregten ihren Unwillen. Berulle, der die geistliche Richtung der Königin leitete, sah in Richelieu einen Abgefallenen, einen dämonischen Menschen, vor dem man sich hüten müsse. Nach Berulle's Tode war besonders der Großsiegelbewahrer Michel Marillac der Vertreter dieser Sinnesweise. Es ist derselbe, der einst bei der Erneuerung des salischen Gesetzes die Initiative ergriff: wie damals, so war er noch immer ein eifriger Royalist. Niemals hatte ein Großsiegelbewahrer mehr Edicte, die dem Parlament mißfielen, mit dem großen Siegel versehen. Sein Werk ist der Code Michaud, welcher eine Formulirung der Vorrechte der höchsten Gewalt enthielt, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war; für eine ganze Anzahl durchgreifender Anordnungen hat der Cardinal jede Verantwortlichkeit abgelehnt: denn sie seien in seiner Abwesenheit von Marillac auf eigene Hand erlassen worden. Marillac, von seinem jüngern Bruder Ludwig, der eben damals zum Marschall von Frankreich ernannt wurde, unterstützt und von der Meinung durchdrungen, daß eine höhere Eingebung alle seine Schritte leite, wollte vor Richelieu nicht zurückweichen. In Gegenwart der Königin ist es einmal zu einem lebhaften Wortwechsel zwischen ihnen gekommen.[1] Er wollte nicht Wort haben, daß die Hugenotten Geld von Spanien empfangen hätten; nur von bösen Menschen könne das verbreitet werden: die Inquisition würde es nicht leiden; der König von Spanien sei der beste Verbündete Frankreichs, seine Allianz mache jede andere entbehrlich.

Man darf der Königin und ihren Freunden nicht eine schlechthin spanische Gesinnung zuschreiben; eine Unterordnung Frankreichs unter die Politik von Spanien hätten sie nicht

[1] Réponse au libelle: il luy donna deux fois de suite un démenti en mots couverts: sur quoy le cardinal sans s'émouvoir luy répondit en riant que c'estoit trop de luy parler ainsi par deux fois.

gebilligt; aber einen Bruch mit dieser Macht wollten sie um keinen Preis dulden; in der Allianz mit ihr sahen sie die Grundlage der wahrhaft katholischen Politik.

Und wie hätte es die Königin-Mutter nicht empfindlich berühren sollen, daß der Cardinal auf die Verhältnisse ihrer Töchter so gar keine Rücksicht nahm? Er zerstörte die aufkommende Macht von Savoyen-Piemont. Ein Brief der Königin Isabella von Spanien liegt vor, der das Schmerzliche dieses Verhältnisses recht eigen enthüllt. Sie rühmt darin ihren Gemahl, Don Philipp IV., von dem sie nur Beweise der Liebe empfange, der seit dem Antritt seiner Regierung nichts gethan habe, was den Franzosen unangenehm sein könnte, und vor allem die Uebereinstimmung der beiderseitigen Politik wünsche: dafür aber werde er jetzt auf das rücksichtsloseste angefallen. Sei der Herzog von Nevers, für welchen ihr Bruder das Schwert gezogen, demselben etwa näher als sie, seine Schwester? Sei ihr Bruder etwa gesonnen, gegen seine drei Schwestern Krieg anzufangen, eine nach der anderen? [1]

Die Politik der Königin war von der katholischen Idee beherrscht und vorzugsweise dynastischer Natur, wie es ihre Stellung mit sich brachte; sie wollte Frieden und Freundschaft mit den ihr durch die Bande des Blutes verbundenen Fürsten, inwiefern sich diese nicht etwa selbst, wie einst der König von England, den Ansprüchen ihrer Tochter entgegenstellten. Von dem Parteiverhältniß im Innern, in dem sie seit ihrer Ankunft gestanden hatte, konnte sie sich nicht losreißen. Richelieu dagegen hielt die ausschließend französischen Gesichtspunkte fest. [2]

[1] Madrid 9. Februar 1629: Quand je pouvois espérer que l'étroit parentage auquel nous sommes feroit étroite aussi l'amitié, il n'y a eu tant de rumeurs qu'asteure; cela me fait aussi croyre et craindre que c'est faute du bon naturel du roy — — — qu'à toutes les trois soeurs il veut faire la guerre, je m'en plains à V. M.

[2] Réponse au libelle: un des plus importans sujets de la cholère de la reine mère estoit que le cardinal n'avoit pas ménagé les intérestes

Auf religiöse und dynastische Verhältnisse nahm er keine Rücksicht. Spanien zu schonen, weil eine französische Prinzessin auf dem spanischen Thron saß, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; und hätte er daran gedacht, so wäre er verloren gewesen. Des seinem Grundgedanken Untreugewordenen würden sich die Gegner bald entledigt haben.

Der Gegensatz der Politik, der Tag für Tag unangenehme Berührungen hervorrufen mußte, denn die Mutter des Königs hatte Sitz und Stimme in dem Conseil, war nun aber oder wurde zugleich ein persönlicher.

Man konnte zweifeln, wer von den beiden den anderen am meisten gefördert hatte, ob die Geschicklichkeit des Cardinals der Königin bei der Wiederversöhnung mit dem König, oder ob die natürliche Autorität der Mutter bei ihrem Sohne dem Cardinal bei seinem Emporkommen nützlicher gewesen sei. Das heißt: andere Unbetheiligte konnten zweifeln.[1] Die Königin selbst und ihre Freunde standen nicht an, ihr bei weitem das größere Verdienst zuzuschreiben. Sie hatte einst dem Bischof von Luçon die Führung ihrer Geschäfte anvertraut, sich für seine Erhebung zum Purpur dringend verwandt und dazu mitgewirkt, ihm den Eintritt in das Conseil, die erste Stelle darin zu verschaffen: sie sah ihn fast als ihre Creatur an. Ueberdies sie war die Fürstin, die Frau, sie forderte Rücksicht auf ihre persönlichen Wünsche, die ja am Tage lagen: wenn sie sich vollends für eine Sache ausgesprochen, so meinte sie fordern zu können, daß der Cardinal nicht dagegen sei.

Sie hatte einmal das Glück genossen, Gebieterin eines großen Reiches zu sein, für jeden Gedanken beflissenen Dienst-

de Mesdames soeurs du roi qui n'estoit à dire autre chose si non que le Cardinal n'estoit pas Espagnol Anglais ny Savoyard, mais homme de bien, fidèle serviteur du roi.

[1] Zorzo Zorzi entscheidet für den Cardinal: L'autorità del C^le^ l'a portata a dominare il governo. Se il C^le^ istesso, che pur è stato il fabro di tanta mole, volesse abassarla, non lo potrebbe al sicuro.

eifer, für jeden Befehl unbedingten Gehorsam zu finden: da hatte sie jeden als einen Feind des Landes betrachten dürfen, der ihrem Willen entgegen war; dieses stolzen Herrscherbewußtseins konnte sie sich nicht entwöhnen.[1]

Schon als Richelieu von dem ersten Feldzuge nach Italien zurückkam, war er nicht mehr gnädig empfangen worden; als er nach der zweiten in Lyon eintraf, wohin ihm die Königin vorangegangen, wurde er mit Beweisen entschiedener Ungnade aufgenommen. Er hat verzeichnet, was er alles gethan habe, um sie umzustimmen: alle seine Dienste der früheren Zeit und ihre glücklichen Erfolge habe er ihr ins Gedächtniß zurückgerufen und sie nur gebeten, ihm anzugeben, was man ihr zu seinem Nachtheil hinterbracht habe, was sie vermuthe oder ihm vorwerfe; wenn er sie dann nicht eines Andern überzeuge, so wolle er sich schuldig bekennen. Aber es war alles vergeblich. Richelieu bemerkt, es sei unmöglich, eine einmal gereizte, von Leidenschaft erfüllte Frau durch Gründe auf andere Meinung zu bringen.

Indem jene Entscheidungen, deren wir gedacht haben, in Regensburg erfolgten, die italienischen und die deutschen Verhältnisse sich so ganz zu Gunsten Ludwigs XIII. wandten, wurde dieser Fürst selbst von einem Anfall seiner Krankheit heimgesucht, der sein Leben auf das ernstlichste bedrohte. Eines Tages, im September 1630, hat man ihm schon die Sterbesacramente administrirt. Ein Ereigniß von einer unermeßlichen Aussicht, wenn er starb; die gesammte äußere und innere Politik wäre umgewandelt worden. Aber auch um das Bett

[1] Relation de ce que fit le Card. de Richelieu dans les premiers mescontentemens de la Reyne-Mère, à Lyon au retour d'Italie; au mois de Sept. Aubéry, Mém. pour l'Hist. du Card. de Richelieu VII. p. 257. Bei der Zusammenstellung der Memoiren von Richelieu ist diese Aufzeichnung sonderbarer Weise unberücksichtigt geblieben. Vialart, wie immer sehr parteiisch, ist doch auch hier recht gut unterrichtet und bringt noch einige besondere Umstände bei.

des Todtkranken drängte sich die Intrigue. Durch ein unverwerfliches Zeugniß ist es beglaubigt, daß der König seiner Gemahlin versprochen hat, Richelieu zu entfernen, aber allerdings unter einer Bedingung, welche die Erfüllung dieses Versprechens in eine unsichere Ferne rückte: erst alsdann nämlich, wenn der Friede werde geschlossen sein.[1] Für den Fall, daß er sterben sollte, war von den anderen Anstalt getroffen, den Cardinal festzunehmen. Auch um diesen schaarten sich seine Freunde, zu denen Montmorency gehörte: mit ihrer Hülfe dachte er sich auf eine jener Privatfestungen zu retten, deren Existenz er vom Standpunkte des Staates aus verdammte.

Aber der König genas von seiner Krankheit; mit seiner Mutter und dem Minister zugleich nahm er seinen Rückweg nach Paris. Auf der Reise hat man den Cardinal und die Königin sich mit einander unterhalten sehen; sie erschien nicht geradezu ungnädig gegen ihn. Aber bald nach der Rückkunft gaben ihr ihre Freundinnen und Freunde den Rath, nicht länger an sich zu halten.

Ob sie dabei berechnete, daß Marschall Marillac, der mit ausgedehnten Vollmachten zur Armee in Italien abgegangen war, nunmehr daselbst angekommen sein mußte und daher ein Theil der bewaffneten Macht zu ihrer Verfügung stand, sowie dagegen, daß die Freunde des Cardinals, Schomberg und Effiat, nicht bei Hofe waren? Man hat es damals gesagt: wir lassen es dahingestellt. Bei der ersten Gelegenheit, als der König von Versailles in die Stadt kam und ihr in ihrem Palast einen Besuch machte, schritt sie zu dem Unternehmen, den Cardinal zu stürzen. Der König war in der Absicht gekommen, sie mit demselben zu versöhnen: der Cardinal selbst erschien in dieser Hoffnung in ihrer Mitte; aber bei den ersten Worten zeigte sich, wie ganz unmöglich das war; in Ausdrücken heftigen Un-

[1] que ce ne seroit qu'après qu'il auroit fait la paix avec l'Espagne. Brienne's Mémoires II, 10. Alle weiter gehenden Angaben darf man als unverbürgt verwerfen.

willens erklärte ihm die Königin, daß sie die Verwaltung ihrer besonderen Angelegenheiten nicht länger in seinen Händen lassen könne. Auf einen Wink des Königs küßte der Cardinal den Saum ihres Kleides: seine Versicherung, er habe ihr treu gedient, fand keine Beachtung mehr bei ihr; sie kehrte ihm den Rücken; auf seine Bemerkung, wie er, so würden wahrscheinlich auch die Seinen in Ungnade sein, entließ sie auch Madame de Combalet, seine Nichte, aus ihrem Dienst; beide entfernten sich. Maria Medici blieb darauf mit ihrem Sohn allein. Mit dürren Worten und geradezu drang sie nicht darauf, daß er Richelieu aus den Geschäften entfernen solle; aber sie sagte ihm, er sei ein böser Mensch und besonders der undankbarste, den die Erde trage; auch Ludwig werde ihn noch kennen lernen, wie sie ihn kenne; er denke seine Nichte mit dem Grafen von Soissons zu vermählen; den König selbst werde er dann stürzen, den Graf auf den Thron zu erheben trachten. Ludwig antwortete: sein Minister sei ihm unentbehrlich, und er kenne ihn als einen Mann von Ehre und Treue; die Königin deutete an, die beiden Marillacs würden vollkommen fähig sein, ihn zu ersetzen. Eben diese Namen aber brauchten nur genannt zu werden, um den König zu entrüsten; er zweifelte nicht mehr, daß ein Plan geschmiedet sei, ihn zu einer Veränderung des Ministeriums und des ganzen Regierungssystems fortzureißen. In Gegenwart seiner Mutter hielt er an sich und zeigte sich ruhig, denn zur Selbstbeherrschung war er gewöhnt; als er in seine Wohnung, in sein Zimmer kam, brach seine ganze Gemüthsbewegung hervor; er riß seine Kleider auf und warf sich aufs Bett; er fühlte sich, sagte er, wie vom Feuer verzehrt; einen einzigen Minister besitze er, der ihm von Nutzen sei; gegen den habe man das Herz seiner Mutter vergiftet; bei der Erwähnung der Marillacs hatte er zu erkennen geglaubt, daß eine schleichende Cabale den einen stürzen, die anderen erheben wolle. Ein junger Mensch, der damals die Dienste des ersten Kammerherrn bei ihm versah und als sein Günstling angesehen wurde, St. Simon, machte ihn aufmerksam, daß er

doch der Herr sei und seine Minister gegen die Cabale in Schutz nehmen müsse. [1]

Im Luxemburg und in der Gesellschaft der Stadt ward angenommen, die Königin habe über den Cardinal, den man hatte weggehen sehen, den Sieg davongetragen; neben den Marillacs bezeichnete man Bassompierre, der insgeheim mit der Prinzessin von Conti vermählt war, den Parlamentspräsidenten Molé und einige andere als die vermuthlichen Mitglieder der neuen Verwaltung. Von dem Cardinal erzählte man sich, er bringe bereits seine Papiere und seine beste Habe in Sicherheit und schicke sich zur Abreise an. Am Abend drängte sich alles in den Zirkel der Königin, welche das Ruder des Staates in den Händen zu haben schien und glaubte. Sie kümmerte sich nicht mehr darum, daß ihr Sohn wieder nach Versailles gegangen war, sie hielt die Wirkung ihrer Worte für unfehlbar.

[1] Sehr auffallend ist es, wie ganz abweichende Erzählungen über diese Scene in Umlauf kamen. Darnach soll Richelieu während der Unterredung der Königin mit dem Könige durch eine Hinterthür ins Cabinet gedrungen sein und nach einem vergeblichen Versuche, sich zu entschuldigen, seine Entlassung angeboten und erlangt haben. So hatte auch Siri im Mercurio I, 1543 die Sache vorgetragen; der französische Auszug enthält sie ebenso. Aber bei der Abfassung der Memorie recondite wendete sich Siri an St. Simon selbst, der ihm nun bessere Nachrichten mittheilte. Siri bezeichnet sie als testimonio unico d'udita e di veduta, doch hat man sie bisher meistens übersehen. In neuester Zeit ist eine Relation, die von St. Simon dem Sohne stammt, bekannt geworden (in der Revue des deux mondes 1834). Der jüngere St. Simon soll sie im hohen Alter, erst im Jahre 1757, nach der Erinnerung aus den Erzählungen seines Vaters aufgesetzt haben. Schon Griffet hatte Bd. II, S. 66 davon Gebrauch gemacht; im allgemeinen stimmt sie mit dem überein, was sich bei Siri findet; doch versteht sich, daß der Historiker, der seinen Gewährsmann selbst befragte und dessen Erzählung sogleich niederschrieb, mehr Glauben verdient, als der Sohn, der aus später Erinnerung das Pikante der Scenen, von denen ihm sein Vater gesagt hatte, zu schildern versuchte. Schon Mad. de Motteville theilte aus dem Munde des älteren St. Simon Einiges mit, das mit Siri übereinstimmt und ihn ergänzt. Coll. de Petitot XXXVI, 426. Ueber die Scenen im Luxemburg benutzte ich noch eine ausführliche Depesche von Vic und Augier an den englischen Hof, die über das Folgende, das St. Simon allein wissen konnte, nichts enthält.

Wäre Catharina Medici in dieser Lage gewesen, so hätte sie schwerlich gehandelt; sie hätte ihren Sohn keinen Augenblick aus den Augen gelassen, bis das angefangene Werk vollendet gewesen wäre. Aber Maria Medici gehörte zu denen, die mehr den Genuß, als die Ausübung der höchsten Gewalt lieben; sie mochte die Ordnung ihres Tages, der mit mancherlei bequemen Beschäftigungen ausgefüllt war, nicht unterbrechen: auch ihre Aerzte wünschten es nicht; sie überließ in den entscheidenden Augenblicken ihren Sohn sich selber und dem geistesmächtigen Cardinal. Vergegenwärtigen wir uns den König in diesem Verhältnisse.

Ludwig XIII. bot nicht im entferntesten den Anblick der stolzen und entschlossenen Persönlichkeit dar, welche man auf dem Throne sucht. Auf ihn war nichts von dem gewinnenden und fortreißenden Naturell seines Vaters, noch von der Prachtliebe seiner Mutter übergegangen. Um ihn her war weder Glanz noch Behagen: seine Vorzimmer waren leer von den Edelleuten des Hofes, die sich sonst um die Könige drängen; seine Tafel war nicht besonders gut besorgt; seine Einladungen bildeten keinen Gegenstand der Eifersucht; in seinem Marstall hatte man Mühe, ein gutes Gespann zusammenzubringen. Er selbst machte den Eindruck des Krankhaften und Schwächlichen, und nicht selten kamen seine Krankheiten eben dann zum Ausbruch, wenn er am meisten der Gesundheit bedurft hätte. Als er einst im Parlament ein Edict bekannt machte, das von allen, die er gegeben, den meisten Widerspruch erfahren hat, in seinem Throngerichte ward er vom Fieber ergriffen. Fast ironisch lautet die Schmeichelei, die ihm einer seiner Begleiter darüber sagte: indem er Andere erzittern mache, zittere er selbst. Er stotterte, wenn er zu sprechen anfing. Aber er hatte, wenn wir so sagen dürfen, einige negative Tugenden. Wie aller unüberlegten Freigebigkeit, so war er auch für sich selbst jedem nicht unbedingt nothwendigen Aufwand abhold. Wie geringfügig und arm nahm sich das kleine Jagdschloß aus, das er zu Versailles bauen ließ,

verglichen mit dem Luxemburg! Mehr aber erlaubte er sich nicht. In der Mitte der tausendfältigen Verführung, der laxen Moral, die an dem Hofe gäng und gebe war zum Trotz, hielt er sich sittlich immer unbefleckt: wenn er jemals Wohlgefallen an einer Dame gezeigt hat, so ist dies unschuldig geblieben. Das einzige Vergnügen, dem er sich mit Lust hingab, war die Jagd; doch hätte er darüber nie versäumt, der Messe beizuwohnen oder in dem Ministerrath zu erscheinen: er war frei von Leidenschaften. Wir gedachten schon der Vorliebe für das Militärwesen, die ihm von Jugend an eigen war: in der Schützencompagnie, die er aus seiner Umgebung errichtete und in welcher immer derjenige Hauptmann war, welcher zuletzt den besten Schuß gethan, stellte er sich als Gemeiner ein und gehorchte dann den Anordnungen des Capitäns mit Pünktlichkeit. Und bei den halbmechanischen Uebungen blieb er nicht stehen: er wandte den Regeln des Krieges seine Aufmerksamkeit zu; er lernte, was zur Belagerung eines festen Platzes, zur Aufstellung einer Armee im offenen Felde gehöre; er wußte eine Position zu wählen, und wohl verstand er, in seinen Generalen Verdienst und Talent zu unterscheiden. Doch wäre er auch in den Jahren frischer Manneskraft, in denen er jetzt stand, nicht fähig gewesen, weder eine Armee selber anzuführen, noch die Politik seines Landes selbständig zu leiten. Höchst wunderlich nahmen sich seine Audienzen aus. Er brauchte fast eine Viertelstunde, um ein paar Worte herauszubringen, die er, um seine Meinung verständlich zu machen, mit heftigen Gesten begleitete. Seine Rede und seine Haltung zeugten dann von jenem fast angebornen Begriff von seiner Stellung und seinem Rechte, den er durchzuführen sein Lebenlang bemüht gewesen ist. Ueber das Verhältniß Frankreichs zu Europa dachte er etwa wie sein Vater. Da hatte nun der gewaltige Minister an seiner Seite einen unbeschreiblichen Einfluß auf ihn gewonnen. Cardinal Richelieu war weit entfernt, der Günstling des Königs zu sein; es scheint eher, als habe ihn der König per-

sönlich nicht geliebt. Wenn er dafür sorgte, daß Niemand in der Umgebung des Herrn Ansehen gewann, der ihm entgangen war, so konnte das doch nur den Verlust seiner Autorität abwehren, nicht sie begründen. Sein Ansehen beruhte auf dem Zusammentreffen seiner politischen Tendenzen mit dem angebornen Sinne des Königs, dem unvergleichlichen Talent, mit dem er sie verfolgte, dem Succeß, den er hatte. Kein engeres Band gibt es unter Menschen, als gemeinschaftlich gewollte, begonnene, durchgeführte Unternehmungen. Sollte Ludwig XIII. nicht fühlen, daß diese mächtige Kraft die Mängel der seinigen ergänze? Selbst ohne den Genius eines Staatsmannes, wußte er denselben doch in dem Cardinal wahrzunehmen, anzuerkennen. Und nicht etwa nur von seinen Rechten und Ansprüchen redete ihm dieser, sondern auch von der Anstrengung und Arbeit, mit der er sie zu verfechten habe. Er müsse, sagte er ihm unter anderem, die Dinge von fernher vorbereiten, Herz haben, sie zu unternehmen, Festigkeit und Geduld, um sie auszuführen. Nie dürfe er versäumen, seine Handlungen zu rechtfertigen: alles Heil eines Fürsten beruhe auf der Meinung, die man von ihm hege: keinen Nachtheil in dieser Beziehung möge er aus der Acht schlagen; fortwirkend führe auch der geringste zum Ruin. Die hohe geistliche Würde, die Richelieu bekleidete, gab ihm, selbst der königlichen Person gegenüber, ein Gefühl von Unabhängigkeit, das ihn nie verließ. Er erscheint zugleich als erster Minister und als Vertrauter und Lehrer. In seinen Gutachten setzt er die obersten Grundsätze fest, wendet sie, der möglichen Einreden gedenkend, auf den vorliegenden Fall an und sucht von der Nothwendigkeit eines Entschlusses erst zu überzeugen, ehe er ihn angibt. Zuweilen hält er dem Könige seine Fehler, wenn auch in rücksichtsvollen Ausdrücken, doch in der Sache selbst ohne Schonung vor; er sucht ihn immer zum vollen Bewußtsein der Höhe seines Berufes zu erheben. Besonders merkwürdig sind die Stellen, in denen er den Unterschied der persönlichen Pflichten von denen, die das königliche Amt gebiete,

auseinandersetzt. Als Menschen, sagt er, seien die Könige den Fehlern anderer Menschen unterworfen; ganz verschieden davon seien die Sünden, deren sie sich als Könige schuldig machen. Mancher möge heilig sein als Mensch, der als König verdammt werde; der Fürst müsse seine Macht zu dem Zwecke brauchen, zu dem sie ihm von Gott anvertraut worden sei, seinen Staat in Ordnung halten, die Gewaltsamkeiten der Mächtigen verhindern, böse Anschläge unterdrücken; würde er es nicht thun, so würde er sich mit persönlicher Schuld beladen. Ein Christ könne Beleidigungen nicht früh genug vergeben, ein König könne sie nicht zeitig genug züchtigen. Denn Gott habe die Rache in die Hände der Könige und Obrigkeiten gelegt; die Bestrafung dürfe nicht etwa einer andern Welt überlassen werden: „denn der Staat," sagt er, „hat keine Existenz nach dieser Zeit; sein Heil ist in der Gegenwart, oder null und nichtig." Er will auch den höchsten Persönlichkeiten hierin keine Schonung angedeihen lassen. Das Verbrechen der beleidigten Majestät selbst nur in Gedanken zu begehen, verdiene Strafe.[1]

Die herbsten Lehren der ausschließlichen monarchischen Orthodoxie trug der Cardinal dem König in rücksichtsloser Consequenz vor und fand bei diesem, der von Natur zur Strenge neigte und überzeugt war, daß sein Minister keine anderen Gedanken und Pläne hege, als auf die Größe des Reiches und des Königthums zielende, vollkommen Eingang. Wenn

[1] De croire que, pour être fils ou frère du Roi ou prince de son sang, ils puissent impunément troubler le royaume, c'est se tromper. Il est bien plus raisonnable d'assurer le royaume et la royauté que d'avoir égard à leurs qualités qui donneroient impunité, et par ce moyen engageroient diverses personnes contre le Roi et contre l'État par une mauvaise disposition quasi naturelle et commune à tous sujets qui estiment profiter dans les changemens. Les fils, frères et autres parens des rois sont sujets aux lois comme les autres, et principalement quand il est question du crime de lèse-majesté, qui est si important que même, suivant la disposition de la loi, celui qui en est coupable par une simple pensée, est digne de punition. Mémoires de Richelieu VII. p. 177.

man Richelieu über seine natürliche Sphäre hinausreichende Absichten Schuld geben wollte, so erschien das dem König als eine Verleumdung der Cabale, die ihn zu umgarnen suche.

In der damaligen Einsamkeit von Versailles, nicht ohne den Einfluß von St. Simon und Lavalette, entschloß sich der König, den Cardinal Richelieu, der den meisten bereits verloren schien, zu sich zu bescheiden, und wies ihm ein Zimmer zunächst dem seinen an. Richelieu sagte ihm, er wolle sich lieber in die Zurückgezogenheit begraben, als Entzweiung zwischen ihm und seiner Mutter veranlassen: der Hof komme ihm vor, wie ein von Stürmen umgewühltes Meer; sei es nöthig, so wolle er sich opfern, wie Jonas. Der König antwortete, wenn der Cardinal wirklich einen Fehler gegen seine Mutter begangen hätte, so würde er ihn nicht in Schutz nehmen; aber er sehe wohl, daß alles von einer Faction herrühre, welche die Königin als ihr Werkzeug brauchen wolle. Ihm habe der Cardinal immer gut gedient; es würde ungerecht sein, ihn zu entlassen; er könne und wolle ihn nicht entbehren.

Von allem dem, was man im Luxemburg voraussetzte oder erwartete, geschah dergestalt das Gegentheil. Der Cardinal blieb nach wie vor im Besitz der Staatsgewalt, die Marillacs fielen. Jener 11. November ist in der französischen Geschichte als der Tag der Betrogenen bekannt; denn denen, die der Sache von außen zusahen, erschien die Wendung, welche die Dinge nahmen, wie die unerwartete Lösung einer Comödie. Doch mischte sich nach dortiger Gewohnheit mit dem Scherze der Schrecken, mit dem Schrecken der Scherz.

Michel Marillac verlor die Siegel, der Marschall Marillac ward an der Spitze der Armee, deren Oberbefehl er so eben übernommen hatte, der Gefangenschaft und, nachdem er zurückgebracht worden, einem Criminalgerichtshof überliefert, von dem er schwerlich Gnade erwarten durfte.

Bei dem Gerüchte vom Falle des Cardinals ließ die Dame la Fargis, Vertraute der beiden Königinnen, der Nichte des-

selben sagen: sie bedauere seinen Fall, nicht um seinetwillen, sondern um ihretwillen. Nachdem die Dinge sich so ganz anders gewendet hatten, ließ die zweite der ersten anzeigen, nicht der Cardinal sei in Ungnade, sondern der Großsiegelbewahrer: es thue ihr leid, nicht um seinetwillen, sondern für Madame la Fargis.

Wie viel tiefer aber ward die Königin-Mutter von dieser Katastrophe betroffen! Ihre Freunde waren gefallen; ihr Gegner, den sie von sich gestoßen und den sie hinreichend kannte, um ihn für unversöhnlich zu halten, hatte den Platz behauptet.

Das Verhältniß war nicht sogleich auf immer entschieden. Hauptsächlich in Folge religiöser Anmahnungen, wie sie zu Weihnacht am Tage der unschuldigen Kinder, an welchem über die Versöhnung mit den Feinden gepredigt zu werden pflegte, vorkamen, gewann es die Königin einmal über sich, den Cardinal zu sehen und selbst im Conseil zu erscheinen; aber die ihr widerwärtigen Beschlüsse, die da gefaßt wurden, z. B. einer, der dem spanischen Gesandten den Zutritt in das Louvre erschwerte, ein anderer, nach welchem sich Madame la Fargis vom Hofe entfernen sollte, verleideten ihr eine Theilnahme, zu der sie sich ohnehin nur zwang. „Ihr florentinischer Geist," sagte der niederländische Gesandte, „kann sich den Geboten der christlichen Geduld nicht unterwerfen."

Noch meinte man, das Ewig-Geheime in den Sternen lesen und in die Kreise des Lebens, das nur auf seine eigene Regel angewiesen ist, hereinziehen zu können. Ein Italiener, der im engsten Vertrauen von Maria Medici war, Luca Fabbroni, beschäftigte sich viel mit Astrologie, und sie hat zuweilen Rath von ihm genommen; wenn etwas Auffallendes in ihrem Hause geschah, so wollte sie erforschen, was es ihr bedeuten könne. Man hat ihr wohl den Tod ihres Sohnes, den Sturz des Cardinals verkündigt; aber auch das Gegentheil ward ihr prophezeit: der Cardinal werde immer mächtig, immer glücklich sein; man rieth ihr, sich mit ihm zu versöhnen. Schon längst

hatte sie gefürchtet, er möchte ihr zu stark sein und ihr am Ende noch begegnen wie Luynes; wenn sie jetzt die Autorität erwog, die er wieder erlangt hatte, so ergriff sie eine Ahnung, daß sie sich auf immer unglücklich machen werde, wofern sie sich nicht mit ihm aussöhne. In den Tagen, da sie ihn wieder sah, übte seine Gegenwart, die Nachwirkung der seit so vielen Jahren fast zum Bedürfniß gewordenen Gewohnheit, ihn zu sehen und zu sprechen, einen beruhigenden Einfluß auf sie aus; sobald er sich aber entfernt hatte, brach der einen Augenblick zurückgedrängte Widerwille um so heftiger wieder hervor. Weil sie dafür keinen rechten Grund angeben konnte, so regte sich die Meinung, daß irgend eine geheime dämonische Einwirkung sie beherrsche; auf den Rath ihres Beichtvaters hat sie Almosen gegeben und Gelübde gethan, um sich von derselben zu befreien — natürlich vergebens —; in der Tiefe ihrer Seele, ihrem eigensten Selbst wohnten ihr die dämonischen Gewalten. Sie konnte nicht ertragen, in Frankreich zu leben, ohne zu herrschen; die Erinnerung an die alte Freundschaft machte die Kränkung, die sie erfuhr, ihr nur empfindlicher; sie sah die Gefahr, in die ein neuer Kampf sie stürzen werde; aber ihr Ehrgeiz, nicht nachzugeben, war stärker als ihre Besorgniß; sie ließ die Hoffnung nicht fahren, den Feind noch zu demüthigen; man hörte sie sagen, sie erwarte ihre Zeit, es werde noch einmal eine solche kommen, wo sie handeln könne, wie ihr beliebe.

Der Zustand, der dadurch eintrat, ward zunächst dem König unerträglich. Er sagte, seine Mutter mache oder erhalte ihn krank. Er hatte bisher die Gewohnheit gehabt, wenn er von der Jagd kam, in ihren Gemächern so lange zu verweilen, bis er zur Tafel gerufen wurde; jetzt ließ er sich ein eigenes Zimmer für diese Zwischenzeit einrichten.[1] Im Januar 1631 lud er seine Mutter zu einer Comödie ein, die er zur Ergötzung des Hofes im Louvre veranstaltet hatte; aber weder die Königin

[1] De Vic, 24. Dec. 1630.

erschien, noch eine einzige ihrer Damen. Die Entrüstung, die der König hierüber zeigte, mochte sie veranlassen, der nächsten Einladung Folge zu leisten; allein das gute Verhältniß war damit nicht hergestellt. Man sah Beide Viertelstunden lang neben einander sitzen, ohne daß sie ein Wort wechselten: in plötzlicher Aufregung erhob sich der König und eilte ins Freie.[1]

Eine nicht unbedeutende Rolle fiel unter diesen Umständen dem Herzog von Orleans zu. Wohl ließ er verlauten, er denke nur die Mutter mit seinem Bruder zu versöhnen, ihr Hader mit dem Cardinal gehe ihn nichts an: wie wäre aber noch möglich gewesen, diese Mißverhältnisse von einander zu scheiden? Zunächst stand Gaston mit Richelieu in gutem Vernehmen; der vornehmste seiner damaligen Vertrauten, der Präsident le Coigneux, schloß mit demselben so eine Art Freundschaftsvertrag. Richelieu versprach dem Präsidenten den römischen Purpur; Coigneux dagegen sagte ihm zu, daß der Herzog von Orleans niemals gegen ihn sein, vielmehr ihm immer Rückhalt gewähren werde. Aus den römischen Papieren sehen wir, daß Richelieu sich eifrig für die Promotion verwandte, sowie es gewiß ist, daß ihm das gute Verhältniß zu dem Herzoge von Orleans am Hofe sehr zu statten kam. Manche von den Freunden der Königin fielen von ihr ab:[2] die Partei des Cardinals, zugleich die der Prinzen von Geblüt, war die stärkere. Um so mehr lag der entgegengesetzten, den Feinden des Cardinals oder seines Systems, denen, die mit Lothringen zusammenhingen, vor allen anderen der Königin-Mutter selbst, an der

[1] Aus dem Schreiben von Leclerq an den Infanten, 20. Januar 1631: Le regret des bons en la cour est de voir ces deux coeurs royaux plus en la taciturnité qu'à la réjouissance.

[2] Aus den Briefen des Nuntius Bagni 29. Nov.: Richelieu tornò nel sommo della dominatione fortificato dal medesimo Monsieur et dai principi del sangue di maniera che gli emoli richiedevano humilmente la sua amicitia.

Auflösung des Einverständnisses zwischen dem Herzog und dem Cardinal.

Einen unbeschreiblichen Einfluß hat Maria Medici von jeher über ihren jüngeren Sohn ausgeübt; seine Günstlinge waren für ihre Gnadenbezeigungen, ihre Geschenke, zugänglich. Und da nun der römische Stuhl mit jener Promotion vorzuschreiten zögerte, was man der geheimen Einwirkung Richelieu's zuschrieb, wiewohl, soviel wir sehen können, mit Unrecht, da auch andere Anderen aus dem Hofhalte gemachte Versprechungen unerfüllt blieben und durch die geheimen Gegner des Cardinals das Mißtrauen genährt wurde,[1] dagegen aber die Königin keine Liebkosung sparte: so trat endlich Gaston auf ihre Seite zurück. Eines Tages erschien er in der Behausung des Cardinals, um demselben anzukündigen, daß er sein Freund nicht mehr sein könne: bei dem Fortgehen auf der Treppe wiederholte er das so laut, daß Jedermann es hörte; denn eben davon, daß man es wisse, versprach er sich einen großen Erfolg. Er verließ hierauf die Stadt und begab sich nach Orleans, um, wie so oft in alten Zeiten die Brüder der Könige, die Stellung einer offenen Widersetzlichkeit einzunehmen.

Ludwig XIII. war auf der Jagd, als ihm diese Entfernung seines Bruders gemeldet ward. Er eilte unverzüglich zur Stadt zurück, entschlossen, sein Ansehen um jeden Preis zu behaupten. Zuerst suchte er den Cardinal auf und erneuerte ihm die Versicherung, daß er ihn gegen Jedermann, wer es auch sei, in Schutz nehmen wolle; dann begab er sich zu seiner Mutter, der er den Schritt seines Bruders zuschrieb. Er bat sie, wie man versichert, mit Thränen, den Weg, den sie einschlage, der ins

[1] Nach dem Mémoire de M. le Cardinal Richelieu contre M. Châteauneuf bei Cousin M^me de Chevreux 234 hat Châteauneuf durch einen Versuch, die beiden Günstlinge Gastons zu entzweien, die Meinung veranlaßt, dieß sei eine mit dem Cardinal abgekartete Sache; M. Coigneux verlor hierdurch alles Vertrauen zu Richelieu: il conclut qu'il ne s'y pouvoit fier et partant méditoit la ruine du Cardinal.

Verderben führe, zu verlassen. Aber sie blieb unerschütterlich. Von der Manifestation ihres jüngeren Sohnes, an dessen Herkunft und eventuelle Rechte sich ein großes Ansehen knüpfte. erwartete sie eine solche Wirkung im Reiche, daß sie für sich selbst unbesorgt sein und vielmehr in der allgemeinen Erschütterung, welche erfolgen werde, sogar den Sieg erwarten zu dürfen meinte.

Es sah aus, als werde der König ähnliche Unruhen zu bestehen haben, wie die, welche er einst am Pont de Cé gedämpft hatte. Der Gegensatz der Mächtigen und ihres Eigenwillens gegen die oberste Verwaltung, sowohl ihre Zusammensetzung, als den Gang, den sie nahm, tauchte in dieser Form noch einmal auf. Das Gutachten ist übrig, worin Richelieu ausführt, daß es unter solchen Umständen unmöglich werde, zu regieren; im Innern sei die Königin mit der Partei der Guisen, mit allem, was nach besonderen Vortheilen trachte, verbündet; sie rege Parlamente und Communitäten gegen ihn auf; aber man wisse auch, daß sie mit den Höfen von Spanien und Lothringen in Verbindung stehe; sie sende ihnen Botschaften und empfange deren. Durch die innere Gährung werde der Muth der Feinde des Reiches angefacht; dagegen nähre die Einwirkung von außen den Trotz im Innern; sich stützend auf die Widersetzlichkeit des Herzogs von Orleans, vertraut mit dessen Vertrauten und ihren Ehrgeiz bestärkend, erwarte sie nur einen günstigen Augenblick, einen Unfall in den auswärtigen Angelegenheiten, oder eine Krankheit des Königs, um einen Umsturz der Regierung hervorzubringen, und auch ohnedieß werde sie niemals ruhen, bis sie Meisterin derselben geworden sei.

Um den Zusammenhang zwischen seinen Feinden bei Hof und in der Stadt zu stören, wahrscheinlich auch voraussehend, was sich begeben sollte, hatte Richelieu, dessen Autorität bei dem Könige durch die Angriffe auf ihn nicht verringert, sondern vergrößert wurde, den Hof nach Compiègne geführt. Beide

Königinnen, die Mutter und die Gemahlin, begleiteten ihn; Maria Medici wollte dießmal den eben begangenen Fehler nicht wiederholen.[1] Mancherlei Versuche der Versöhnung wurden alsdann gemacht, aber alle vergeblich: es war eben dort, wo jenes Gutachten erstattet wurde. Richelieu forderte seine Entlassung, wenn der König nicht entscheidende Mittel gegen das Uebel anwende; schwache würden es nur vermehren.

Der König wollte des Cardinals nicht entbehren, er faßte den Entschluß, sich von seiner Mutter zu trennen. Der nächste Gedanke war, sie wenigstens auf eine Zeit vom Hof entfernt zu halten; wenn die Fraction zerstört sei, durch welche sie verführt werde, möge sie dahin zurückkommen. Ludwig XIII. verließ Compiègne mit seiner Gemahlin, aber ohne seine Mutter mit sich zu nehmen, die sich vielmehr nach Moulins begeben sollte. Die Prinzessin von Conti und die Herzogin von Elboeuf wurden nach ihren Schlössern verwiesen.

Den Herzog von Orleans dagegen hätte Richelieu lieber wieder an den Hof gezogen. Er ließ ihm vorschlagen, sich nun mit Maria Gonzaga zu vermählen, und machte ihm andere vortheilhafte Erbietungen. Auch wäre der eine von den vertrauten Rathgebern des Herzogs, Puylaurens, geneigt gewesen, darauf einzugehen; aber le Coigneux hielt nach allem, was vorgefallen war, eine Aussöhnung, namentlich die seine, für unmöglich.[2] Und da ihnen Orleans keine Sicherheit darbot, entschlossen sie sich, das Reich zu verlassen, nicht etwa, als hätten sie an ihrer Sache verzweifelt; durch ausgesprochene Feindseligkeit hofften sie derselben vielmehr im Innern entschiedene Anhänger zu verschaffen, durch ihre Entfernung auswärtige Hülfe zu gewinnen. In Avignon sie aufzunehmen, trug die dortige päpstliche

[1] Augier 24. Februar behauptet, die Absicht des Cardinals bei der Reise sei überhaupt gewesen, dépiter la royne mère et dans ce dépit aigrir S. M. contre elle.

[2] Bichi 18. März: consigliando il Pilorans la reconciliatione e dissuadendolo il Cognu perche desperava il perdono.

Regierung Bedenken; sie nahmen ihren Weg durch Burgund nach Lothringen. Darin täuschten sie sich nicht, daß Viele in ihrer Sache ein allgemeines Interesse sahen. Auf dem Wege hat man dem Herzog und zugleich der Freiheit des Volkes ein Lebehoch nachgerufen: das Parlament nahm Partei für sie. In Lothringen fanden sie die beste Aufnahme. Bald erschien dann auch ein Abgeordneter der Infantin Isabella aus Brüssel, um ihnen Hülfe, zunächst Geldunterstützung anzubieten.

Welches Verhältniß hatte überhaupt Spanien zu diesem inneren Zerwürfnisse in Frankreich?

Noch läßt sich nicht alles übersehen, was dabei vorgekommen sein mag; ein Zusammenhang aber ist unleugbar.

Schon vom Jahr 1629 liegt ein Schreiben Philipps IV. vor, worin er die Erwartung ausspricht, daß sich in kurzem ein Ereigniß zutragen werde, welches mehr bedeute, als die Erhebung Rohans, der damals noch im Felde stand.[1] Welches andere könnte er meinen, als den in Folge der bereits ausbrechenden offenbaren Entzweiung als bevorstehend erscheinenden Sturz des Cardinals?

Der spanische Staatsrath hat später Verpflichtungen gegen Maria Medici zu haben anerkannt, eine Fürstin, welche niemals die französischen Gehässigkeiten gegen Spanien getheilt, den feindseligen Plänen des Cardinals sich vielmehr entgegengesetzt habe. Die Gesichtspunkte der Politik Maria's stimmten mit den Interessen von Spanien vollkommen überein; Richelieu war ihr gemeinschaftlicher Feind.

Eben diese Verbindungen mit Spanien und Lothringen nun waren es, womit Richelieu die Gewaltsamkeiten, zu denen er schritt, hauptsächlich rechtfertigte. Dem päpstlichen Nuntius zeigte er einen Brief, nach welchem sogar ein früherer Günstling des Königs, der Vertheidiger von Saint-Martin, Marschall

[1] que d'un autre coté il arrivera quelque nouveauté en France, qui sera de plus grande considération que l'affaire de Rohan. In der Correspondenz der Infantin Isabella (Archiv zu Brüssel).

Toiras, dem jetzt die Behauptung von Casale anvertraut war, auf Verständnisse mit den Feinden eingegangen sein sollte; auch in den spanischen Plänen wird Toiras als ein Gegner des Cardinals bezeichnet und der spanische Gesandte angewiesen, die Verbindung, in der er mit demselben stehe, fortzusetzen.[1] Richelieu behauptete zu wissen, daß Spanien sich des Herzogs von Orleans mit bewaffneter Macht annehmen, ein Heer im Luxemburgischen aufstellen wolle, um unter seiner Führung in Frankreich einzubrechen, nach allen Seiten für ihn unterhandle. Und in der That findet sich ein Brief des Erzherzogs Albrecht, nach welchem der Kaiser gebeten werden sollte, einen Ort im Reiche zu bezeichnen, wo man eine Armee versammeln könne, zu Gunsten des Herzogs von Orleans.[2]

Dem spanischen Gesandten in Frankreich wurden drei verschiedene Briefe der Königin Isabella an ihre Mutter übersandt, von welchen er denjenigen abgeben möge, der ihm der passendste scheine. Man sieht nicht mit Bestimmtheit, welchen er wählte; aber wie viel liegt schon darin, daß ihm freigestellt wurde, ein Schreiben zu überliefern, in welchem der Königin von Frankreich jede Art von Hülfe von Seiten Spaniens zugesichert wurde! Gewiß ist, daß er die Königin aufforderte, unter keinen Umständen Compiègne zu verlassen.[3]

Um sie dazu zu bestimmen, hat ihr der König das Gouvernement Anjou angeboten, so daß sie wieder in Angers residiren könne. Aber sie erklärte, an einem Gouvernement, das sie von ihrem Sohne entferne, liege ihr nichts; denn nur in

[1] Baudier, der in seiner Geschichte des Marschalls nur Tapferkeit und Treue auf der einen, auf der anderen Seite nur Neid und Cabale sieht, weiß hiervon nichts: auch bleibt die ganze Geschichte seines Helden nur ein Räthsel.

[2] Il avoit écrit et alloit écrire a l'empereur et au roi d'Angleterre pour qu'ils ayent à fournir des secours dans un temps donné au duc d'Orléans et à désigner une place de l'empire ou on pouvoit réunir une armée. Bei Capefigue, V, 52.

[3] Schreiben bei Capefigue, V, 72.

seiner Nähe könne sie zufrieden sein; nach keinem Orte, als wo er sei, werde sie gehen; sie wolle nicht wie eine Gefangene durch Frankreich geführt werden zum Triumph ihrer Feinde; selbst auch aus dem Zimmer, wo sie sei, wolle sie nicht weichen, wenn man sie nicht binde und herausschleppe. [1]

Man erzählt, es sei ihr prophezeit worden, daß sie noch in diesem Monat in Gnade bei ihrem Sohn und wieder zur Macht gelangen werde. Ihre Freunde sprachen ihr von dem Sturze des Cardinals: zuweilen auch von dem baldigen Tod ihres Sohnes. Sie hielt ihre Sache mit nichten für verloren.

Vielleicht weil ihr engerer Gewahrsam doch einen unangenehmen Eindruck auf das Volk machte, als eine Handlung, die gegen die göttlichen Gebote läuft, vielleicht auch weil man berechnete, was sie thun würde, gab man ihr nach einiger Zeit in Compiègne größere Freiheit. Sie benutzte dieselbe, um zu fliehen, wie einst von Blois. Sie rechnete auf ein Verständniß, das sie mit dem Commandanten von la Capelle angeknüpft hatte, und ihre Aufnahme in diesen festen Platz. Aber schon war das Vorhaben ruchbar geworden; der eigene Vater des Commandanten eilte dahin, um ihn zu entfernen. Sie selbst ließ man ziehen; sie begab sich nach den spanischen Niederlanden.

„Meine Mutter," sagte der König, „ist zu unseren Feinden geflohen und denkt mich zu verderben; aber ihre Wahrsager sollen Lügner bleiben."

[1] che prima di partirsi di quella stanza conveniva di legarla e straziarla. Vgl. Recueil de ce qui s'est passé à Compiègne. Aubéry, Recueil II, 89.

Drittes Capitel.

Zusammenwirken der inneren und der äußeren Feindseligkeiten.

Es war der natürliche Erfolg dieser Ereignisse, daß Richelieu seitdem mächtiger geworden, als er jemals gewesen war. Das Conseil hing vollkommen von ihm ab: der König, der in der Sache des Cardinals seine eigene erblickte, that nur das mit Vergnügen, was derselbe ihm anrieth.[1]

Auch war seine auswärtige Politik, zu deren Mitteln es gehörte, den Feind zu täuschen, um ihn zu verderben, auf allen Seiten von Glück begleitet.

In Italien ward der Friede durch den zweifachen Vertrag von Cherasco hergestellt. In dem ersten hatte Gallas, mehr ein Kriegsmann als ein Diplomat, aber von dem Kaiser für diese Dinge mit Vollmacht versehen, sich durch die vereinten Bemühungen des piemontesischen und des päpstlichen Gesandten zu dem Zugeständnisse bewegen lassen, daß die von den Franzosen besetzten piemontesischen Plätze so lange schweizerischen Truppen in Gewahrsam gegeben werden sollten, bis Graubündten von den kaiserlichen Truppen geräumt sei. Es war das erste Verdienst, das sich Julius Mazarini, der im Namen des Papstes unterhandelte, um die französischen Interessen erwarb; er konnte hierauf, zwischen den schlagfertigen Heeren erscheinend,

[1] Aus dem Schreiben des Nuntius Bichi vom 30. August 1631: Il re medesimo (era) alla totale sua dispositione, che non faceva con gusto se non quanto esso Cardinale diceva.

den Frieden verkündigen. Am kaiserlichen Hofe verwarf man jedoch jene Bedingung, und in einem zweiten Vertrag, am 19. Juni, ließen die Gegner sie in der That fallen. Hierauf wurde der Friede zur Ausführung gebracht: Herzog Nevers mit Mantua belehnt, aus dem die Kaiserlichen wichen: diese räumten Graubündten; die Spanier zogen sich aus Montferrat zurück, und es war nichts übrig, als daß auch die Franzosen die piemontesischen Plätze verließen. Aber erst in diesem Momente trat die ganze Politik des Cardinals hervor. Carl Emanuel war mitten in den Verwirrungen gestorben; dessen Nachfolger, Victor Amadeus, hatte dagegen schon vor den beiden Verträgen eine geheime Abkunft mit Richelieu getroffen, in der er sich einen Antheil an Montferrat sicherte, aber dafür ein Zugeständniß machte, durch welches die Nachgiebigkeit der Franzosen in den streitigen Punkten illusorisch wurde. Eben jenes Pinerolo, das seinem Vater so unerwarteter Weise entrissen worden, trat er mit allen Rechten der Souveränetät und des Eigenthums an den König von Frankreich ab. Hätten die Spanier und der Kaiser diesen Preis der Vergrößerung von Savoyen gekannt, so würden sie den Frieden nie bewilligt haben.[1] Mit Erstaunen wurden sie den Zusammenhang der französischen Unterhandlungen inne, als es zu spät war, dagegen einzuwirken. Unter mancherlei kleinen Künsten, welche auch dann noch die geschlossene Stipulation verhüllen sollten, ward Pinerolo den Franzosen eingeräumt.

Hierdurch erreichte Richelieu den Zweck seiner Politik in Italien. Er behauptete den Zugang zu dieser Provinz: selbst im Mantuanischen nahm man französische Besatzungen auf; kaum sahen sich die Graubündtner von den Kaiserlichen frei, so ernannten sie Rohan, der hierüber mit Richelieu einverstanden

1 Siri ist hierüber undeutlich, auch Griffet ist nicht präcis genug. Eine authentische Mittheilung findet sich bei Flassan II, 487. Einige wichtige Actenstücke bei Khevenhiller Bd. XI.

war, zu ihrem General, und die vielbestrittenen Pässe wurden wieder von französischen Truppen besetzt.

Wie ward da das eben erneuerte Ansehen des Kaiserthums wieder so tief herabgebracht! An Kriegsmacht ohne Zweifel stärker, wurde es durch die wohlberechneten Windungen einer verschlagenen Politik, die ihre Kräfte vollkommen beherrschte, überwältigt.

Und wie des Herzogs von Piemont, so versicherte sich in diesem Augenblicke der Cardinal auch des mächtigsten katholischen Fürsten, des Kurfürsten Maximilian von Bayern. In dem Schwanken aller Weltverhältnisse hielt Maximilian für gut, sich seine Kurwürde und den Besitz seiner neuerworbenen Lande durch einen ebenfalls in tiefes Geheimniß gehüllten Vertrag zusichern zu lassen.

Man darf sich nicht wundern, wenn nun die katholischen Kurfürsten den Kaiser ermahnten, sich bei dem zu beruhigen, was in Italien geschehen war, während der Anwesenheit der Schweden und der mit ungarischen Gährungen verknüpften Bewegungen der Osmanen nicht noch einen neuen Krieg gegen Frankreich zu veranlassen; sollte er ja für nöthig halten, zu waffnen, so möge er dies auf eine Weise thun, durch welche der Zorn des allerchristlichsten Königs nicht gereizt werde. Man machte sie auf die Verbindung Frankreichs mit Schweden aufmerksam; sie antworteten: dieses Bundesverhältniß, an sich unnatürlich, werde durch die Einwirkung Sr. Heiligkeit des Papstes leicht aufgelöst werden. Wohl hat auch der Nuntius dem Cardinal über diese Verbindung einmal Vorstellungen gemacht. Richelieu antwortete, die Feindseligkeit der Schweden gegen den Kaiser komme dem päpstlichen Ansehen in Italien zu Gute, das sonst in Italien großen Abbruch gelitten haben würde; eben die Rücksicht auf den Vortheil des Papstes beruhige sein Gewissen wegen jener Verbindung mit dem protestantischen Könige.[1] Der Nuntius wußte nichts hiergegen einzuwenden. Während die Kurfürsten dem Kaiser von der zu hoffenden Auflösung des

[1] Schriftwechsel bei Khevenhiller XI: stante questi rispetti credevano di havere in sicuro la conscienza.

Bündnisses zwischen Frankreich und Schweden sprachen, mußte der kaiserliche Gesandte in Paris erleben, daß in dem Hause, wo er wohnte, die französischen Hülfsgelder an Schweden ausgezahlt wurden. Aber das particulare politische und das einmal ergriffene religiöse Interesse, die gewohnte Verehrung gegen Rom und Besorgniß vor der kaiserlichen Uebermacht, die Umschweife der verwickelten Argumentationen selbst, in welche sich die Canzleien hineingearbeitet, verblendeten die Augen der deutschen Fürsten so, daß sie nicht sahen, was sie mit Händen hätten greifen können. Verabscheuungswürdig ist der Betrug; aber auch der ist der Nachwelt mit seinem Namen verantwortlich, der sich gleichsam muthwillig täuschen läßt.

Im August 1631 ward ein Compositionstag in Frankfurt gehalten, auf welchem noch einmal ein Austrag über die geistlichen Güter versucht wurde. Aber die katholischen Kurfürsten blieben dabei, das Restitutionsedict seinem ganzen Inhalt nach ausgeführt, keine mildernde Auslegung desselben gestattet werden solle; sie brachen die Unterhandlungen ab, weil Sachsen die Suspension des Edicts, sowie des geistlichen Vorbehalts forderte.[1]

Hierauf mußten sich die deutschen Geschicke erfüllen. Nicht gegen die Ligue der katholischen Fürsten an sich waren die Absichten Richelieu's gerichtet, wenn er sich mit Schweden verbündete, sondern gegen den Kaiser und die spanische Uebermacht. Allein in den deutschen Angelegenheiten waren die kaiserlichen und liguistischen Interessen so eng in einander verwebt, daß sie nicht von einander gesondert werden konnten. Ein liguistisches Heer war eben in der Durchführung des Restitutionsedictes, an dem der kaiserliche Hof noch festhielt, in dem nördlichen Deutschland begriffen. Da die protestantischen Kurfürsten dadurch vernichtet

[1] Tagebuch des Freiherrn von Preising bei Aretin 294. Man will vorbedingen, daß man — — — Erstens von Ferdinandi II jungsterem Religionsdecret datiert zu Wien den 6. Martii 1629 gantz nicht weichen, noch darvber ainige nachlassige Interpretation gedulden noch Disputation verstatten sondern dem lautern Inhalt simpliciter nachgeen — solle.

worden wären, so vollzogen sie endlich den lange verschobenen Schritt: sie vereinigten ihre Waffen mit den schwedischen. Ein großer Schlachttag ward gehalten, der über Sein oder Nichtsein des protestantischen Nordens entscheiden mußte. Eine Krone, wie Gustav Adolf sagt, und zwei Kurhüte standen bei Leipzig auf dem Spiele. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Protestantismus aus: Tilly ward vollkommen geschlagen, das Heer, welches das Restitutionsedict ausführen, den Katholicismus herstellen sollte, mit einem Schlage vernichtet. Die siegreichen Verbündeten ergossen sich nun in verschiedenen Strömungen, die Deutschen nach den kaiserlichen, die Schweden nach den bischöflichen Gebieten.

Wenn man fragt, warum der hauptsächlich mit dem Kaiser entzweite Schwedenkönig doch seine Richtung nach dem westlichen Deutschland nahm, so liegt der Grund eben in seiner Verbindung mit Frankreich, dessen eigenste Interessen gleich hier von der allgemeinen Entscheidung berührt wurden.

Seit den Unfällen Carls V., der das Herzogthum Lothringen mit dem deutschen Reiche wieder enger vereinigt, es zwar nicht dem Kammergericht unterworfen, aber zur Zahlung eines Reichsanschlages verpflichtet hatte, war Lothringen in eine factische Abhängigkeit von Frankreich gerathen, die den Herzogen so lange erträglich schien, als die Unruhen in diesem Land ihnen eine Rückwirkung auf dasselbe möglich machten, aber überaus gefährlich für sie wurde, sobald sich die Krone zu einer auf sich selbst allein ruhenden, nach Ruhm und Vergrößerung begierigen Gewalt umbildete, wie es jetzt geschah. Herzog Carl IV. sagte wohl, das wieder furchtbar werdende französische Heer werde in kurzem sein Land wie ein Bergstrom überfluthen und zerstören, und suchte Hülfe dagegen bei Kaiser und Reich, denen, wenn er erst gefallen sei, dasselbe Schicksal drohe. Er trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, sich zum zweiten Generalcapitän der katholischen Ligue ernennen zu lassen, mit dem Rechte der Heerführung auf dem linken Rheinufer, gleich als sollte die alte

mosellanische Erzmarschallswürde in ihm wieder aufleben. Besonders die Spanier, denen für ihre Stellung am linken Rheinufer nichts erwünschter war, als die schützende Vormauer des Herzogthums, stimmten seinen Vorschlägen bei. Die Unterhandlungen waren jedoch noch in weitem Feld, als die Schlacht bei Leipzig geschah und der König von Schweden das liguistisch-spanische System, wie es am Rhein bestand, von Osten her gefährdete. Olivarez trug im spanischen Staatsrathe darauf an, in der Pfalz ein Heer aufzustellen, welches den König zurückzutreiben fähig sei; aber wie wäre das aus weiter Ferne so rasch, als es nöthig war, auszuführen gewesen? Wohl erschien der Herzog von Lothringen, welcher sich mit Vergnügen und Ehrgeiz in die Kriegsbewegung stürzte — wie er denn jede Art leidenschaftlicher Aufregung liebte — in gleicher Absicht mit einem an Zahl ganz ansehnlichen Heere im Felde. Dies war aber in der Eile soeben zusammengerafft, weder disciplinirt, noch in den Waffen geübt, und konnte sich nicht einen Augenblick behaupten, zur Herstellung des Glückes nicht das Mindeste beitragen.

Unaufhaltsam drang Gustav Adolf bis an den Rhein vor, überschritt diesen Strom in kühnem Lauf und eroberte Mainz. Er sprengte die ganze Verbindung der spanisch-kaiserlich-katholischen Interessen, die den Franzosen so widerwärtig war, auseinander. Diese unterstützten ihn hierbei insofern, als sie den Herzog von Lothringen durch einen Angriff auf sein Land in seinem deutschen Unternehmen störten. Zwischen Frankreich und Schweden wurde ein förmlicher Bund gegen den Herzog von Lothringen geschlossen. Der König von Schweden versprach der französischen Krone, wenn sie wegen eines Angriffs auf Lothringen, das auch für Schweden unschädlich gemacht werden müsse, Feindseligkeiten von Spanien oder vom Kaiser erfahren sollte, ihr dagegen mit aller Macht Beistand zu leisten. [1]

[1] Die Worte des Vertrages finden sich bei Kemnitz, Königl. Schwedischen in Deutschland geführten Krieges Erster Theil S. 281; in französischen Schriften fand ich davon keine Notiz.

Wie nahe berührten einander da die allgemeinen europäischen Kriege und die besonderen französischen Irrungen! Eben in dem Herzoge von Lothringen, der mit den Mächten, welche Frankreich bedrohten, und den inneren Feinden Richelieu's zusammenhing, griffen sie am lebendigsten zusammen. Der Herzog hatte, indem er das Haus Oestreich-Spanien zur Offensive aufforderte, sich als den Mann dargestellt, der am meisten geeignet sei, den Feuerbrand in das innere Frankreich zu schleudern. [1]

Sollte dieses Haus, in seiner europäischen Stellung so plötzlich angegriffen und erschüttert, nicht dazu die Hand bieten? Die Frage ist dieselbe, welche später in Momenten großer Weltentscheidung die europäischen Mächte noch mehr als einmal beschäftigen sollte, inwiefern es für sie rathsam ist, sich in die inneren französischen Irrungen einzulassen oder nicht.

Für Spanien war sie damals im Voraus entschieden. Die so besonnene Infantin Isabella meinte doch, in der Flucht der Königin Maria und des Herzogs von Orleans den Glücksstern der spanischen Monarchie wiederzuerkennen; denn nicht etwas Geringes sei es, daß diese nun die Mutter und den einzigen Bruder des Königs von Frankreich für sich habe. Es war ganz im Sinne der Spanier, daß Gaston, als er am Hofe von Lothringen anlangte, seine Neigung für Maria Gonzaga vergessend, um die Hand der jüngsten Schwester des Herzogs, Margaretha, warb. Mochte es immerhin zweifelhaft sein, ob er ohne Rücksprache mit seinem Bruder zu einem solchen Schritte das Recht habe; genug, daß er sich durch diese Vermählung von dem Cardinal Richelieu und dessen Partei noch weiter trennte. Der König von Spanien entschloß sich, die Sache des Herzogs von Orleans

[1] qui pourra avec facilité mettre le feu dans ses États (du roi de France) par la connaissance qu'il a du pays, et la grande occasion qu'il trouvera continuellement de tant de dégoûts, comme il y a toujours en France. Aus einer lothringischen Denkschrift: Raisons, que le conseiller Bourgeois donne, in der genannten Correspondenz, die mir hier sehr nützlich war.

zu der seinigen zu machen, unter der Bedingung, daß sich derselbe nur dann mit seinem Bruder aussöhne, wenn zugleich die spanisch-französischen Irrungen beigelegt würden.

Bei weitem nicht in so naher Beziehung stand der Hof von Wien zu diesen inneren französischen Angelegenheiten; doch faßte er gleiche Ansichten. Im Sommer 1631 erschien ein kaiserlicher Gesandter in Paris, um die wachsenden Mißverständnisse über die italienischen und deutschen Dinge beizulegen und zugleich den König von Frankreich mit seiner Mutter und seinem Bruder zu versöhnen. Er sah sehr bald, allen guten Versicherungen, die man ihm gab, zum Trotz, daß sich weder das Eine noch das Andere erwarten lasse. Es liege, sagt er in seinem Berichte, nun einmal in der Natur des Cardinals, um sich zu greifen, und dazu seien alle Anstalten gemacht: sollte er Maria Medici und Gaston zurückrufen, das würde eine Art von Abdankung in sich schließen; denn er selber sei ja eigentlich der König. Um ihm Widerstand zu leisten, gebe es nur das eine Mittel, daß man sich der inneren Feindseligkeiten bediene, ihn zu stürzen; man könne das mit gutem Gewissen thun, da Frankreich die Ausbreitung des Katholicismus durch seinen Bund mit Schweden verhindere. Und welch ein Vortheil liege darin, den künftigen König, welches der Herzog von Orleans sei, schon im voraus für sich zu gewinnen: der werde sich dann künftig einmal nicht auch mit den katholischen Kurfürsten vereinigen.[1]

Richelieu sah mit aller möglichen Ruhe diese Verbindungen schließen, die Dinge sich weiter verwickeln. Wohlmeinende Menschen stellten ihm vor, daß er sich ein großes Verdienst erwerben würde, wenn er eine Versöhnung in der königlichen Familie stifte, sie sagten: einen großen Namen im Himmel und auf Erden; denn fortgesetzte Feindschaft könne nichts als Blut-

[1] Kurtz, Relation von der in Frankreich verrichteten Gesandtschaft, bei Khevenhiller XI, 2006.

vergießen veranlassen. Richelieu antwortete mit seinem geistlich-politischen Pathos: wenn die Sünden der Menschen bewirken sollten, daß die ganze Welt umgekehrt und erneuert werden müsse, so werde die Folge sein, daß Gott besser geehrt und das Scepter der Könige mehr gefürchtet werde. Er verbarg sich nicht, daß eine allgemeine Gährung im Lande gegen ihn herrsche: in den Großen, welche mit der Königin-Mutter und mit Gaston in enger Verbindung standen; dem Adel, der nur ungern alle Gewalt in seiner Hand concentrirt sah; den Parlamenten, welche sich der Vertriebenen auf ihre Anforderung anzunehmen Miene machten; den Provinzialständen und, wo es deren nicht gab, dem gesammten Volke, das eine natürliche Theilnahme für die Vertriebenen empfand. Der päpstliche Nuntius, der sonst auf seiner Seite stand, sprach doch die Besorgniß aus, daß der allgemeine Haß und Widerwille, den er erweckt habe, seinen Sturz erleichtern dürfte.[1] Richelieu selbst ließ keine Anwandlung von Besorgniß an sich spüren. Er erklärte, er wünsche nur, daß seine geheimen Feinde herauskommen möchten, damit er sie schlagen könne; seine Absicht, eine so gute Unterordnung, wie sie in Spanien bestehe, auch in Frankreich einzuführen, wolle er durchsetzen oder darüber umkommen.[2]

Der erste Kampf entspann sich noch im Jahr 1631 zwischen Richelieu und dem Gouverneur der Provence, jenem Carl von Guise, der einst zum Könige von Frankreich bestimmt gewesen war. Richelieu wollte die Admiralitätsrechte, die er sich hatte übertragen lassen, auch auf dem Mittelmeere, für das sie seit langer Zeit mit dem Gouvernement Provence verbunden waren, geltend machen. Guise erklärte, daß er seine Befugnisse auf unwiderrufliche Weise an sich gebracht habe; Richelieu ant-

[1] I Spagnuoli si serviranno di questo universale aborrimento (früher totale avversione) che quasi tutto il regno ha contra lui per precipitarlo.

[2] Ma gloire en sera plus grande et je mourrai en la peine, ou je réduirai la France au Gouvernement d'Espagne. Mémoire envoyé à l'Infante Isabelle 4 Juin 1631.

tete: Guise werde dadurch doch nicht berechtigt, Befehle des königlichen Conseils, wie er einmal gethan hatte, mit Nichtachtung zu behandeln; man kenne seine Gewaltthätigkeiten und Ränke und werde sie nicht länger dulden.[1] Guise hatte sich, wie von jeher, so bis zuletzt, an die Königin-Mutter gehalten und ihren Widerwillen gegen Richelieu gereizt; so ward er denn auch in ihren Sturz verwickelt. Als Condé im Auftrage des Hofes in die Provence kam, um daselbst eine Versammlung der Provinzialstände zu halten, fühlte sich Guise verdunkelt, beleidigt und ließ sein Mißvergnügen bemerken. Aber damit bewirkte er nur, daß man ihm Empörungspläne Schuld gab, Verbindungen zugleich mit den Hugenotten, die er wieder ins Feld bringen wolle, und mit den Spaniern; der König fand sich bewogen, ihn an den Hof zu rufen, wo er von seinen Handlungen Rechenschaft geben solle.[2] Guise erkannte die ganze Gefahr, in die er dort gerathen würde; aber auch zu widerstehen war er nicht fähig; er bat um die Erlaubniß, sich auf einige Zeit zu entfernen, um eine Wallfahrt nach Loretto auszuführen. Der König ertheilte sie ihm, August 1631, indem er sich jedoch vorbehielt, von ihm bei seiner Rückkunft über manche Dinge, durch die er verdächtig geworden, aufgeklärt zu werden. Guise ist nie zurückgekommen.

Nach der Unterwerfung des südlichen Frankreichs im Kriege mit den Hugenotten hatte die Regierung den Versuch gemacht, die administrativen Einrichtungen des Nordens durch die Elections auch in Dauphiné, Provence und Languedoc einzuführen.

[1] Aus der noch nicht gedruckten Erklärung des Cardinals, Juli 1630: Il y a long tems, qu'on scait les violences, dont scait user Mr. de Guise, lesquelles il contenue parce qu'on les luy a souffertes, et les ruses, dont il se sert pour à l'avantage de ses intérêts particuliers se prévaloir des tems auxquels il estime, qu'on puisse commodement reprimer ses entreprises.

[2] Sollte der bei Bouillé IV, 407 abgedruckte Brief nicht eben der sein, auf welchen sich die Memoiren von Richelieu VI, 512 beziehen, wo es heißt: il disoit n'avoir point d'argent, um die Reise an den Hof zu vermeiden?

Namentlich in Languedoc fand dieß allgemeinen Widerstand: die Elections mußten widerrufen und die um dieser Sache willen schon einmal aufgehobenen Stände wiederhergestellt werden; aber auch die Commissionen, welche die Elus ersetzen sollten, fanden wenig Beifall; die Stände konnten sich mit den Bevollmächtigten der Regierung in monatelangen Unterhandlungen nicht einigen. Wenn irgendwo, so waren die provinzialständischen Ideen in Languedoc lebendig. Man schlug die alten Geschichten nach und fand, daß das französische Königthum vor Zeiten eine sehr schwache Autorität genossen habe, und in diese ursprünglichen Schranken, meinte man, müsse es zurückgewiesen werden: man suchte auszuführen, daß, wie eine oder die andere von den übrigen Provinzen, so vornehmlich Languedoc nicht in dem Verhältnisse der Unterthänigkeit, sondern nur dem der Schutzverwandtschaft zur Krone stehe.[1]

Ich lasse dahingestellt, ob der Gouverneur von Languedoc, Montmorency, wirklich von solchen Gedanken durchdrungen war: eine Zeitlang hatte man ihm wohl vorgeworfen, daß er gegen den Hof allzunachgiebig sei. Aber er ergriff sie jetzt als einen Rückhalt für die politische Haltung, die er anzunehmen sich entschloß.

Heinrich II., Herzog von Montmorency, der Sohn und Nachfolger jenes Damville, der so wesentlich zum Siege König Heinrichs IV. beigetragen und ihm dann als Connetable zur Seite gestanden, war eine ritterlich fürstliche Natur, freigebig und glänzend, tapfer und hochstrebend, wie ähnliche Persönlichkeiten aus diesem Hause im Laufe der Zeit so manche hervorgegangen sind. Wie seine Altvordern, schloß auch er sich der königlichen Macht im allgemeinen an; mit Richelieu stand er persönlich in dem besten Vernehmen; man weiß, daß sie

[1] Che molte Provincie della Francia, e particolarmente la Linguadoca non erano suddite de' Re, ma raccommandate con certe condizioni. Dispaccio del nunzio Bichi, 7. Sept. 1632. Vgl. Délibération des états bei Ducros, Vie de Montmorency.

mit einander des Abends zu speisen liebten. In einem Augenblicke, wo die Zukunft des Cardinals gefährdet war, hat Montmorency, wie erwähnt, demselben seinen Beistand versprochen; in einem anderen, wo die Treue Montmorency's verdächtig geworden, hat der Cardinal sein Wort für denselben eingesetzt. Davon aber hatte Montmorency keinen Begriff, daß die Macht nun allein dem Cardinal zu Theil werden sollte. Wenn Richelieu, ohne Admiral zu sein, die Befugnisse dieser Würde ausübte, so hätte Montmorency, da er nicht Connetable sein konnte wie sein Vater, als Generalfeldmarschall einen über alle andern erhabenen Rang in der Landmacht zu erlangen gewünscht. [1] Hatte er sich doch in dem Kriege von Piemont, bei Avigliana, militärischen Ruhm erworben. Aber Richelieu war entfernt davon, einem Mann, wie dieser war, das Heer des Königs anzuvertrauen: er selbst übernahm in schwierigen Augenblicken die Anführung. Für Montmorency ist es bezeichnend, was er hierüber für ehrgeizige Gedanken, ganz im Gegensatze mit der von Richelieu ergriffenen Politik, faßte: er dachte einmal den so rasch zu höchstem Ruhm aufkommenden König von Schweden zu bekämpfen, an der Spitze der kaiserlichen und katholischen Kriegsvölker. Nach und nach wendete er sich ganz von Richelieu ab. Seine ursprüngliche Parteistellung war es nicht, ein Anhänger der Königin zu sein. Aber durch seine Gemahlin, Maria Felice Orsina, eine Urenkelin des Großherzogs Cosimo von Toscana, dessen Enkelin Maria Medici war, stand er in einer nahen verwandtschaftlichen Beziehung zu ihr, und wie hätte er nicht Mitleid mit ihrem unglücklichen Schicksal fühlen sollen? War es nicht des ersten Edelmannes würdig, die Königin und den Thronerben gegen die Gewaltsamkeiten der unbedingten Staatsgewalt zu vertheidigen? Schon fiel ihm diese im Fortgang jener ständischen Unterhandlungen selbst beschwerlich; hauptsächlich durch Effiat, seinen alten Gegner, der jetzt die Ober=

1 Vgl. Vialart, Histoire du ministère du Cl. D. de Richelieu, II, 402.

intendanz der Finanzen hatte, wandte sie sich zu seinem persönlichen Nachtheil. Der erste Minister führte dem Gouverneur zu Gemüthe, daß er sich in die allgemeine Regierung nicht zu mischen habe, was ausschließlich dem Könige zukomme. Ueberdieß aber nahm sich Montmorency der Stände seiner Provinz an. Besonders der Bischof Alfonso del Bene von Albi, der diese Würde der Königin-Mutter verdankte und die Verbindung mit dieser seiner Gönnerin unterhielt, war es, durch welchen die provinzialständischen Rechte und Interessen in lebhafte Erinnerung gebracht und auf dem Landtage zu Pezenas (Juli 1632) die Stände bewogen wurden, die alten Privilegien von Languedoc gegen jede Neuerung aufrecht zu erhalten, namentlich der im Widerspruch mit denselben zuletzt eingesetzten königlichen Commission keine Amtsverrichtung zu verstatten: ein Beschluß, wie man sieht, der offenen Widersetzlichkeit. Montmorency versprach den Ständen, ihre Sache zu der seinen zu machen, sich niemals von ihnen zu trennen.[1]

Es war der Zeitpunkt, in welchem sich alle inneren und äußeren Feindseligkeiten zugleich entladen sollten.

Der Graf Olivarez hielt es für höchst gerechtfertigt, ein Unternehmen des Herzogs von Orleans, des präsumtiven Thronerben, von dem sich nichts anders voraussetzen lasse, als daß er das Beste von Frankreich wünsche, zu begünstigen: Spanien müsse das aber auch thun, um die Franzosen von ihren feindseligen Anschlägen zurückzubringen. Olivarez gab der Hoffnung Raum, daß der Herzog von Orleans sich in kurzem zum Meister von Dauphiné, Provence und Languedoc machen und seinem Bruder werde Gesetze vorschreiben können.[2]

Einige Regimenter von wallonischen, deutschen und polnischen Söldnern waren im Luxemburgischen zusammengebracht, um, den Herzog von Orleans an ihrer Spitze, einen Einfall

[1] Histoire de Languedoc V. Preuves 382.

[2] no ay que dudar en que establecera su partido, y que dara leyes al rey de Francia, 12. Aug. 1632. (Pap. von Simancas.)

in Frankreich zu unternehmen. Der Herzog von Lothringen versprach, dazu die Hand zu bieten, unbekümmert um die Uebermacht der Franzosen: er meinte, sich in seine festen Plätze zurückziehen und daselbst sechs Monate vertheidigen zu können, Mit mehreren Gouverneurs waren Verbindungen angeknüpft: wenn der Thronerbe erscheine und ein Mann von dem Range Montmorency's zu ihm übertrete, so erwartete man eine allgemeine Manifestation gegen die Gewaltsamkeiten Richelieu's. Die Spanier rüsteten sich zu Land und See, um dieselbe zu unterstützen. Einzelne Trupps neapolitanischer Soldaten hatten bereits über die französische Grenze zu gelangen gewußt; in Roussillon war ein kleines Heer aufgestellt.

Richelieu sah, wie der Steuermann am Ruder, das Ungewitter von allen Seiten aufsteigen; er war entschlossen, es zu bestehen. Nie war er wachsamer, geschwinder, schonungsloser, schrecklicher.

Erst unter dem Beginne dieser Unruhen war es, daß der Marschall Marillac hingerichtet wurde. Die Königin-Mutter ließ der zum Gericht über denselben niedergesetzten Commission sagen, sie mache sie für das Urtheil, das sie fällen würde, verantwortlich. Eben im Gegensatz hiermit drang der Cardinal darauf, daß es ausgesprochen würde. Der Veruntreuung öffentlicher Gelder und der Erpressung, die man dem Marschall zum Verbrechen machte, war er ohne Zweifel schuldig: aber wie viele andere waren in seinem Falle! Gegen ihn aber brachte man ein Gesetz aus den Zeiten Franz' I. in seiner schärfsten Auslegung in Anwendung; das Todesurtheil ward — durch die Mehrheit einer einzigen Stimme — ausgesprochen und ohne Gnade vollstreckt. In der Gazette de France, die um diese Zeit zu erscheinen anfing, liest man die Bemerkung: durch jene Einschüchterungsversuche sei der König verhindert worden, seine Gnade walten zu lassen; man würde sie ihm als Schwäche und Furcht ausgelegt haben. [1]

[1] Bei Griffet: am Daniel XIX, 52.

Auf die erste Spur von einer Verbindung des Befehlshabers von Calais mit der Königin-Mutter, die hauptsächlich darum noch keinen Erfolg gehabt hatte, weil die Königin den Platz nicht mit Spaniern, sondern mit eingeborenen Franzosen besetzen wollte, führte Richelieu seinen König nach Calais, setzte den Gouverneur ab, veränderte die Garnison.

Indem der Herzog von Orleans durch Lothringen in Burgund eindrang, wo er durch ein Manifest erklärte, daß es nur der Cardinal Richelieu sei, ein Feind des Königs und des königlichen Hauses und das Verderben des Staates, gegen den er zu den Waffen greife, stürzte sich der König bereits an der Spitze eines überlegenen Heeres auf Lothringen, zerstreute die sich noch eben versammelnden Truppen des Herzogs und nahm von den Plätzen, auf die er rechnete, einen nach dem anderen innerhalb weniger Tage in Besitz.

Indessen erklärte das Parlament von Paris den Herzog von Orleans und den Herzog von Montmorency für Rebellen. Man bemerkte, daß Niemand mehr das betrieb, als der Prinz von Condé, obwohl der Schwager Montmorency's; aber er verdammte so laut wie möglich seine Unternehmungen: seitdem sich Richelieu mit der Königin-Mutter entzweit hatte, war die Hingebung Condé's für ihn unbegrenzt.

Da wagte dann Niemand weiter, sich für Montmorency auszusprechen. Nicht weniger als auf ihn und auf Guise hatten die Spanier auf Epernon, Gouverneur von Guienne, gerechnet, und noch einmal hätte dieser alte Aristokrat einen großen Erfolg herbeiführen können. Schomberg, der nach Oberlanguedoc geeilt war, um hier den Gehorsam zu erhalten, wäre mit seiner kleinen bewaffneten Macht wahrscheinlich verloren gewesen, wenn ihn Epernon von Guienne aus angegriffen hätte. Aber dieser sah kein Heil bei der Sache; er hielt den gesammten Adel seines Gouvernements im Zaum; ein einziger von allen wagte sich an Montmorency anzuschließen. Epernons Freunde rühmten später von ihm: nichtsthuend habe er alles gethan.

Auch des unteren Languedoc war Montmorency mit nichten Herr: die meisten Städte, selbst im Widerspruch mit ihren Bischöfen, alle Protestanten waren gegen ihn. Wenigstens nach Rom hat man berichtet, er habe unter so ungünstigen Umständen an einem glücklichen Ausgange seines Unternehmens vor allem Kampfe verzweifelt und nur darauf gedacht, sich mit dem Herzog von Orleans, der zu ihm gestoßen war, nach Roussillon zurückzuziehen.

Allein den Kampf zu vermeiden, war bei dieser schlachtbegierigen Natur fast der unausführbarste Vorsatz. Als Montmorency, nach Castelnaudari, wo er eine Partei hatte, vorrückend, mit Schomberg zusammentraf, ließ er sich nicht abhalten, sein Glück auf altritterliche Weise gegen ihn zu versuchen.

Schomberg hatte ungefähr eine Viertelstunde von dem Ort eine durch einen nahen Bach, Hohlwege und Gräben verstärkte Stellung genommen; aber das war ein Vortheil, den Montmorency, der sich von einer stärkeren Macht umgeben sah, nur wenig achtete; indem er des feindlichen Haufens ansichtig wurde, machte er seinen Freunden den Vorschlag, unverzüglich auf denselben einzudringen. Denn vornehmlich in einem kecken Reiteranlauf sah er den Krieg. Sein erfahrener Gefährte, Graf Rieux, ersuchte ihn, so lange zu warten, bis man mit ein paar Geschützen, die eben herbeigeschafft wurden, die Schlachtordnung des Feindes erschüttert habe. Aber schon war Montmorency von ungestümer Kampfeslust ergriffen. Er meinte, hier sei keine Zeit weiter zu verlieren, und dem ausgesprochenen Willen des ritterlichen Führers wagte der Rathgeber, wiewohl Unglück ahnend, nicht zu widerstehen. „Herr," rief er aus, „ich will zu Ihren Füßen sterben." Montmorency war durch einen mit prächtigen Federn, roth, blau und isabell, geschmückten Streithengst kenntlich; es war nur eine kleine Schaar von Gefährten, die mit ihm über den Graben setzten; sie warfen alles vor sich nieder, was ihnen in den Weg kam; schlagend drangen sie vorwärts, bis sie endlich an die Fronte der eigentlichen Aufstellung

des Feindes kamen. Da aber empfing sie ein nahes rasches Musketenfeuer: Pferde und Männer wurden verwundet oder getödtet; Graf Rieux und die meisten Anderen fielen; der Herzog von Montmorency, verwundet, stürzte mit seinem ebenfalls getroffenen Pferd und ward gefangen.[1]

Es mußte das Kleingewehrfeuer sein, das auch hier, wie an so mancher anderen Stelle, dem ritterlichen Anlauf ein Ende machte.

Der Name des Herzogs und die Geschicklichkeit des Grafen hatten die provinzielle Streitkraft beisammen gehalten: ihr Untergang löste sie auf. In den Gemüthern war nun einmal etwas, was die monarchische Gewalt begünstigte; unverzüglich trat ein allgemeiner Umschwung zu ihren Gunsten ein.

Die Bürger der Städte nahmen die Citadellen für den König in Besitz; sie verjagten unter der Führung der Jesuiten und Capuciner die Bischöfe, welche von demselben abgefallen waren; als der König anlangte und, nicht zufrieden mit dem Siege, das Niederreißen der Schlösser, deren Herren sich bei dem Aufruhr betheiligt hatten, anbefahl, leisteten sie ihm eifrigen Beistand.

Der Herzog von Orleans, der an der Schlacht keinen thätigen Antheil genommen hatte, sah sich durch ihren Erfolg um alle seine Erwartungen betrogen. Er hatte das südliche Frankreich zum Aufstand gegen Richelieu und dessen Regierung fortzureißen gemeint; jetzt mußte er erleben, daß er vielmehr als ein öffentlicher Feind betrachtet wurde; in den Dörfern hat man sich gegen ihn barricadirt. Er machte noch einen Versuch, um allein nach Roussillon durchzudringen; aber allenthalben waren die Straßen besetzt; in Bezières sah er sich gleichsam belagert;[2]

[1] Relation de la défaite etc. par un Capitaine de Cavallerie im Mercure français 18. 565. Die officielle Relation von Schomberg (ib. 559) liegt in den Memoiren Richelieu's zu Grunde. Die Histoire de Languedoc hat noch einige Momente aus den Bekenntnissen im Proceß hinzugefügt, andere Dupleix, der gleich nachher das Schlachtfeld besuchte.

[2] Wie einer seiner Vertrauten in seinem Namen in Spanien erklärte:

er konnte nicht anders, als auf die Bedingungen eines Vertrages eingehen, die man ihm vorschlug und die abermals für ihn selbst sehr günstig ausfielen.

Seine Apanage und seine Besitzthümer wurden ihm zurückgegeben; er ward ermächtigt, seinen nächsten Freunden und Vertrauten die Amnestie des Königs anzukündigen; nur Einen Namen vermißte man unter den Begnadigten, den Namen Montmorency.

Es scheint, als sei dem Herzoge von Orleans gesagt worden, für Montmorency werde er am besten dadurch sorgen, wenn er dessen Rettung nicht zu einer Bedingung des Friedens mache. Gewiß ist, daß der unbeugsame Cardinal aus dem Verhältnisse des Herzogs zu den Großen des Reiches eben den vornehmsten Grund hernahm, um den König zur Verurtheilung seines Gefangenen zu vermögen. Wenn nicht ein großes Beispiel gegeben werde, so lautete seine Argumentation, so werde der präsumtive Thronerbe, sobald er Unruhen beginnen wolle, allemal Anhänger finden. Bei den Alten habe schon der Verdacht zur Verurtheilung hingereicht; hier aber liege das Verbrechen der Rebellion offen am Tage. Das Vermögen des Schuldigen einzuziehen, ihn seines Gouvernements zu berauben, führe zu nichts, da er dann immer die Hoffnung behalte, bei veränderten Umständen seinen Verlust und zwar mit Vortheil vergütet zu sehen. Birons Schuld habe lange nicht so klar am Tage gelegen, und doch habe ihn der sonst so gütige Heinrich IV. hinrichten lassen. Werde Montmorency am Leben gestraft, so sei damit seine Partei in Languedoc und zugleich die Partei Monsieurs in Frankreich zertümmert; dieser werde — zu seinem eigenen Heil — keine Anhänger mehr finden. Der päpstliche Nuntius hat sich für Montmorency verwendet, der Herzog von Orleans einen Edelmann seines Gefolges an den König gesandt,

pour s'être trouvé avec le couteau sur la gorge, et pour être prévenu par la force de son frère quand il étoit à Bezières, sans aucun pouvoir.

der demselben zu Füßen fiel und ihn um Gnade anflehte. Ludwig XIII. antwortete, er habe die Sache den Gerichten überwiesen.[1] Es war das Parlament von Toulouse: an dessen Ausspruche konnte kein Zweifel sein. So lange Montmorency einige Hoffnung hegen durfte, zeigte er sich in seinem Verhör moralisch schwach; als er sah, daß keine Rettung war, erhob er sich zur Höhe der auf den Tod gefaßten Resignation; er bat den König nur noch, mit seinem Tode die Schuld ausgesöhnt sein, keine weiteren Bestrafungen eintreten zu lassen. Dem Cardinal grollte er nicht; er bestimmte ihm in seinem Testament eines der schönsten Bilder aus seiner Gallerie.

Hierauf, am 30. October 1632, ward der letzte der Montmorency's im Hofe des Stadthauses von Toulouse enthauptet.

Die Provinz hatte ihn wie einen Vater geliebt; es war mehr als ein Jahrhundert her, daß ihr landschaftliches Leben sich an diesen Namen knüpfte; sein Abfall von der Krone hatte die Gemüther zum Theil von ihm abgewendet, sein Tod vereinte sie zu vollster Sympathie. „Unbeschreiblich," sagt der päpstliche Nuntius, „ist die Trauer und Wehklage über diese Hinrichtung in der Provinz, ja in ganz Frankreich; eine allgemeine Bestürzung über ein so gewaltsames Bezeigen, von dem man glaubt, es werde weitere Folgen haben, hat die Gemüther ergriffen; die Furcht selbst vermag die Aeußerungen des Hasses gegen den Cardinal nicht zurückzuhalten."

Sich ihm geradezu zu widersetzen, dazu hatte jedoch Niemand mehr den Muth.

Der Herzog von Orleans ward durch den Schimpf, der in Folge seiner Unterwerfung sowie nun der Hinrichtung seines

[1] Vgl. das Schreiben des Herzogs vom 21. Nov. 1632, bei Ducros, Vie de Montmorency 515. Der Nuntius Ceva sagt (18. Oct. 1632): Volse Richelieu che la conclusione delle condizioni passasse solo per le mani di Buglione, il quale attendendo a dare grandi speranze all' Orleans se si rimetteva nel re, quando a questo l'hebbe ridotto, restrinse le predette condizioni ad ogni svantaggio di sua altezza.

großen Verbündeten auf ihn fiel, veranlaßt, sich noch einmal zu entfernen, die alten Verbindungen mit Spanien aufs neue zu versuchen. Aber wer sollte nach allem, was vorgefallen war, es wagen, noch einmal seine Partei zu ergreifen? Wenn ja einer oder der andere ein Gelüst dazu bemerken ließ, so war die Regierung stark genug, einen solchen um so nachdrücklicher zu züchtigen. In Gevaudan und den Cevennen sind deshalb einige Schlösser geschleift worden; gerichtliche Commissare durchzogen eine Zeitlang das ganze südliche Frankreich, um alles zu erforschen und zu bestrafen, was mit der Empörung zusammenhing.

Nachdem dieß geschehen war, wurde eine Amnestie verkündet, und der Cardinal, der es liebte, sich nachgiebig zu erweisen, wenn er die Oberhand behalten hatte, trat in der Durchführung seiner administrativen Neuerungen einen Schritt zurück. Wie es schon früher in der Provence gegen ansehnliche pecuniäre Leistungen geschehen war, so ließ er auch in Languedoc die Einrichtung der Elections, die so großes Mißvergnügen erweckt hatten, fallen.[1] Die Summe ward festgesetzt, welche die Provinz jährlich in die allgemeine Staatskasse abführen sollte, ihr innerer Haushalt der Aufsicht des Staates unterworfen; aber die ständische Verfassung ward nicht aufgehoben. Es erschien hinreichend, die Rechte der Stände so weit zu schmälern, daß nicht so leicht neue Empörungen möglich waren, und die Personen zu wechseln.

Das Gouvernement Languedoc ging an den Sieger in der Schlacht, den Marschall Heinrich von Schomberg, und, nachdem dieser durch einen plötzlichen Schlaganfall weggerafft ward, an seinen Sohn Carl von Halluin über; sie hatten es sich gleichsam erobert. Die Generalstatthalterschaft ward in vier von einander getrennte Bezirke geschieden und ihre Verwaltung zuverlässigen Anhängern des neuen Systems anvertraut. An die Stelle der Bischöfe, welche sich an dem Aufruhr betheiligt hatten, traten

1 Vgl. Papon, Histoire de Provence IV, 468.

einige der besten Prediger aus Paris, Männer, welche, von royalistischem Eifer durchdrungen, den Gehorsam des Volkes am besten zu erhalten geeignet schienen.[1]

Dem Herzoge von Guise wurde das Gouvernement der Provence abgesprochen und an denselben Vitry, der einst den Marschall von Ancre erschossen hatte, übertragen. Man erinnerte sich jetzt, daß Guise Erbansprüche an die Provinz hatte, und besorgte, er werde sie unter dem Einflusse der europäischen Gegner durchzuführen suchen. Niemand schien geeigneter, einem Einfalle, den er von Italien her unternehmen möchte, Widerstand zu leisten, als jener entschlossene Capitän. Die Guisen und die Montmorency's, deren Hader ein Jahrhundert erfüllt hatte, fielen mit einander.

Auch in Bourgogne, das bei der Flucht Monsieurs von Bellegarde durch den König militärisch in Besitz genommen worden, in Picardie, Angoumois, Bourbonnois, Limousin wurden Veränderungen der Gouverneurs angeordnet, die niederen Beamten der Aufsicht der Intendanten der Justiz unterworfen, welche unmittelbar vom Hofe kamen und besonders in die Finanzverwaltung eingriffen. Die Befehlshaber fester Plätze, welche sich verdächtig gemacht hatten, wurden mit zuverlässigen Freunden vertauscht; unter anderen mußte Toiras von Casale weichen, so tapfer er es auch vertheidigt haben mochte. In jedem Zweige traten die Anhänger des Cardinals an die Stelle seiner Gegner; der Wechsel erreichte die höchsten Aemter und den Hof selbst. Madame Chevreuse, welche in hoher Gunst bei Königin Anna stand und deren Verbindung mit den Königinnen von England und von Spanien vermittelte, ward vom Hof entfernt und nach Touraine verwiesen. Ihr Freund, der Großsiegelbewahrer Châteauneuf, der bei einem Krankheitsanfalle, von welchem Richelieu in dieser Zeit betroffen wurde, hatte bemerken lassen,

[1] pour maintenir les peuples dans l'obéissance, qu'ils doivent au roi comme au lieutenant de dieu en terre. Vialart, Histoire du ministère de Richelieu II, 509.

daß er sich für dessen gebornen Nachfolger halte, verlor seine Stelle. Ihre Partei war damit nicht vernichtet — wir werden ihrer noch zu gedenken haben —; zunächst aber beugte sich alles vor dem Cardinal und gehorchte seinem Wort.

Wie sehr man ihn fürchtete, zeigte sich bald darauf an einem Ereigniß in Guienne. Der Gouverneur der Provinz, Herzog von Epernon, hatte sich bis zu thätlichen Beleidigungen des Erzbischofs von Bordeaux fortreißen lassen; ein Schreiben des Königs von ein paar Zeilen reichte hin, daß der Herzog, so sehr er sich in seinem langen Leben an ein selbständiges, unfügsames Gebahren gewöhnt hatte, sein Gouvernement räumte und in seinem Hause zu Passac die Entscheidung des Hofes abwartete. [1] Nicht eher erfolgte diese, als bis der Herzog in anderer Beziehung dem Cardinal seine Forderungen erfüllt hatte; auch in eine Familienverbindung trat er mit ihm.

Denn die Autorität des Cardinals erschien jetzt als die des Staates. Wenn die Angriffe von allen Seiten eben gegen seine persönliche Stellung gerichtet gewesen waren, so mußte die Abwehr derselben und der Sieg ihm auch persönlich zu gute kommen.

Hatte er aber die particularen Interessen zerstört, so war er ganz der Mann dafür, und es lag in seiner Natur, daß er nun seinerseits die allgemeinen mit nachdrücklichstem Eifer förderte.

Die Entwürfe zur Hebung von Handel und Seefahrt, mit denen er sich trug, hatten anfangs etwas zu Weitausgreifendes, fast Abenteuerliches, wie ein Vertrag mit ein paar Handelshäusern [2] von Alkmar, Brüssel und Redon, welche den Schiffsbau verbessern, auf Entdeckungen ausgehen und zugleich unbenutztes Land urbar machen, neue Manufacturen in Frankreich einführen sollten. Man sieht daraus nur die große Intention.

[1] Girard, Vie d'Epernon III, 250.

[2] 29. Mai 1626 unterzeichnet von Richelieu, de Witte, Billotte, Dumeurieu. (Im Archiv zu London.)

Die steigende Macht, der Besitz der beiden Admiralitäten machten allmählich nachhaltigere Unternehmungen möglich. Zuerst ward die nördliche Küste von Calais nach Bayonne bereist, über die maritimen Zustände und Kräfte derselben Bericht erstattet; dann ward auch die südliche Küste untersucht, eine große Charte derselben, einige Lieues ins Land, welche alles Bemerkenswerthe enthalten sollte, aufgenommen; in Marseille mit den vornehmsten Einwohnern über die Wege des dortigen Handels, seine Mängel, die Mittel, denselben abzuhelfen, ausführlich Rath gepflogen.[1] In kurzem gewann alles eine andere Gestalt. Aus den Häfen beider Küsten werden wir ansehnliche Kriegsflotten hervorgehen sehen.

Um diese Zeit war es, daß Richelieu durch einen seiner Gesellschafter, Boisrobert, der ihn mit den Neuigkeiten der Stadt zu unterhalten pflegte und ihm sehr angenehm war, von einer Gesellschaft Nachricht bekam, welche einige literarische Freunde zur Mittheilung und gegenseitigen Kritik ihrer Arbeiten gestiftet hatten. Richelieu ließ ihnen vorschlagen, zu einer Corporation unter seinem Schutze zusammenzutreten.[2] Bisher hatte er einen Ehrgeiz darin gesucht, die Sorbonne, deren Provisor er war, neu zu constituiren; er hatte ihr Gebäude errichtet, in denen, wie er sagte, jede Universität der Welt sie zu beneiden haben werde. Eine bei weitem allgemeinere Tendenz nahm er nunmehr: er gründete zur Ausbildung der Sprache die französische Akademie: denn den Waffen müsse die Cultur zur Seite gehen. Wie in der Führung des Krieges, so in der Förderung der Literatur war der katholische Gesichtspunkt fürs erste nicht maßgebend. Gar manchen protestantischen Marschall finden wir an der Spitze der Armee; unter den ersten Akademikern wurden Anhänger des Calvinismus bemerkt.[3] Noch

[1] Voyage et inspection maritime de M. d'Infreville, de Mr. de Seguiran, bei Sue: Correspondance de Sourdis III, 176. 224.

[2] Pellisson, Histoire de l'académie 8.

[3] Jay, Histoire du ministère de Richelieu I, 313.

hatte kein Staatsmann die enge Beziehung der Literatur zum Staate so wohl gewürdigt. Es war kurz vorher, im Mai 1631, daß Richelieu die erste regelmäßige Zeitung erscheinen ließ.[1] Denn bei dem Hasse der Gegner, der aus jedem Tagesereigniß Anlaß zur Afterrede nahm, wünschte er nichts mehr, als die öffentliche Meinung für den Gesichtspunkt der Regierung zu gewinnen. Es ist die Gazette de France; sie erschien alle Wochen einmal, in Quart: in der zehnten Nummer erhob sie sich bereits zu starken politischen Anzüglichkeiten im Sinne der Regierung. Einen erlauchteren Mitarbeiter hatte nie ein periodisches Blatt. König Ludwig XIII. hat viele Artikel verfaßt; noch sind die Concepte derselben von seiner Hand übrig.

Wie greifen diese Dinge so untrennbar in einander, die Errichtung einer alles beherrschenden Administration, — Intendanten in den Provinzen, gerichtliche Commissare, — das Niederkämpfen der alten Selbständigkeiten, das Zurücktreten der ausschließenden religiösen Gesichtspunkte, die energische Kriegsübung, die Begünstigung des Handels, der Literatur, beispielloses Wachsthum der königlichen und der ministeriellen Macht. Die ruhige Erwägung der Späterlebenden mag wählen, was ihnen von diesen Dingen zusagt oder nicht; die Zeit und die Geschichte brachten alle zusammen hervor.

Das Weitaussehendste und für die Nachbarn Gefährlichste war das steigende Uebergewicht Frankreichs in den allgemeinen europäischen Verhältnissen.

[1] Bazin, Histoire de France sous Louis XIII. III, 116.

Viertes Capitel.

Erste Besitzergreifungen der Franzosen in Deutschland; Verhältniß zu Wallenstein.

Gustav Adolf ist insofern in der neueren Weltgeschichte ohne Gleichen, als seine hauptsächlich auf persönlichem Verdienste beruhenden, rasch erfochtenen Siege eine umfassende und bleibende Wirkung in Europa hervorgebracht haben. Er hat das protestantische Element in Deutschland vor dem äußersten Verderben gerettet, ihm die Möglichkeit einer eigenen politischen Entwicklung zurückgegeben; er hat das spanische Uebergewicht eben in den Regionen durchbrochen, wo es von den Franzosen am meisten gefürchtet wurde; dem französischen Königthume hat er Raum gemacht, sich innerhalb seiner Grenzen eine unerschütterliche Autorität festzustellen. Denn einen ganz anderen Ausgang würden die inneren Unruhen genommen haben, wenn Orleans, Lothringen und Montmorency von der niederländisch-deutschen Seite her ernstlicher hätten unterstützt werden können. Für sich selber hat Gustav Adolf nichts erreicht, und selbst seine Pläne sind in Dunkel gehüllt. Damals nahmen die Bestunterrichteten an, er denke das pfälzische Haus sowohl in seinem rheinischen Kurfürstenthum als in Böhmen wiederherzustellen, um durch diese beiden Stimmen, zugleich mit der sächsischen und der brandenburgischen, denn die baierische erkannte er nicht an, dem Protestantismus in dem obersten Reichscollegium die Mehrheit und sich auf gesetzlichem Wege selbst die römische Krone zu verschaffen. Als er im Frühjahre 1632, noch einmal Sieger

in einer großen Feldschlacht, Baiern vollends niedergeworfen, faßte er den Gedanken, über die Alpen nach Italien zu gehen. In Rom hielten die Cardinäle Congregationen über diese Gefahr; der gelehrte Papst gedachte der alten Einbrüche der Barbaren und rief Frankreich dagegen auf. Jedoch Gustav Adolf rechnete sogar auf die Beistimmung Richelieu's, wenn er die Spanier in einem Gebiet angreife, das dieser selbst als die vornehmste Grundlage ihrer Macht bezeichnete. Er forderte für eine Abtheilung seiner Truppen freien Durchzug durch Graubündten; er selbst schien den Weg durch Tirol nehmen zu wollen.[1] Aber ehe er über die Alpen gehen konnte, erhob sich ihm diesseit derselben von Böhmen her, das zu bezwingen seinen Bundesgenossen nicht gelungen war, ein neuer Feind. Der von den Fürsten der Ligue verdrängte General Wallenstein ward nach allen diesen Katastrophen vom kaiserlichen geheimen Rath und von den Spaniern selbst als der einzige Mensch betrachtet,[2] welcher das Erzhaus retten könne, und durch Bedingungen gewonnen, die ihm eine Art von Unabhängigkeit während des Krieges gewährten und nach dem Frieden in Aussicht stellten. Mit Wallenstein erhoben sich auch seine alten Officiere: unerwartet sah man wieder ein großes kaiserliches Heer im Feld erscheinen. Vor allem dieses mußte Gustav Adolf bekämpfen. Indem er es unternahm, bei dem ersten wirklichen Zusammentreffen fiel er in der Schlacht bei Lützen.

Gustav Adolf war noch in vollem Anlaufe gegen das Haus Oesterreich-Spanien begriffen — vor einer neuen Entscheidung mit den Waffen hätte sich nicht einmal ein fester Plan für die

[1] Bichi, 4. Juni 1632: Lo Sueco sitibondo di passare in Italia haveva mandato a fare instanza al Chr^mo, che gli permettesse il passo ne' Grisoni per inviare alcune truppe in Italia con pretesto di volere divertire gli Spagnuoli.

[2] Rocci, 8. Mai 1632: la certa credenza, che il P^npe di Echenberg et gli Spagnuoli avevano, di non poter rimediare agli imminenti pericoli, gli aveva tirati a tutto quello.

Zukunft fassen lassen, — als das Geschick ihn abrief. Er hatte die Alleinherrschaft des Systems gebrochen, das drückend über dem deutschen Geist und über seiner Zukunft lag; er hatte seinen Beruf erfüllt; etwas Neues zu gründen, war ihm nicht beschieden.

Es wäre unnütz, den Stimmungen nachzuforschen, welche die Unternehmungen und Erfolge des Schwedenkönigs in den Franzosen allezeit erweckten. Der Cardinal zog einmal in Berathung, ob er sich dem Könige bei seinem Vorhaben gegen das Haus Oesterreich nicht vollkommen anschließen solle; denn aus den Spolien dieser Macht werde Frankreich sich vergrößern und, dieses so widerwärtigen Gegensatzes entledigt, die vorwaltende Macht von Europa werden; wie weit auch Gustav Adolf um sich greife, so werde er, da es ihm an eigener fester Grundlage fehle, nie Frankreichs entbehren können. Was ihn hiervon am meisten zurückhielt, war die Besorgniß, daß dieser Fürst das protestantische Element wie in Deutschland, so in ganz Europa wieder beleben und die kaum gestiftete politische Herrschaft des Katholicismus in Frankreich, auf der doch alles beruhte, gefährden dürfte. Den Durchzug durch Graubündten schlug er dem König ab; denn auch in Italien wollte er ihn nicht sehen: er wollte seinen Verbündeten, den Papst, so wenig von den neuen Gothen, wie von einem zweiten Landsknechtszuge bedrohen lassen.

Nun aber war von diesen Erwartungen und Besorgnissen nicht mehr die Rede. Durch die Schlacht von Lützen und ihre nächsten Folgen war das Gleichgewicht zwischen den Kriegskräften beider Parteien hergestellt: Frankreich konnte seine Politik behaupten, welche darin bestand, an dem Kampfe nicht unmittelbar Theil zu nehmen, sondern nur die Truppen in schlagfertigem Stande zu erhalten, um sich der günstigen Gelegenheiten, an denen es nicht fehlen werde, zu seinem Vortheile zu bedienen.[1]

[1] on n'entreroit point en rupture avec personne, on seroit sur ses pieds et sur ses forces, pour profiter du temps et des occassions. (Mém. Pet. 27. 42.)

Wie in Italien auf Piemont und die Alpenpässe, so war nach der deutschen Seite hin das Augenmerk des Cardinals auf Lothringen, den Elsaß, die Rheinlande überhaupt, namentlich die Uebergänge über diesen Strom gerichtet.

Schon bei Lebzeiten Gustav Adolfs war ihm da eine große Erwerbung gelungen.

Als die von den vordringenden protestantisch-schwedischen Heerscharen bedrängten deutschen geistlichen Fürsten die französische Vermittlung anriefen, die sie wohl hätten erwarten dürfen, die ihnen aber aus Rücksicht auf die allgemeine Lage der Dinge nicht bewilligt ward — eine Sendung nach Paris in dieser Absicht war vergeblich — entschloß sich einer von ihnen, der Kurfürst von Trier, seine Festungen geradezu den Franzosen zu überliefern.

Es war Philipp Christoph von Söttern, zugleich Fürstbischof von Speier, ein katholisch eifriger Jesuitenzögling und dabei, wie manche andere Prälaten nach dem Muster Papst Sixtus' V., ökonomisch, selbstherrisch, kriegerisch gesinnt. Das westliche Deutschland verdankte ihm ein paar namhafte Festungen, Philippsburg, das seinen Namen trug, und den Ehrenbreitstein, den er zuerst zu einem haltbaren Platze machte. Zu diesen Zwecken und zu anderen Unternehmungen hielt er sich für berechtigt, so viel Steuern, als er brauchte, aufzulegen: seine Stände, die ihm darin nicht zu Willen waren, wußte er zu zwingen. Er ließ sie von Soldaten umstellen, bis sie unterschrieben, oder einzelne Mitglieder einsperren, bis sie ihren Widerspruch aufgaben; um die Appellation an den Kaiser kümmerte er sich nicht.[1] Er war bereits ein alter Mann, kahlköpfig, mit dem Podagra behaftet; aber unter seiner breiten Stirn mit dichten Brauen funkelten ihm ein paar Augen mit

[1] Vgl. die Klagen des Capitels an den Papst 30. Juni 1632 über ihren Erzbischof: capitaneum et nobis ac capitulo nostro adstrictum peregrinae cum rege Sueciae et acatholicis confoederatae miles in arcem deducitur, bei Browerus Ann. Trev. II, 507.

dem Ausdrucke von Entschiedenheit und verwegenem Willen; alles schien ihm erlaubt, um diesen durchzuführen. Da sich seine Stände an die Infantin in den Niederlanden gewendet hatten, welche sich dann seiner Hauptstadt Trier bemächtigte, war er schon um deßwillen mit Richelieu in Verbindung getreten. Die Reaction gegen eine Politik, die er an seinem Theil immer lebhaft befördert hatte, führte ihm jetzt den Schwedenkönig in die Nähe; er trug kein Bedenken, da ihn der Kaiser vor demselben nicht schützen könne, sich in aller Form unter den Schutz des allerchristlichsten Königs zu begeben. Seine beiden Festungen, das beste Resultat einer angestrengten Staatsverwaltung, war er bereit den französischen Truppen, ohne alle weitere Rücksicht auf das Reich, zu öffnen. Nur für Territorialgewalt und Religion hatte er gearbeitet; was das Vaterland sei, davon hatte er nie eine Ahnung gehabt. Schon im Mai 1632 besetzten die Franzosen den Ehrenbreitstein. Unter ihrer unmittelbaren Hülfe kehrte im August auch Trier in seine Hand zurück; eine Empörung, die sich erhob, ward im Beginn erdrückt. Wir brauchen nicht auszuführen, welch ein Vortheil von höchstem Werthe für die Franzosen in der Erwerbung dieser großen militärischen Positionen lag.

Nach dem Tode Gustav Adolfs richtete sich ihre nächste Sorge dahin, das protestantische Bündniß nicht zersprengen zu lassen. Vornehmlich den Bemühungen des französischen Gesandten Feuquières ist es zuzuschreiben, daß auf dem Convent von Heilbronn ein Bund zwischen den vier oberen Reichskreisen und der Krone Schweden zu Stande kam.[1] Er meinte damit in dem oberen Deutschland gleichsam ein neues Holland zu schaffen. Aber auch das war sein Werk, daß dem Canzler von Schweden, Axel Oxenstierna, von den Verbündeten nur eine

[1] Le dit Sr. de Feuquières mesnageoit de sorte les esprits des assemblez qu'ils les fit conclurre à des conditions qui modifioyent la direction qu'ils donnèrent au chancelier. Relation du voyage que le Sr. de Feuquières a fait etc. Recueil d'Aubéry II. 150.

beschränkte Gewalt bewilligt ward. Den Franzosen fiel hierauf ein ganz anderer Einfluß auf die Verhältnisse und Unternehmungen der Verbündeten zu, als ihnen König Gustav Adolf jemals zugestanden hätte.

Da die Schweden den Mittelrhein beherrschten — in Mainz hat man der Tochter Gustav Adolfs den Eid der Treue geleistet — und die vorderen Reichskreise jedes Vordringen kaiserlicher Truppen nach Westen hin abwehrten, so konnte Richelieu ohne Besorgniß, von Deutschland her gestört zu werden, an ein Unternehmen gehen, das er längst im Sinne gehabt hatte.

In den letzten Verwickelungen hatte er den Herzog von Lothringen genöthigt, vier von seinen besten Plätzen abzutreten; aber dieß genügte ihm noch nicht. Das Gutachten ist übrig, in welchem er seinem Könige vorstellt, daß der Herzog alle Verträge breche, alle Rücksicht aus den Augen setze; hauptsächlich aber sei er von unversöhntem und unversöhnlichem Herzen, er warte nur auf die Gelegenheit, wo er, mit Spanien und dem Kaiser verbunden, Frankreich in seinem Innern anfallen könne; höchst gefährlich mache ihn die Ehe seiner Schwester mit dem Herzoge von Orleans für die Ruhe des Königs und des Königreiches; man müsse ihn zu Grunde richten, dann lasse sich auch hoffen, daß man diese Verbindung wieder auflöse und den König mit seinem Bruder noch einmal versöhne. [1] Alle Motive der inneren und äußeren Verhältnisse faßte er zusammen, um zu einem entscheidenden Versuch anzutreiben. Der Beschluß war, daß sich der König Nancy's bemächtigen müsse.

Nancy galt damals für einen der festesten Plätze in Europa. Von drei tiefen Festungsgräben und starken Basteien umgeben und mit allem Nothwendigen versehen, schien es eine Belagerung von zwei Jahren aushalten zu können. [2] Man erstaunte,

[1] Gutachten in den Memoiren 27, 417.

[2] Siri, Memorie VII, 672, ist eigenthümlich. Wie man das Unternehmen von außen her ansah, zeigt Nani: Fu tra gli arcani di Riscelieu

daß der König von Frankreich in schon vorgerückter Jahreszeit, es war im August 1633, sich davor lagerte. Er selbst leitete mit Richelieu und la Force die Umschanzung des Ortes, die auf das engste gezogen ward; er that den ersten Spatenstich in den Linien. Dem Herzog ist es zum Vorwurf gemacht worden, daß er sich nicht in seiner Festung eingeschlossen und daselbst mannhaft vertheidigt habe: er antwortet, er habe sich nicht wollen zum Kriegsgefangenen machen lassen: die bisherige Saumseligkeit der Spanier und Kaiserlichen habe ihm wenig Hoffnung auf Entsatz eingeflößt; Nancy hätte 6 Monate, oder vielleicht ein Jahr, behauptet werden können, aber nicht länger; dann würde der Feind auf das Kriegsrecht oder auf die aufgewandten Kosten Anspruch immerwährenden Besitzes gegründet haben. In diesen Erwägungen zog es der Herzog vor, Nancy durch förmlichen Vertrag in die Hände des Königs von Frankreich zu deponiren, auf so lange, wie es in der Abkunft hieß, bis sein Betragen oder die Beilegung der Unruhen in Deutschland jeder Besorgniß gegen ihn ein Ende gemacht habe und die Vermählung der Prinzessin Margaretha für null und nichtig erklärt sei.

Militärisch war auch dieser Besitz unschätzbar: Richelieu bemerkte, daß Nancy fortan eines der besten Bollwerke von Frankreich gegen den Kaiser und die Spanier bilden werde, fähig, sie Jahre lang aufzuhalten, noch wichtiger als Metz.

Nur eines gelang ihm hierbei nicht, worauf er doch zählte; die Dame, deren Vermählung mit dem Thronerben von Frankreich ihm so viel Sorge machte, war ihm entschlüpft. Die Sache gewinnt ein sehr persönliches Ansehen, wenn man erfährt,

di spiantar questa casa (di Lorena). Contra i Guisardi non poteva succedergli il colpo (d'abbatterli) se non gli tagliava la radice di fuori. Per questo portò il Re ad occupar la Lorena, provocato da molti trascorsi del Duca e considerato il suo stato come l'officina e la sede delle caballe tutte e delle machine contro il regno et il governo. Nani, Rel. di Francia 1648.

daß die Königin-Mutter die Vermählung Gastons mit der lothringischen Prinzessin hauptsächlich deßhalb zugab, weil dieser sich sonst wohl noch bewegen lassen dürfte, die Nichte des Cardinals zu heirathen. [1] Die Prinzessin Margaretha setzte sich selbst zu Pferde, um Gaston in den Niederlanden aufzusuchen. Glücklich entkam sie aus Nancy in Mannskleidern, Stiefel und Sporen an den Füßen, nur von drei Dienern begleitet. Vor einem Trupp schwedischer Soldaten, der ihr unterwegs begegnete, wich sie in ein Gehölz; die Prinzessin verwundete sich die Hände; als sie nach Thionville kam, wo eine spanisch-niederländische Garnison lag, war sie so ermüdet, daß sie auf den Boden fiel. Auf der Erde liegend, in einen Mantel gehüllt, schön wie sie war, erregte sie das Mitleiden der Soldaten, bis die Frau des Gouverneurs erschien und sie bei sich aufnahm. Ihr Gemahl, sofort in Kenntniß gesetzt, eilte ihr entgegen; in Brüssel ward sie von der Infantin und der Bürgerschaft auf das prächtigste empfangen. Sie sagte später wohl selbst, sie habe nie geglaubt, was man von flüchtigen Prinzessinnen erzähle, bis sie es an sich selbst erfahren habe. [2]

Durch die Erinnerung an die Rechte des deutschen Reiches auf Lothringen ließ sich Richelieu in seinen Unternehmungen nicht irren; die Oberlehensherrschaft des Kaisers über dieses Land erklärte er für eine alte Usurpation, die Frankreich habe dulden müssen, so lange es nicht anders gekonnt habe: aber zwischen großen Fürsten gebe es keine Verjährung; jetzt habe Gott dem Könige von Frankreich den Weg eröffnet, den vollen Umfang der Rechte seiner Krone wiederherzustellen: die Nachwelt würde ihn tadeln, wenn er es nicht thäte. Es ist, als wollte Richelieu auf die alten Streitigkeiten des östlichen und westlichen Francien über das lothringische Erbe, die im neunten und zehnten Jahrhundert ausgemacht waren, zurückkommen

[1] Erklärung Maria's, 8. Sept. 1633, in dem Brüsseler Archiv.

[2] Nachrichten bei Vialart, Histoire du ministère de Richelieu II. 565. Vergl., was in den Mémoires de Gaston XXXI (Pet.) 150 vorkommt.

und sie zu Gunsten des letzteren entscheiden. Wovon er noch vor kurzem fast officiell erklärt hatte, daß es nicht in seiner Absicht liege, das führte er jetzt ohne Bedenken aus: am 26. August 1633 ließ er das neue Parlament in Metz mit aller Feierlichkeit installiren. Da die Bisthümer Toul und Verdun in den Händen lothringischer Prinzen waren, deren jurisdictionellen Rechten die Befugnisse des Parlaments entgegenstanden, so sieht man wohl, wie genau dieß mit den übrigen Feindseligkeiten zusammenhing. Aber die Hauptsache ist, daß den Beziehungen dieser Länder zum deutschen Reich ein Ende gemacht werden sollte. Statt des Reichsadlers erschienen jetzt die Lilien in den großen Gerichtssiegeln; denn der König, so drückt sich das Edict darüber aus, dürfe nicht dulden, daß in den Ländern seines Gehorsams ein fremdes Wappen als Siegel gebraucht werde. [1]

Kein Zweifel, daß Richelieu, der allen durch die Jahrhunderte geheiligten Verhältnissen zwischen den beiden Reichen so entschlossen entgegentrat, die Rheingrenze bereits ins Auge gefaßt hatte; gegen seinen König hat er davon mehr als einmal unverhohlen geredet.

Und niemals sind wohl territoriale Besitzergreifungen, wenngleich zunächst provisorischer Art, jemand leichter geworden, als damals dem Cardinal.

Den Herzogen von Württemberg, welche ihre Herrschaft Montbelliard gegen die aus der Franche-Comté drohenden Angriffe nicht zu vertheidigen vermochten, ward es als eine Art von Gnade angerechnet, wenn der König eine Besatzung dahin schickte, um sie in Schutz zu nehmen. Die Franzosen besetzten ohne alle weitere Bedingung im September 1633 Montbelliard — Schloß, Citadelle und Stadtthore — sowie Blamont und Héricourt. Gleich darauf eröffnete sich ihnen der Elsaß. Die Schweden und ihre Verbündeten hatten des Landes doch nicht

[1] Die Worte bei Michel, Histoire du Parlement de Metz 30.

Meister werden können; in den Fluctuationen der Kriegserfolge, welche mit entsetzlichen Verwüstungen verknüpft waren, stellte sich den Bedrängten die französische Kriegsmacht als die einzige Schutzwehr dar. Von dem Grafen Salm mit Vertilgung bedroht, entschlossen sich zuerst die elsaßischen Orte Buchsweiler, Ingweiler und Neuweiler, hierin in Widerspruch mit den Schweden, französische Truppen, durch die sie dann geschützt wurden, bei sich aufzunehmen.[1] Aber gleich darauf sah sich der Graf Salm in einem ähnlichen Falle. Von dem Rheingrafen im Felde geschlagen und auf seiner Feste Hohbar belagert, in Gefahr, sich auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen, wußte er sich mit den Franzosen zu verständigen; die Belagerer fühlten sich ihrer Beute schon sicher, als ein französischer Oberst aus dem Schlosse hervortrat und ihnen erklärte, es gehöre jetzt dem Könige von Frankreich an. Der Graf trat nicht allein seine Bergfeste an die Franzosen ab, er bewirkte, daß auch Hagenau und Reichshofen an sie übergingen. Sein Beweggrund war, er gönne die Orte lieber den Franzosen, als den Schweden und den Evangelischen. Und ganz ebenso waren ihrerseits auch diese gesinnt. Als der Rheingraf einige Monate später das Feld gegen die Gegner nicht mehr behaupten konnte, wenn er nicht seine Garnison aus Schlettstadt und Colmar zog, entschloß er sich, auch diese Orte, die sonst ohne Zweifel verloren gewesen wären, den Franzosen zu überliefern: denn er gönne, wie der alte hierüber am besten unterrichtete Geschichtsschreiber sagt, die Orte im Elsaß den Franzosen lieber denn dem Feinde.

So gewannen die Franzosen im Elsaß eine Reihe von Plätzen, die ihnen so wenig jemals wieder haben entrissen werden können, als die drei Bisthümer.[2] Sie haben dieselben nicht eigentlich mit den Waffen erobert; sie sind ihnen von den

[1] Chemnitz, Schwedisch-deutscher Krieg II, 263: „Die verhoffte Ruhe und Sicherheit überwog bei den Einwohnern alle anderen Motive."

[2] So schrieb ich im Jahre 1853.

feindlichen Brüdern entgegengesetzter Confession, aus Haß der einen gegen die anderen, überliefert worden.

So weit kam es in Folge des Bruches der alten Satzungen, auf denen der Friede des Reiches beruhte, und der Feindseligkeit der beiden Religionsparteien; aber noch größere Dinge schienen bevorzustehen, da in diesem Augenblick eine Entzweiung in dem Mittelpunkte der katholischen Macht in Deutschland selbst ausbrach: zwischen dem General, der in dem gefährlichsten Moment noch einmal die Waffen in die Hand genommen hatte, und dem kaiserlichen Hofe, der durch ihn gerettet war. [1]

Als Feuquières auf einer Reise zu den norddeutschen Fürsten, die er in den Heilbronner Bund zu ziehen suchte, sich in Dresden befand, stellte sich ihm ein Vertrauter und Verwandter Wallensteins, Graf Kinsky, dar und eröffnete ihm, daß der General mit der Absicht umgehe, dem Kaiser, seinem Herrn, den Rücken zu kehren, in dessen Landen selbst die ihm versprochene Schadloshaltung zu suchen, sich zum Könige von Böhmen zu machen. Als förmlich beschlossen kann Kinsky den Plan nicht bezeichnet haben: Feuquières hielt für rathsam, ihm noch einen Aufsatz in die Feder zu dictiren über die Motive, die den General zu diesem Entschlusse definitiv bestimmen könnten. Das vornehmste liegt in der Unzuverlässigkeit des österreichischen Hofes, die Wallenstein schon einmal erfahren habe; er möge im Kriege für denselben siegen oder unterliegen, so werde er allemal von der spanischen Faction angefeindet werden; wenn er dagegen seine Waffen gegen Oesterreich wende, so werde er nicht allein Rückhalt an Frankreich finden, dieß werde das vereinigte Kriegsheer unter seine Führung stellen; es werde ihn so hoch erheben, als er wünsche; am wenigsten werde es ihn hindern, den Kurfürsten von Baiern anzugreifen,

[1] Négociations I, 156. Vgl. Relation du voyage que le Sr. de Feuquières a fait en Allemagne; bei Aubéry, Mémoires pour l'histoire du Cardinal duc II, 175.

der sich einer solchen Undankbarkeit schuldig gemacht habe, daß er eine Züchtigung verdiene. [1]

Man erstaunt noch heute, wenn man von den Eröffnungen Kinsky's liest, und sträubt sich, an ihre Wahrhaftigkeit zu glauben. Was konnte den General auf die Bahn so ausschweifender Entwürfe treiben? War es offenbare Verrätherei, womit er umging, oder momentane Aufreizung, Ehrgeiz und Melancholie, was aus ihm redete?

Ohne das ganze Geheimniß seiner Entwürfe und Stimmungen enthüllen zu wollen, fassen wir das politische Moment auf, von welchem seine Entzweiung mit den Spaniern, die doch seine erste Abdankung mißbilligt und seine zweite Anstellung vermittelt hatten, ausging, besonders inwiefern dasselbe mit den französischen Verhältnissen zusammengreift.

Darin stimmten Wallenstein und die Spanier überein, daß der Friede im deutschen Reiche geschlossen und das Restitutionsedict aufgegeben werden müsse. Der Kaiser war damals geneigt, alle Dinge wieder in den Stand des Jahres 1618 herzustellen, wofern man ihn nur nicht nöthige, auch in den Erblanden das protestantische Bekenntniß zuzulassen. Fürst Eggenberg legte auf die Einwendung des päpstlichen Nuntius hiergegen wenig Gewicht: denn auch der Kaiser habe seine Theologen. Einige der vornehmsten Prälaten, unter anderen Cardinal Pazmany, hatten sich für diese Auskunft erklärt; sie hielten das Gewissen des Kaisers für vollkommen gesichert, wenn er nur das letztere erreiche. Die Repräsentanten Spaniens waren nicht allein dafür, sondern sie drangen auf den deutschen Frieden unter jeder Bedingung. Es geschah im Einverständnisse mit dem Kaiser und den Spaniern, daß Wallenstein fortwährend Unterhandlungen mit den Protestanten pflog.

[1] L'authoriser et l'établir jusques où il peut désirer, en sorte que par Sa personne S. M. se puisse rendre considérable en Allemagne au point qu'elle le pourroit souhaiter. Antwort auf Kinsky's Anfragen ib. 180.

Fragen wir aber nach den weiteren Absichten, die hernach erreicht werden sollten, so herrschte über diese eine durchgreifende Verschiedenheit der Meinungen.

Die Spanier wollten den Frieden in Deutschland, um alle Kräfte gegen die Franzosen zu wenden; sie waren nicht gemeint, diesen die piemontesischen Plätze oder die lothringischen in den Händen zu lassen oder ihr Umsichgreifen am Oberrhein zu dulden. Namentlich das letztere war ihnen im höchsten Grade verhaßt, da es den Zusammenhang zwischen Italien und den Niederlanden vollends unterbrach. Noch einmal sollte der Bruder des Königs, Cardinal-Infant Ferdinand, auf der alten Straße nach den Niederlanden gehen; der Herzog von Feria setzte sich von Mailand her bereits in Bewegung, um ihm den Weg zu bahnen. Sie hofften, nach dem Tode des Schwedenkönigs das alte System, das durch dessen siegreiche Waffen durchbrochen war, wiederherzustellen: jede andere Rücksicht, etwa auf Zusagen, wie sie Wallenstein erhalten hatte, trat ihnen vor diesem großen Zwecke zurück.

Dagegen wollte Wallenstein den deutschen Frieden zur Grundlage einer allgemeinen Pacification machen. Er warnte davor, das Gewicht des Krieges in den Elsaß zu werfen, was bei der Schwäche der Kräfte, die man daselbst verwenden werde, die unglücklichsten Folgen habe könne; an der Erneuerung des alten Systems der spanischen Autorität lag ihm nichts; würde er durch dieselbe doch selbst beschränkt worden sein: überdies verlor er die ihm zugesagte „Recompens an Land und Leuten" keinen Augenblick aus den Augen; davon nichts nachzulassen, hielt er für eine Sache der Ehre und der Pflicht gegen sich selbst. Im Juli 1633 suchte ihn der thätigste der damaligen spanischen Agenten, Villani, auf seine Meinung zu bringen. Ihre Conferenz endigte damit, daß Wallenstein sich weigerte, mit diesem Manne länger zu verhandeln. Villani starb auf dem Rückweg aus Verdruß; Wallenstein gerieth in eine Aufregung, die man in seiner Umgebung für eine Art von Raserei

hielt.[1] Er mußte besorgen, daß der kaiserliche Hof, wiewohl er noch nicht entschieden war, von den Ansichten der Spanier fortgerissen, seine Entschädigung aus den Augen verlieren und ihm sogar seine gegenwärtige Gewalt schmälern dürfte. Daß ein von ihm unabhängiger Heerführer in Deutschland erscheinen sollte, den mit kaiserlichen Truppen zu verstärken man ihm bereits anmuthete, war ihm widerwärtiger als alles und setzte ihn in Wuth.

Noch aber nahm er an der Spitze eines von ihm abhängigen, auf seinen Namen zusammengebrachten Heeres eine großartige Stellung ein; er hoffte, auf eine oder die andere Weise Freunde zu gewinnen und sich einheimischen oder fremden Gegnern zum Trotze zu behaupten.

Wenn im August Kinsky in seinem Namen den Franzosen Anträge gemacht hatte, so hielt das ihn selber nicht ab, im September mit dem sächsischen General Arnim von einer Vereinigung aller Deutschen zur Verjagung der Ausländer vom Boden des Reiches zu sprechen.[2] Eine seiner vornehmsten Ideen war es, eine Vereinigung der kaiserlichen und sächsisch-brandenburgischen Truppen zur Wiederherstellung des religiösen und politischen Friedens unter seiner eigenen Heerführung zu Stande zu bringen. War dies aber unmöglich und mußte er endlich um seiner persönlichen oder der allgemeinen Interessen willen entschieden mit dem kaiserlichen Hofe brechen, so wies er den Gedanken nicht von sich, dem Reich unter französischer Protection eine neue Gestalt zu geben. Die weitaussehendsten Entwürfe sind hierbei von einer oder der anderen Seite zum Vor-

[1] Rocci, 24. Juli 1633: Le negoziationi del Villani l'havevano fatto morire quasi disperato, poiche Fridland gli fece intendere di non voler piu trattar seco; mentre sollecitava con somma premura la pace di Germania, per voltare l'armi Austriache contra l'Italia e contro la Francia, Fridland erasi protestato di non volere condiscendere a cie perche saria la ruina degli Imperiali e de' Spagnuoli.

[2] Arnim 27. Sept. an den Kurfürsten von Brandenburg, bei Förster, Wallensteins Briefe III, 75.

schein gekommen. Der Gedanke ist geäußert worden, daß der König von Frankreich selbst von den Deutschen zum Kaiser erhoben werden könne. Herzog Bernhard von Weimar hat einst mit einem französischen Gesandten davon geredet. Dieser antwortete, der König trachte nicht nach dieser Würde; denn er suche nichts für sich selbst; aber er würde sie annehmen, wenn es zum Heil der Christenheit und seiner Verbündeten gereiche. In einem Schreiben von Pater Joseph wird diese Antwort ausdrücklich gebilligt.[1] In Paris sprach man davon, daß man Wallenstein zum römischen Könige machen müsse. Und verknüpfen wir hiermit, daß der Kurfürst von Trier den Cardinal zu seinem Coadjutor und Nachfolger bestimmt und für sein Bisthum Speier beim römischen Stuhle schon in Vorschlag gebracht hatte: welch eine neue Gestalt des Reiches, wenn diese beiden geistesgewaltigen, ehrgeizigen, nach Unternehmungen dürstenden Menschen, Wallenstein und Richelieu, unter einem Kaiser, wie Ludwig XIII. geworden wäre, unruhig und in einem unbegrenzten Begriffe von seinem Rechte lebend, die Reichsgewalt ausgeübt hätten! Ob sich alsdann von den alten territorialen Dynastien im Reich auch nur eine einzige würde behauptet haben? Auch für seine Kriegsgefährten hatte sich Wallenstein schon Ausstattungen mit Land und Leuten ausgesonnen. Bernhard sollte Herzog von Franken, Oxenstierna Herzog von Mainz bleiben. Schweden wie Franzosen, die schwedisch-gesinnten Protestanten und die Kaiserlichen hätten sich verbunden, um eine neue Austheilung der Reichslande, zunächst unter ihre Führer im Krieg und in der Unterhandlung, vorzunehmen. Aber auch an Italien ward gedacht. Mailand sollte zwischen Savoyen und Parma getheilt, der Großherzog

[1] Fragment des Briefes aus den Memoiren des Pater Joseph: vous aviez bien faict de respondre au Duc Bernard de Veymar au discours qu'il a avancé, de faire le Roy Empereur que S. M. n'affecte point cette dignité, sy ce n'estoit pour le bien de la Chrestienté et des confédérés, ne prétendant rien pour son particulier.

von Toscana im Gebiete von Genua vergrößert, der Papst mit Neapel ausgestattet werden. So wenigstens versicherte Piccolomini von Wallenstein vernommen zu haben.

Indem Spanien alle Welt in den Krieg mit Frankreich zu verwickeln suchte, regte sich bei seinen Gegnern der Gedanke, unter französischer Führung vielmehr der Macht von Spanien auch in Italien ein Ende zu machen.

Die Entwürfe, mit denen man sich trug, waren zu hirngespinnstartig und unreif, als daß sich ein wirkliches Verständniß daran hätte knüpfen können: mehr Möglichkeiten, in deren Erörterung man sich gefiel, als wirkliche Pläne; nur so viel lag am Tage, daß der General sich mit täglich wachsendem Eigensinn den Wünschen seines Hofes entgegensetzte. Er hörte nicht mehr auf die bestimmtesten Befehle, weder in Bezug auf die von einer allgemeineren Rücksicht unbedingt gebotenen Unternehmungen, noch auf die Verlegung der Quartiere: während er sonst niemals Rath nahm, ließ er jetzt die Weisungen des Hofes von seinen versammelten Officieren prüfen und verwerfen. In alle seinem Thun bemerkte man seinen persönlichen Haß, seine besonderen Absichten. Nach und nach machte das doch das böseste Blut. Man sagte in Wien nicht übel, er wolle den Feldherrnstab über das Scepter erheben.

Wallenstein unterhandelte nach allen Seiten hin, ohne irgendwo oder irgendwie zu einem Abschlusse zu gelangen, mit keinem anderen Erfolge, als daß er das allgemeine Mißtrauen weckte.

Man hat damals davon geredet, daß er auch mit dem päpstlichen Hofe, besonders in Bezug auf Italien, einverstanden gewesen sei. Doch ist davon nichts weiter wahr, als daß Papst Urban VIII. die Abdankung Wallensteins sehr ungern gesehen hätte, aus Besorgniß, daß ein anderer General das Heer nach Italien führen und den Krieg daselbst erneuern möchte; der Nuntius Rocci hat ihn aufgefordert, das Generalat nicht niederzulegen.[1]

[1] Aus einem Schreiben des Cardinals Barberino 18. Februar 1634: Perchè Rocci col mezzo del Colonello San Giuliano haveva piu volte

Seit dem August 1633 waren keinerlei Mittheilungen zwischen Wallenstein und Frankreich gewechselt worden. Als dieselben im Anfang des Jahres 1634 erneuert wurden, war der französische Hof mit nichten so geneigt wie das erstemal, auf die Vorschläge Wallensteins einzugehen, namentlich sich wegen der böhmischen Krone zu verpflichten. Aber mit dem General in Verbindung zu treten, waren die Franzosen auch dießmal bereit, selbst für den Fall, der sehr möglich schien, daß er sich noch nicht offen vom Kaiser losreißen dürfte. Auch dann wollten sie ihm ansehnliche Geldmittel zufließen lassen, wofern er verspreche, weder die von ihnen eingenommenen oder unter ihrer Protection befindlichen Orte anzugreifen, noch die von ihm selbst abhängigen Truppen zu den Spaniern stoßen zu lassen, vielmehr bei den Friedensverhandlungen die Vermittelung des Königs von Frankreich zur Anerkennung zu bringen; dagegen werde dieser dann auch seiner Ansprüche nicht vergessen, sondern ihm zu einem Aequivalent seines früheren Besitzes an Land und Leuten helfen.[1]

Von jenen auf eine Umgestaltung der Welt zielenden chimärischen Entwürfen kam man auf das zurück, was allenfalls möglich und ausführbar war. Und lag nicht in einem geheimen Verständnisse mit den kaiserlichen Heerführern ein eben so großer Vortheil für Frankreich, als in dessen offenem Abfalle? Doch ist auch ein solches nicht zu Stande gebracht worden. Alles hing davon ab, ob der General seiner Truppen so vollkommen Meister bleiben würde, wie er voraussetzte. Es ist bekannt, welchen Versuch Wallenstein gemacht hat, sich ihrer für jeden Fall zu versichern; aber dieser Versuch, zusammentreffend mit beglaubigter und nicht mehr zurückzuweisender Kunde von seiner

consigliato Fridland a non lasciare il generalato fugli incaricato ad usare ogni opera, che non venisse in luce questo suo consiglio perche poteva esser mal interpretato.

[1] Mémoire envoyé à Mr. de Feuquières 1 Févr. 1634. Bei Röse, Herzog Bernhard d. Gr. I, 459.

geheimen Unterhandlung mit den fremden, selbst den feindlichen Mächten, ward sein Ruin. Der Kaiser sprach seine Absetzung aus, seine Officiere fielen von ihm ab; von eben denen, auf die Wallensteins Freunde am meisten trauten, weil es Fremde waren, wurde der General, dessen Abfall nun erst zum Ausbruche kam, ermordet. [1]

Denn bei weitem mächtiger war doch auch in dieser Armee der durch persönlichen Eidschwur befestigte Gehorsam gegen den Kriegsherrn, als die Autorität des Führers. Als der Beauftragte der Franzosen in Böhmen ankam, lebte Wallenstein bereits nicht mehr. Der Gegensatz der beiden großen Mächte, Spanien und Frankreich, beherrschte das damalige Europa und nun auch Deutschland. Indem Wallenstein auf seine eigene Hand damit umging, mehr jedoch in vermessenen Gedanken als mit entschlossenem Herzen, von Spanien zu den Franzosen überzutreten, erreichte ihn das Verderben. Eben aus den Truppen, die er geführt und die Frankreich zu gewinnen gehofft hatte, erhob sich der stärkste Gegensatz gegen diese Macht.

Nach kurzer Zeit gelang es dem Kaiser, die Gährungen der wallensteinischen Regimenter beizulegen und ihren Gehorsam auf immer zu befestigen. Die Confiscationen, die er verhängte, verschafften ihm die Mittel zur Zahlung des rückständigen Soldes und zu neuen Werbungen. Mit Wallenstein fielen auch am Hofe alle die, welche den Einwirkungen von Spanien sich bisher noch widersetzt hatten: diese ganze Richtung der Politik, wohlgemeint, aber schlecht verfolgt, ward verlassen. Was die Spanier immer gewünscht hatten, der junge König von Ungarn,

[1] Aus den Depeschen des florentinischen Residenten Sacchetti. Eggenberg sagte ihm: che non potette mai addursi a credere, insino che non l'a toccato con mano, in lui atti d'infedeltà — che l'odio, da Fridland conceputo contra li Spagnuoli da che Feria entrò in Alemagna l'aveva precipitato. Einige neue Momente liegen in dieser Geschichte noch vor. Ich hoffe, sie in kurzem in einer akademischen Abhandlung dem Publikum mitzutheilen. Anmerkung der frühern Ausgabe. Die akademische Abhandlung ist indessen zu einem Buch erwachsen, welches 1869 publicirt ist.

nachmals Ferdinand III., trat an die Spitze der Truppen. So führte der Bruder ihres Königs, Don Ferdinand, obwohl Cardinal der römischen Kirche und Erzbischof von Toledo, ein stattliches, aus Spaniern und Italienern zusammengesetztes Heer über die Alpen herbei. Man hielt für nöthig, daß die dem Throne zunächst stehenden Persönlichkeiten selbst die Armeen befehligten. Ein neues Feuer schien hierauf Officiere und Soldaten zu beleben, sie machten höchst unerwartete Fortschritte. Regensburg fiel in die Hände des Königs Ferdinand. Bei Nördlingen ward dann von ihm und dem Cardinal-Infanten zugleich ein großer Sieg im offenen Feld erfochten. Eben in denselben Gegenden, wo die Macht der Protestanten im schmalkaldischen Kriege auseinandergesprengt worden war, wurden sie auch im dreißigjährigen durch eine sehr ähnliche Vereinigung von Streitkräften besiegt; Schwaben und Franken, alle vorliegenden Lande wurden, was die letzten Jahre daher kaum noch möglich geschienen hatte, von den kaiserlichen und spanischen Streitkräften überfluthet.

Wohl hatte das auch eine Wirkung zum Vortheil von Frankreich. Im Angesicht der ungeheuren Uebermacht der Spanier und des Kaisers, ohne anderen Rückhalt, als die in der Nähe aufgestellte französische Armee, vergaßen die nach Paris geschickten Abgeordneten des Heilbronner Bundes jede Rücksicht auf das Vaterland. Mit Vergnügen willigten sie ein, daß Philippsburg an die Franzosen überliefert ward; auch die in schwedischem Besitze befindlichen Ortschaften des Elsaß wurden an sie überlassen; ein neuer Vertrag zu gemeinschaftlicher Durchführung ihrer Ansprüche ward zwischen Schweden, Frankreich und den dem Heilbronner Bund angehörigen Süddeutschen geschlossen.

Und vielleicht hätte dieser Bund einen neuen Umschlag herbeiführen können, wenn sich auch die Norddeutschen ihm zugesellt hätten. Aber in diesen überwog der Widerwille gegen die Festsetzung der Franzosen auf dem Boden des Reiches wie gegen

die Satisfaction an Land und Leuten, welche Schweden forderte. Hauptsächlich aber: der Kaiser bewilligte ihnen jetzt das große Zugeständniß, wegen dessen Verweigerung sie sich einst mit König Gustav Adolf verbündet hatten: die Zurücknahme des Restitutionsedicts. Im Reiche gab es jetzt keine Macht, die sich dem hätte widersetzen können: die Geistlichen selbst waren dafür. Pater Quiroga hat dem Kaiser vorgestellt,[1] er begehe eine Todsünde, wenn er eine Abkunft verwerfe, die ihn fähig machen könne, den Franzosen Widerstand zu leisten. Im November 1634 ward auf dieser Grundlage ein Vertrag verabredet, der einige Monate später zu dem Frieden von Prag ausgebildet worden ist. Den gerechten Forderungen der Protestanten war darin noch keineswegs gebührende Rechnung getragen, aber es war doch ein Anfang eines besseren Verhältnisses; die Idee der Reichseinheit hatte dabei wieder vorwaltenden Einfluß, ohne daß darum jede Selbständigkeit erdrückt worden wäre.

Dadurch gewann nun aber alles eine veränderte Gestalt. Die Schweden erwarteten und bekamen Gegner an ihren bisherigen Verbündeten in Norddeutschland; alle Kräfte von Oesterreich, Spanien, Baiern konnten sich nach dem westlichen Deutschland und der französischen Grenze richten.

Ein erster Uebergang der Franzosen über den Rhein, December 1634, zog ihnen nur Unfälle zu; der ungewöhnlich harte Winter dieses Jahres und eine anbrechende Seuche bewirkten, daß kaum ein Drittheil ihres Heeres dienstfähig von da zurückkam.

Dagegen überschritt der baierische Generalwachtmeister Johann von Werth in der Nähe von Philippsburg, das den Franzosen wieder entrissen worden war, den gefrorenen Fluß

1 Rocci, 23. Dec.: concorrevano alla sudetta pace con Sassonia i voti delli due cardinali Dietrichstain e Pazman: insieme con li due cappuccini, padre Quiroga e padre Valeriano; ma il padre Lamormain sentiva il contrario.

und setzte das Land weit und breit durch kühne Streifzüge in Schrecken; er rühmte sich, daß er zuerst mit seinen Truppen französisches Blut versucht und künftig um so eifriger gegen sie ansetzen werde.

Bei Breisach ging Carl von Lothringen über den Rhein, in der kecken Hoffnung, nicht allein sein Land wiederzuerobern, sondern in kurzem in Paris anzukommen. Er mußte anfangs zurückweichen; bald aber kam er in Gesellschaft des baierischen Führers Mercy wieder; er hatte Münzen schlagen lassen, auf denen man ein bloßes Schwert aus den Wolken erblickte, das die Lilien durchschnitt. Er meinte die Rache Gottes an Ludwig XIII. vollstrecken zu sollen.

Alles ließ sich zum Ausbruch eines allgemeinen Krieges an.

Fünftes Capitel.

Ausbruch des offenen Krieges zwischen Frankreich und Spanien und dessen erste Jahre.

Auf die Anmahnungen zum Frieden, wie sie besonders von religiöser Seite häufig wiederholt wurden, hatte Graf Olivarez, der auf die auswärtige Politik von Spanien einen nicht viel geringern Einfluß ausübte, als Richelieu auf die von Frankreich, schon im Jahre 1632 geantwortet, daß er vielmehr erwarte, es werde zum Aeußersten kommen.[1] Denn der Cardinal wolle in Deutschland Meister über Krieg und Frieden und selbst über die Religion sein, in Italien festen Fuß fassen, den Herzog von Lothringen unterdrücken; er unterstütze die Holländer und reize die Schweden, ja selbst die Türken gegen das Haus Oesterreich auf: dieses müsse suchen, ihn abzuwehren.

Die Festsetzung der Franzosen im Elsaß, der Versuch derselben, sich Breisachs zu bemächtigen, erschienen in Spanien als eine weitere große Feindseligkeit und Gefahr. Denn sollte man diesen Platz und den freien Durchzug durch den Elsaß verlieren, so würde Spanien mit den Niederlanden nur noch zur See in Verbindung bleiben, durch den Canal, zwischen feindseligen Küsten, der überdieß mit den Schiffen der Holländer bedeckt sei.[2] Nur darum gehe der Herzog von Lothringen

[1] acudir al remedio efficaz, aunque sea con la mayor extremidad, de tantos agravios. Papiere von Simancas. Juli 1632.

[2] A Flandes ni a Italia puede venir soccorro de Alemania, ni a Italia de Flandes, ni de Italia a Flandes, ni a España de Flandes y de España a Flandes.

zu Grunde, weil er von allen Seiten abgeschnitten worden. Der Sinn der Franzosen sei, so viel Eroberungen in Deutschland zu machen, daß das Reich genöthigt werde, ihren König zum Kaiser zu wählen: Ferdinand II. dürfe sich aber die Krone nicht vom Haupte reißen lassen; er müsse sich mit den katholischen Fürsten in Deutschland und noch einmal mit der Partei der Königin-Mutter in Frankreich verbinden.

Im Spätjahre 1633 ward in der That über einen großen antifranzösischen Bund unterhandelt, eine Liga, wie es in dem Entwurfe heißt, „des Friedens, der Herstellung und Aufrechterhaltung“ zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien, den italienischen und den katholischen deutschen Fürsten, sowie mit Maria Medici, Gaston von Orleans und dem Herzoge von Lothringen.[1] Im Namen dieser Liga soll ein Heer von 40,000 Mann zu Pferd und zu Fuß in den Rheinlanden an der Maas und der Mosel aufgestellt werden, unter dem obersten Befehl des Cardinal-Infanten, dessen Generallieutenant der Herzog von Lothringen sein würde; hauptsächlich aus deutschen Truppen sollte es sich zusammensetzen; man war bereit, vom Kaiser, wenn er es verlange, einen General der Cavallerie, vielleicht Gallas oder Aldringer, anzunehmen, und zählte auf den Beitritt des Kurfürsten von Baiern. Ich weiß nicht, wie weit die Unterhandlung gediehen, ob dieser Entwurf vielleicht Wallenstein bekannt geworden und ein Motiv zu seiner Opposition gewesen ist. Man beabsichtigte zugleich einen Einbruch in Frankreich im Namen der Königin-Mutter und des Herzogs von Orleans mit einer durchweg aus Franzosen bestehenden Armee von 12,000 Mann zu Fuß, 2000 zu Pferde, welcher dann der König von Spanien mit seiner Seemacht zu Hülfe kommen werde, 12 Galeeren im Canal, 20 im Mittelmeere.

Mit Verwunderung sieht man aus den Briefen Philipps IV.,

[1] Entwurf im Archiv zu Brüssel: Le nom de cette ligue sera de la paix et restauration contre les violences et attentats et maintien des alliés.

auf wie mannigfaltige und bedeutende Verständnisse im Innern von Frankreich er noch rechnete. Der Herzog von Guise hatte ihm versprochen, Marseille und vielleicht Toulon in seine Hand zu bringen. Der Generalstatthalter in der Normandie ließ die Ueberlieferung erst der wichtigsten Küstenplätze, dann der Provinz überhaupt hoffen. Epernons, der sich vor jeder Kundgebung sorgfältig in Acht nahm, war man doch sicher; man hielt dafür, daß der größte Theil des französischen Adels, durch die Tyrannei des Cardinals empört, sich bei der ersten Aussicht auf Erfolg gegen ihn erklären werde; nur müsse man sich hüten, Jemand bloßzustellen, um nicht die Wuth des Gewalthabers auf einen solchen zu lenken. Des ganzen Poitou, der Inseln und des Landes hoffte man sich leicht zu bemeistern: denn dort sei der Adel besonders für den Herzog von Orleans gestimmt, und Toiras, den man mit Entschiedenheit als einverstanden betrachtet, habe daselbst großen Einfluß: ein Anerbieten war so eben eingegangen, nach welchem Blavet in die Hände der Spanier zurückgebracht werden sollte. Die Ideen der liguistischen Zeiten regten sich wieder, nur ohne religiöse Färbung.

Geradehin Krieg zu beginnen, trug auch Graf Olivarez unter anderem aus Rücksicht auf den nicht sehr wehrhaften Zustand Mailands und der Niederlande Bedenken; doch verbarg er sich nicht, daß es dazu kommen werde. Der Herzog von Orleans ward im Mai 1634 zu einem Vertrage vermocht, nach welchem er für die Hülfsleistung, die ihm zugesagt wurde, im Fall eines Bruches zwischen den beiden Kronen, sich mit seinem Bruder nicht auszusöhnen, sondern bis zu einem allgemeinen Austrage die Partei des Hauses Oesterreich zu halten versprach.

Wenn man die Gründe der Dinge nach den späteren Erfolgen beurtheilt, so hat es das Ansehen, als habe sich die französische Regierung, nachdem ihr so Vieles in indirecter Feindseligkeit gelungen war, durch die Hoffnung auf noch größere

Vortheile und definitive Eroberungen, und außerdem hauptsächlich durch die Holländer, die es forderten, zu offenem Kriege bestimmen lassen. Geht man aber auf die authentischen Denkmale, die aus jenen Tagen übrig sind, zurück, so gewinnt man eine etwas abweichende Ansicht.

Bei den dann und wann erneuerten Unterhandlungen hatte Graf Olivarez vor allem folgende vier große Forderungen aufgestellt. Die Franzosen sollten aus Pinerolo weichen, ihren Anspruch auf die Pässe von Graubündten fallen lassen, Lothringen wieder herausgeben und die auf dem deutschen Boden eingenommenen Plätze und Ortschaften räumen. Das waren eben alle Resultate der Staatsverwaltung des Cardinals Richelieu in den auswärtigen Geschäften; er hätte sie nicht aufgeben können, ohne zugleich seine Stellung im Innern zu gefährden. Aber die Spanier waren entschlossen, ihn dazu zu zwingen, und zwar hauptsächlich auf die Rechte des Kaiserthums gestützt und mit den gegen Frankreich bereits in Bewegung gesetzten deutschen Kräften. Am französischen Hofe wollte man wissen, der Kaiser habe sich anheischig gemacht, den Krieg auch wieder in Italien zu erneuern und die Führung desselben durch Commission dem Könige von Spanien zu übertragen. Unter diesen Umständen und Voraussetzungen mußte ein Ereigniß, wie die Schlacht von Nördlingen, einen unbeschreiblichen Eindruck in Frankreich machen. Der Cardinal Richelieu eilte auf die erste Nachricht davon zu dem Könige, dessen melancholische Stimmung zu erwecken sie ganz geeignet war, und suchte ihn zu beruhigen. Dann begab er sich zu Pater Joseph, um mit ihm über die demnächst einzuschlagende Politik Rücksprache zu nehmen.

Sie waren einstimmig darüber, daß jeder Fortschritt der Spanier die innere Ruhe von Frankreich gefährde; er rege die Großen auf, denen es unerträglich sei, bei ihrer Pflicht festgehalten zu werden. Und wie dann, wenn dem König etwa ein Unglück zustoße? Man erwarte an dem spanischen wie an

dem Wiener Hofe, daß Ludwig XIII. in kurzem mit Tode abgehen und sein Nachfolger ihnen dann auf das engste verpflichtet sein werde. Aber auch abgesehen hiervon, unter großen und dringenden Gefahren, gegen die man nicht vollkommen gerüstet sei, würde sich mit dem Könige gar nicht regieren lassen; die Möglichkeit eines Unfalls erschüttere ihn und lähme seine Thatkraft; und für nichts sei er empfindlicher, als für einen Vortheil, den sein Bruder über ihn davontrage. Würde man den Angriffen nichts als ein System der Vertheidigung entgegensetzen, das werde so viel Aufwand verursachen, wie der Krieg selbst; es werde das Land erschöpfen, und der König werde sich dabei nie ruhig fühlen. Wolle man Frieden mit Spanien haben, so müsse man erst einmal Krieg mit ihm führen. Nur wenn man ernstlich zu den Waffen greife, werde man die alten Verbündeten festhalten und Bewegungen in Italien und den spanischen Niederlanden veranlassen können.[1]

Wer wollte sagen, daß die Möglichkeit neu zu erwerbender Vortheile hierbei außerhalb der Gedanken geblieben sei? Aber sie erscheint erst in zweiter Linie. Durch diese allein wäre Frankreich am wenigsten jetzt zum Kriege bewogen worden; denn noch niemals hatte sich der Feind so nachdrücklich kriegerisch gezeigt, noch war er nie so sehr im Vortheil gewesen. Wenn die beiden bedächtigen Staatsmänner den Krieg für nothwendig hielten, so war ihr erster Zweck dabei die Behauptung der nun einmal genommenen großen Position nach außen, der zweite die Aufrechterhaltung der im Innern begründeten Autorität. Um den Gehorsam in Frankreich, nach der Weise von Spanien, zu befestigen, mußten sie die Spanier bekämpfen; um ihres Königs und Herrn dabei sicher zu bleiben, den Krieg erklären und den Angriff beginnen.

Der Gedanke des Grafen Olivarez war, unter dem Namen

[1] Grande délibération du Cardinal et du père Joseph. In den Staatspapieren aus dem Cabinet des Pater Joseph (Memoiren des P. J.) Nr. 9246. Ms. Bibl. Impér.

der Vertriebenen und Beeinträchtigten in Frankreich vorzudringen; Richelieu beschloß, dem Einbruche durch einen Angriff auf die spanischen Gebiete zuvorzukommen und von den Vertriebenen oder Ausgetretenen denjenigen, dessen Name allein eine wirkliche Bedeutung hatte, zur Rückkehr zu bewegen.

Das letztere war ihm nicht so schwer, da sich die nach Brüssel geflüchteten Mitglieder der königlichen Familie daselbst keineswegs sehr wohl befanden.

Zwischen den Umgebungen der Königin-Mutter und des Herzogs und dann zwischen diesen selbst kam es zu Entzweiungen, die ihnen das Leben verbitterten. Zuerst vermochte es Maria Medici über sich, um die Erlaubniß zur Rückkehr nachzusuchen; sie hat dem Cardinal zugesagt, in Zukunft gut mit ihm zu leben, ihn in seinen Zwecken zu unterstützen.[1] Aber Richelieu fürchtete ihren Ehrgeiz, ihre Rachsucht, die Unzuverlässigkeit ihrer Rathgeber und vermied, darauf einzugehen. Eigentlich politische Rechte kamen nicht ihr, sondern nur dem präsumtiven Thronfolger zu. Und schon näherte sich auch dieser. Sein letztes Bündniß mit den Spaniern hatte er hauptsächlich deßhalb geschlossen, weil Richelieu ihm die Bedingungen nicht gewährte, die er für seine Rückkehr machte. Nun aber war Richelieu minder hartnäckig, und auch der damalige vornehmste Vertraute und Günstling Gastons, Puylaurens, bestand nicht auf dem vollen Umfange der früheren Forderungen; er ließ sich durch persönliche Zugeständnisse, die denn sehr glänzend waren, und durch eine Familienverbindung mit dem Cardinal, in die er trat, gewinnen. Hierauf, im October 1634, entfernte sich Gaston durch eine Art von Flucht aus Brüssel, erschien bei seinem Bruder, um seine Unterwerfung auszusprechen, und

[1] elle envoya le sieur de Lalleu sans passeport avec lettre au Roy offrant de faire tout ce qu'il lui plairoit. Elle escrivit aussy au Cardinal l'asseurant de vouloir bien vivre avec luy et se porter à tous ses inthérests. Elle n'oublioit pas le sieur Bouthillier, surintendant luy escrivant aussy. Memoiren des Pater Joseph. (Nr. 9248. Ms. Bibl. Impér.)

nahm dann seinen Sitz in Blois. Seines Rathgebers war man nicht so sicher, wie seiner selbst. Puylaurens zeigte sich doch in Bezug auf jene lothringische Heirath, welche Richelieu aufzulösen wünschte, nicht so gefügig, wie man erwartete; er beging die Thorheit, sich als den unzweifelhaften Nachfolger des Cardinals zu bezeichnen: denn Niemand als ihm könne die Gewalt in die Hände fallen, wenn diesem oder auch dem Könige, die beide bereits von gefährlichen Krankheiten heimgesucht seien, etwas Menschliches begegne. Ludwig XIII., dem man hinterbracht hatte, Puylaurens freue sich seines Unwohlseins und hoffe auf seinen Tod, hielt für recht, dafür Befehl zu seiner Verhaftung zu geben.[1] Daß der tarpejische Fels dem Capitol nahe sei, zeigte sich nirgends häufiger, als an diesem Hof in dieser Zeit. Alles schwankte zwischen Gunst und Macht oder Gefängniß und Tod. Wie sehr täuschte sich Puylaurens, wenn er noch einen Schatten von eigenem Willen zu behaupten sich vermaß, nachdem man seine vollkommene Unterwürfigkeit erkauft zu haben glaubte: er kam im Gefängniß um. Ohne ihn war Gaston — durch sinnliche Genüsse beschäftigt und nicht gemeint, sich abermal einem Exil auszusetzen, denn auch er konnte der französischen Luft nicht entbehren — wenig zu fürchten. Daß sich der französische Hof seiner versichert hatte, war in dem Zusammenhange der Dinge wie ein Kriegsereigniß, und zwar von der glücklichsten Vorbedeutung.

Indem aber machte ein Unternehmen auf Trier, das den Spaniern gelang, das größte Aufsehen.

[1] Il fut accusé d'avoir eu de mauvaises vollontés contre la personne du roy, ayant thémoigné trop clairement et souvent qu'il passionnoit que Monsieur fut Roy et monstra beaucoup de joye de l'indisposition du Roy, aspirant avec passion au gouvernement du royaume .... il entretenoit encore des correspondances à Bruxelles et avec la maison de Lorraine, ne voulant point du tout que Monsieur consentit à la dissolution de son prétendu mariage, afin, disoit-il, d'apuyer de ce côté là Monsieur venant à la couronne. Memoiren des Pater Joseph.

Ein lothringischer Oberst, Namens Maillard, an der Spitze wallonischer und deutscher Scharen, die aus den luxemburgischen Garnisonen kamen, überraschte den Kurfürsten dort in seiner Hauptstadt und führte ihn gefangen weg. Einmal knüpften sich hieran militärische Vortheile: die Spanier verstärkten die gewonnene Position durch die Besatzung von Sierck und breiteten sich in dem ganzen Lande aus. Der Cardinal-Infant war indeß in Brüssel angekommen und bereitete alles zu der beabsichtigten großen Expedition vor, die hierdurch wesentlich erleichtert wurde. Aber überdieß erblickte Richelieu in dieser Gefangennehmung einen der Krone von Frankreich, in deren Schutz der Kurfürst sich mit Recht begeben habe, angethanen Schimpf. Auch er hatte nun seine Vorbereitungen getroffen und hielt für gut, eben diese letztere Handlung zum Anlaß nehmend, den Krieg in aller Form anzukündigen.

Am 19. Mai 1635 sah man einen französischen Wappenkönig auf dem großen Sablon in Brüssel in seiner altväterischen Pracht eine Weile halten, um dem Cardinal-Infanten die Kriegsherausforderung, die er bei sich führte, zu übergeben. Da Niemand sie annehmen wollte, warf er sein Pergament auf den Boden und verließ die Stadt.

Nicht in Brüssel, sondern in Madrid empfingen die Franzosen eine Antwort. Der Graf Olivarez begrüßte eine kriegerisch lautende Erklärung des Secretärs der französischen Gesandtschaft als ihm höchlich erwünscht: denn da die beiden Kronen nun einmal nicht im Frieden mit einander seien, so halte auch er für das Beste, den Krieg mit offenem Visir zu führen. Er hatte es in dieser Weise nicht beabsichtigt; da ihm aber die Feinde den Handschuh hinwarfen, nahm er ihn mit Zuversicht und Selbstgefühl auf.

So brach dieser uralte Gegensatz der beiden Häuser und ihrer Monarchien, der niemals aufgehört hatte, Europa in Gährung zu setzen, noch einmal in volle Flammen aus. Die Frage war, ob Spanien das alte Uebergewicht, in dessen Besitz es

gestört war, wiedererobern, oder ob Frankreich die überlegene Stellung, die es ergriffen, und zugleich die Form der neuen Verfassung, die es sich gegeben, behaupten und alsdann verstärken würde. Ein großer Theil von Europa war in den Streit bereits verwickelt; das Schicksal aller anderen hing von seinem Ausgange ab.

Indem Richelieu den Krieg begann, war seine erste Absicht auf die spanischen Niederlande gerichtet, wo er in Folge innerer Zerwürfnisse gleich im Anfang einen entscheidenden Schlag zu führen hoffte.

An dem Lobe, welches der Infantin Isabella wegen ihrer Regierung dieser Landschaften gespendet wird, gebührt ihrem Gemahl, dem Erzherzog Albrecht, ein nicht geringer Antheil; er besonders wußte den hohen Adel derselben in Ergebenheit zu erhalten. Nach seinem Tod erneuerte sich der Einfluß der Spanier in der Regierung, und es kam deßhalb bereits bei Lebzeiten der Infantin zu heftigen Irrungen. Henry de Berghes, der vornehmste unter den einheimischen Kriegsführern, fand den durch Mißgunst und Uebelwollen erschwerten Oberbefehl der Spanier unerträglich, trat aus dem Land aus und machte Anstalt, offenen Aufruhr zu beginnen.[1] Den König von Frankreich ließen einige der mächtigsten Herren wissen, wenn er mit einer Armee in Hennegau und Artois erscheine, so würden sie ihm einen und den anderen festen Platz überliefern und sich in seinen Schutz ergeben.[2] Diese Regungen blieben jedoch nicht unbemerkt; der Marquis von Aytona, welcher nach dem Tode der Infantin, der in derselben Epoche eintrat, die Regierung des Landes über-

[1] Ueber diese noch nicht ganz aufgehellte Sache findet sich einiges Bemerkenswerthe in der Apologie du Comte Henri de Berges, in der Histoire de Frédéric Henri de Nassau I, 201. Man hat den König von England angeklagt, daß er der spanischen Regierung von diesen Verbindungen Nachricht gegeben habe; aus den Briefen des spanischen Gesandten ergibt sich aber, wie aufmerksam dieser selbst darauf war; jeden Versuch, den sie machten, jeden Schritt, den sie thaten, kannte der Hof.

[2] Mémoires de Richelieu VII, 97. 106 sq.

nahm, wußte sie mit Entschlossenheit und Gewalt zu unterdrücken. Die Vornehmsten, die sich dabei betheiligt hatten, flüchteten nach Frankreich und trieben nun mit dem Eifer, welcher Ausgewanderten, die zurückgeführt zu werden wünschen, eigen ist, zu dem Unternehmen vorwärts, das sie vorgeschlagen hatten und das sie als nicht gar schwer schilderten: denn das ganze Volk sei der spanischen Herrschaft müde und werde sich mit Vergnügen in französischen Schutz begeben. Richelieu trug im Jahre 1634 Bedenken, die Sache zu unternehmen; sobald aber die Dinge sich zum offenen Bruch anschickten, erklärte er den Ausgewanderten, sein König wolle die Provinzen von der Unterdrückung der Spanier losreißen und sie zu einem Körper freier Staaten vereinigen; er werde keinen Vertrag eingehen, worin nicht für ihre und ihrer Freunde Sicherheit Sorge getragen wäre.[1] Mit den vereinigten Niederlanden ward er einig, daß er Allen, die sich anschließen würden, Städten und Magnaten, Geistlichen und Weltlichen, Schutz verspreche und ihnen gestatten wolle, sich eine freie Verfassung zu geben. Frankreich dachte auf diese Weise seine Schutzmacht in aller Form über diese Provinzen auszudehnen.

Welches Verhältniß man im Ganzen und im Einzelnen alsdann einrichten würde, darüber war, soviel ich sehe, nichts festgesetzt. Es war mehr ein Versuch, wie weit man auf diesem Wege kommen würde, als ein in allen Beziehungen vorbereitetes, planmäßiges Unternehmen. Ist doch sogleich für den Fall, daß die Aufforderung zum Beitritt nicht den erwarteten Erfolg hervorbrächte, zwischen den Franzosen und den vereinig=

[1] Le sieur Dubois eut ordre de les asseurer par écrit, de ne point traiter sans y comprendre l'entière seureté de leurs personnes, biens et dignités; aussitôt que les Espagnols sont chassés Sa Majesté traitera les dits Seigneurs comme ses serviteurs plus fidelles et amis et selon qu'alors ils verront eux mêmes, ce qui leur conviendra; cependant qu'ils penseront aux moiens de retirer leurs amis d'avec les Espagnols, pour se tenir prests sans se déclarer ni thémoigner aucune apparence du dessein qu'on a. Memoiren des Pater Joseph.

ten Niederlanden ein vorläufiger Theilungsentwurf verabredet worden.

Und nicht allein nach dieser Seite waren die Unternehmungen der Franzosen gerichtet.

Gustav Adolf hatte seinen Zug nach Deutschland mit ungefähr 16 Schwadronen zu Pferd, 92 Compagnien zu Fuß unternommen; Heinrich IV. entschuldigte es zu seiner Zeit mit der Größe seiner Gefahr, wenn er sich mit 30,000 Mann nach Deutschland werfen wollte. Ein allgemeines Erstaunen erregte es, als man hörte, Frankreich wolle jetzt in Einem Feldzuge 132,000 Mann ins Feld bringen; im Conseil hat man darüber seine Verwunderung geäußert. In verschiedenen Heeresmassen, zugleich in Italien, am Rhein und gegen die Niederlande, sollten sie wirksam sein.

Von Graubündten her erschien Rohan an der Grenze des Herzogthums Mailand, zu Riva und Chiavenna: Vittorio Amadeo sollte ihm von Piemont her zu Hülfe kommen. Pater Joseph versicherte die italienischen Fürsten, den Franzosen komme es nicht in Sinn, sich in Italien einzunisten; der Cardinal denke vielmehr, der Welt würde am besten geholfen werden, wenn man Italien den Italienern überlasse; er schwur es bei seiner Capucinertracht, die ihn zur Ehrlichkeit verpflichte. Am Oberrhein hatte la Force die Vogesen und Lothringen gegen Herzog Carl zu vertheidigen; der Cardinal Lavalette, mit Herzog Bernhard vereinigt, sollte über den Rhein gehen, zunächst um die fernere Annahme des Prager Friedens, der unter der Einwirkung siegreicher kaiserlicher Heere überall Beitritt fand, zu verhindern. Aber die vornehmste Kriegshandlung war doch der Angriff auf die belgischen Niederlande, und Glück verheißend ließ er sich an. Die Franzosen erfochten unter Chatillon und Brézé einen Vortheil bei Avein und vereinigten sich dann mit den Holländern unter Friedrich Heinrich von Oranien. So drangen sie, ungefähr 60,000 Mann stark, nachdem Tirlemont in ihre Hände gefallen war, gegen Löwen und

Brüssel vor. Sie rechneten auf eine Erhebung des Landes zu ihren Gunsten. Allein ganz das Gegentheil erfolgte. Die großen Mißvergnügten waren entfernt oder sonst beseitigt; manche andere mochten vielleicht schwanken; aber der Angriff selbst, den das Land erfuhr, und die Gewaltsamkeiten, die bei der Eroberung von Tirlemont nicht vermieden worden waren, regten das landschaftliche Selbstgefühl wie zunächst in Brabant, so in allen anderen Provinzen auf; man wollte von einer Protection nichts mehr hören, welche durch Unthaten gegen Mitbürger und Landesgenossen eingeleitet wurde: die Gesammtheit[1] des Adels und der Städte schloß sich der Regierung an. Nach der Aussöhnung der wallonischen Provinzen mit Philipp II. war dieß wieder der erste große Schritt, den die belgischen Landschaften auf der Bahn der Selbständigkeit thaten; sie wollten weder zu Frankreich noch zu Holland gehören, sondern zwischen ihnen etwas für sich selber sein. Als ein kaiserlicher Heerhaufen im Rücken der Verbündeten erschien, sahen sich diese, einander wechselseitig die Schuld an dem schlechten Ausgange beimessend, zum Rückzuge genöthigt.

Auch diesseit des Rheines, den die Franzosen im August überschritten, fanden sie nicht die Unterstützung, die sie erwarteten; Herzog Bernhard konnte sein militärisches Talent nicht durch kühnes Vordringen, wie er hoffte, er mußte es durch einen vorsichtigen und geschickten Rückzug beweisen. In Italien mißlang das erste Unternehmen, zu dem man schritt: die Belagerung von Valenza.

Ueberdieß aber nahm man an den Franzosen eine militärische Unbrauchbarkeit wahr, welche alles lähmte. Seit vielen Jahrzehnten hatten sie sich nur in den kurzen, aber heftigen Anstrengungen des Bürgerkrieges bewegt; ihre schon bejahrten

[1] Aitzema II, 275: Veel, die andersints seer luysterden, namen nu andere ende desperate resolutie, liever alles te wagen — als onder de discretie van Vrankrick ende Hollandt haer te begeven. In den Memoiren des P. Joseph heißt es: Les ennemis se fortifièrent de toute la noblesse.

Führer waren des Zusammenwirkens und der Unterordnung ungewohnt; wo deren zwei beisammen waren, gab es Hader zwischen ihnen; die Soldaten trachteten nur nach guten Quartieren, in möglichster Entfernung von den Feinden; häufig liefen sie davon, wäre es auch nur gewesen, um sich anderswo anwerben zu lassen; den Capitänen lag wenig daran, ihre Compagnien vollzählig zu halten: es hat Regimenter gegeben, die statt 1000 nur noch 100 Mann zählten. Die beiden Armeen, die gegen Deutschland aufgestellt wurden, sollten zusammen 50,000 Mann betragen: sie zählten kaum die Hälfte, als sie sich vereinigten. Wie wollten diese Truppen ohne Ordnung, Disciplin und Kriegsübung sich mit den Heerscharen messen, die aus der Mitte des deutschen Krieges ihnen gegenübertraten! Ohne den Beistand des Herzogs Bernhard wären die Franzosen auf jenem Rückzuge verloren gewesen. Denn wie die Künste des Friedens, so müssen die Nationen auch die Kunst und Uebung des Krieges eine von der anderen lernen. Damals noch in jeder Beziehung überlegen, bereiteten sich die spanisch-deutschen Kriegsscharen zu einem Einfall in Frankreich vor: vom Niederrhein her Piccolomini, vom Mittelrhein Gallas, vom Oberrhein Carl von Lothringen. In den Papieren des Pater Joseph findet sich die Bemerkung: hätten sie den Zustand von Frankreich gekannt und wären unverzüglich vorgerückt, so würden sie die drei Bisthümer und Lothringen ohne Mühe erobert haben. Der König verfiel in seine melancholische Verstimmung; der Cardinal war durch die Kälte des Herrn und die mannigfaltigen Unfälle tief betroffen; es lag außer seiner Berechnung, daß eine Armee, von der man im Mai große Eroberungen erwartet hatte, im September nicht mehr Widerstand leisten konnte.[1]

[1] Der Cardinal sagt dem Pater Joseph: qu'il considéroit la France dans un misérable état et avec peu de ressource pour empêcher un grand malheur: que l'argent commençoit à manquer, qu'autant qu'on faisoit de levées elles se dissipoient, et ne voioit plus de fidélité dans les services; qu'il avoit fait délivrer des commissions pour douze mil

Im Jahre 1636 schienen sich alle Besorgnisse, die aus dieser Lage der Dinge entsprangen, erfüllen zu sollen. Wie Herzog Bernhard mit seinem durch neue Werbungen verstärkten deutschen Heere den Franzosen zur Seite stand, ward nicht allein Widerstand geleistet, sondern mancher Erfolg errungen. Aber indessen wälzte sich der Angriff, der alles entscheiden zu müssen schien, von den Niederlanden her in die französischen Gebiete vorwärts. Der Cardinal-Infant, in diesem Augenblick von den Holländern nicht beschäftigt, vereinigte sich mit Johann von Werth, den er von der Belagerung von Lüttich abrief, und drang in die Picardie ein. Die Grenzfestungen la Chapelle und le Catelet geriethen sofort in seine Hände. Unaufgehalten ging das spanisch-deutsche Heer, dessen Stärke besonders in einer zahlreichen Reiterei bestand, die sich auf 16,000 Mann belaufen mochte, über die Somme: nichts war gegen sie vorbereitet; sie erfüllten das Land bis an die Oise mit Verwüstung. Jetzt wurde der Name der Croaten auch in Frankreich furchtbar. Johann von Werth stiftete sich das Andenken des Grauens, das sich Jahrhunderte lang an seinen Namen geknüpft hat. Der Schrecken erreichte Paris, wo viele auch deßhalb in dringender Gefahr zu sein meinten, weil eben ein Theil der Befestigungen der Stadt durch den Cardinal, der des Platzes zu seinen Bauten bedurfte, niedergerissen war. Man gab ihm Schuld, daß sein Ehrgeiz den Feind herbeirufe und seine Prachtliebe die Vertheidigung unmöglich mache.

Es wird oft erzählt, der Cardinal, in dieser Verwirrung selbst erschüttert, habe nur durch die Einreden des Pater Joseph seine ruhige Haltung wieder gewonnen. Ich finde das nicht so glaubwürdig überliefert, daß ich es wiederholen möchte. Wohl ist es gewiß, daß die Spanier gerade ihm zu Leibe gehen wollten: in ihrem Manifest rufen sie die Antipathien gegen

Suisses et autant de François et quatre mil chevaux pour être prests en Septembre, ne voioit pas de forces pour s'opposer à Galas.

den Ehrgeizigen auf, der den Ketzern Geld gebe und sein eigenes Land dadurch in Armuth stürze. Mußte aber nicht, wenn es ein Nationalgefühl im Lande gab, ein solcher Angriff ihn gerade fester stellen als bisher? In der Stille und selbst unter innerem Hader reifen die nationalen Gefühle, und plötzlich sind sie da. Jetzt war nicht mehr an eine Empörung im Sinne der eindringenden Feinde, wie einst in den burgundischen Zeiten oder zuletzt in den Zeiten der Ligue, zu denken; die genealogischen und religiösen Sympathien hatten die alte Kraft nicht mehr; unter den Großen selbst gab es keinen, der das Haupt hätte erheben können. Und war es nicht einleuchtend, daß die Unternehmungen Richelieu's, wenngleich gewaltsam und vor dem Richterstuhle der Moral nicht immer zu rechtfertigen, doch nicht in einseitig selbstsüchtigen Motiven, sondern immer in den großen und allgemeinen Interessen des Landes wurzelten? Was soeben in den Niederlanden geschehen war, daß der Angriff von außen den Abfall im Innern verhindert hatte, wie sollte das nicht in noch stärkerem Maße in Frankreich der Fall sein? Richelieu traf eben das Rechte, wenn er sich an die Stadt Paris selbst wandte, um ein Heer aufzubringen, das den Spaniern Widerstand leisten könnte. Entrüstung wegen dessen, was geschehen war, Besorgniß wegen dessen, was geschehen konnte, und nationaler Ehrgeiz, der zuerst in dieser neuen Gestalt energisch in der Hauptstadt erschien, wirkten zusammen, um ihm Gehör zu verschaffen. Die Körperschaften für Justiz und Administration, die Sorbonne, andere geistliche und gelehrte Gesellschaften,[1] der Magistrat und die Bürgerschaft gaben jede selbst die Zahl der Mannschaften an, die sie stellen und besolden wollten; wenn dann die Gesellen ihren Meistern weggenommen, eine Menge Dienstboten und Arbeiter unter die Waffen gebracht wurden, so schreibt man dem auch die Absicht zu, die Menge der Unbe-

[1] Der Decan versammelt z. B. die medicinische Facultät, où il fut conclu que nous donnerions pour cet effet au roi ex aerario nostro mille écus comptants. Guy Patin, Lettres I, 37.

schäftigten zu vermindern, die sonst in einem ernsten Momente hätten gefährlich werden können; sie traten gern ein, da sie ein gutes Handgeld empfingen. In den Tagen Heinrichs IV. hatte sich der dritte Stand dem Königthum angeschlossen, im Anfang Ludwigs XIII. demselben sehr wirksame Dienste geleistet, und diese Haltung war durch die mancherlei beschwerlichen Anforderungen des Cardinals nicht gestört worden. Das katholische Paris hatte nicht nur nichts dagegen, daß ein alter Protestant, Marschall la Force, die Bewaffnung und Besoldung der Truppen leitete, sondern dieß geschah, da Niemand einen so unbescholtenen Ruf von Rechtlichkeit genoß, auf seinen Wunsch. Den ganzen Tag arbeitete la Force mit Prévôt des marchands und Schöffen im Hôtel de Ville. Die Antipathien, die sonst aus dem religiösen Zustand entsprangen, verschwanden vor der Nothwendigkeit der Vertheidigung. Dem Beispiele von Paris folgten die anderen Städte; diejenigen, in denen die protestantische Bevölkerung überwog, blieben keineswegs hinter den übrigen zurück: den Protestanten gereichte es damals zu großer Genugthuung, daß so Mancher der Ihren zu einem hohen Range im Heere gestiegen war. Es war schon ein Nachlassen des unbedingten Gebotes, in welchem die Regierung allein zu leben schien, daß sie der Bevölkerung eine selbständige Theilnahme an der Bewaffnung gestattete. Als sich Richelieu in Bezug auf diejenige der neuen Auflagen, über welche man sich mit dem meisten Grunde beklagte, nachgiebig erwies, wurde er sogar populär in der Stadt. Wenn er bisher nie ohne 200 Mann Garde erschienen war, so sah man ihn jetzt, nur von ein paar Edelleuten umgeben, von seinem Hause nach dem Hôtel de Ville, von da nach dem Arsenal fahren, wo die Waffen ausgetheilt wurden. Niemand hätte gewagt, ihn anzutasten; ruhig konnte er die Beschwerden, mit denen das Parlament hervortrat, hinnehmen; er sagte, er erwarte den Richterspruch der Welt über seine Handlungen.[1]

[1] Die glaubwürdigsten Nachrichten über den ganzen Verlauf dieser Dinge finden sich in den Briefen des Hugo Grotius, der damals als schwedischer

Den Spaniern gelang es, auch Corbie zu erobern: aber an der Oise hielten sie inne. Schon Ende August hielt man in Paris nicht mehr für nöthig, die Thore zu bewachen, wie bisher; Anfangs September begab sich der König zur Armee, die sich in Compiègne versammelte. Wie in alten Zeiten, vereinigten sich noch einmal die städtischen Truppen und ein zahlreich herbeieilender Adel zu Vertheidigung des Landes. Die Spanier suchten hauptsächlich ihre Stellung an der Grenze zu befestigen; zu einem entscheidenden Kampfe im Felde kam es nicht. Im November hatte Chatillon die Belagerung von Corbie so weit vorbereitet, daß er den König einladen konnte, sie in Person zu Ende zu führen. Allen Einwendungen, die man von der schlechten Jahreszeit und der Ungeübtheit der Truppen hernahm, zum Trotz, war der König dazu entschlossen, und der Cardinal bestand darauf. Noch vor Ende des Jahres ward Corbie wiedererobert. Indessen war auch ein Einfall in Burgund, den der Herzog von Lothringen versucht hatte, unter eifriger Theilnahme des Herzogs Bernhard zurückgewiesen worden.

Frankreich hat sich noch heute Glück dazu zu wünschen, daß es den Gewaltsamkeiten eines seiner Natur nach verwüstenden und culturzerstörenden Krieges in seinem Innern nicht verfiel, wie Deutschland.

An Verständnissen mit französischen Großen fehlte es den Spaniern auch dießmal nicht, und es zeigte sich ein Versuch der Empörung; aber die Sache kam erst zum Ausbruch, als die Gefahr bereits beseitigt war, und sie ist nie recht bekannt geworden.

Man hatte von mißliebigen Aeußerungen Ludwigs XIII. vernommen, der es, mochte er es auch Anfangs selbst gewollt haben, nicht gut vertragen zu können schien, daß sein Bruder

Gesandter in Paris war, Pater Joseph gut kannte und von Richelieu nach und nach einen besseren Begriff bekam, als den er Anfangs hatte. Dagegen verschwinden die anekdotenartigen Erzählungen, die sich von einem Buche in das andere fortpflanzen. Vgl. die Briefe vom 8. Aug., 22. Aug. 1636 u. s. w.

und der Graf von Soissons an der Spitze der Armee standen, und plötzlich sah man diese beide Prinzen sich von Hof und Heer zurückziehen.

Nach einer verbreiteten Annahme wäre ihre Absicht gewesen, sich der Person des Cardinals zu bemächtigen, aber im Momente der Ausführung beiden Prinzen der Muth dazu entfallen; der Cardinal sei glücklich entronnen und nun den Prinzen ein doppelt gefährlicher Feind geworden.[1] Der Erzählung des venetianischen Botschafters zufolge ging die Sache von dem Herzoge de Lavalette aus, dem der Plan zugeschrieben wird, daß der eine der beiden Prinzen sich in Guienne mit spanischer, der andere in Champagne mit österreichischer Unterstützung der Regierung feindlich gegenüberstellen solle; alle Großen würden ihnen beifallen. Mit den Waffen in der Hand hätte man dann den König auffordern wollen, der Welt den Frieden zu geben und den Cardinal Richelieu, als den Urheber alles Uebels, von sich zu treiben. Gleich aber den ersten der Großen, an welchen Lavalette sich gewendet habe, seinen eigenen Vater, den alten Epernon, habe er nicht überreden können: der habe ihn vielmehr warnend an das Schicksal von Chalais erinnert.

Nach einem später gegen den Herzog von Orleans vorbereiteten Erlasse hat sich derselbe von Lavalette und Soissons zu einem Versuche, die Treue der Truppen zu erschüttern, fortreißen lassen, aber ohne allen Erfolg. Merkwürdig, wenn es auch in Frankreich wie in Oesterreich die legitimen Hinneigungen des Kriegsheeres waren, an denen die großen Empörungsversuche in ihrem Beginne scheiterten.

Der Graf zog sich nach Sedan, der Herzog nach Blois zurück, doch war damit ihr Ungehorsam erst recht ausgesprochen; um sich wieder zu unterwerfen, forderte der erste, der mit dem Hause Lothringen in enger Beziehung stand, einen festen Platz

[1] Montrésor, der jedoch vielleicht nicht in das Geheimniß eingeweiht war, Mém. Pet. 54, 295; aus ihm schöpfte Siri.

wie Stenay oder Verdun — minder bedeutende verwarf er —, der andere Blavet oder Nantes. Der König war mißvergnügt, beinahe melancholisch über sie; er hätte sie beide aus dem Reiche zu verjagen gewünscht; im Anfang des Jahres 1637 setzte er sich gegen seinen Bruder mit einer kleinen bewaffneten Macht in Bewegung, um ihn mit Gewalt zum Gehorsam zu nöthigen.

So weit aber wollte doch wahrscheinlich auch der Cardinal nicht gehen, dem der Herzog von Orleans in diesem Augenblick besonderes Vertrauen zeigte: noch vollends Pater Joseph; sie fürchteten, eine offene Entzweiung der königlichen Brüder werde nur dienen, den Muth und die Anstrengungen der Feinde zu verdoppeln. Der Herzog ward endlich gegen den Wunsch eines Theils seiner Umgebung vermocht, sich damit zu begnügen, daß man seine Ehe anerkannte und ihm einige pecuniäre Vortheile bewilligte; dann kam er, am 8. Februar, nach Orleans, aß am Abend mit dem Könige, sah den Cardinal; er entschloß sich, seine Bekanntschaft mit Pater Joseph zu erneuern, dem er in seiner Jugend sehr nahe gestanden hatte, und versprach, ihn jede Woche einmal zu sehen. Auf diese persönliche Annäherung ward der größte Werth gelegt; denn Feinde und Freunde sollten erfahren, daß die Aussöhnung ernstlich gemeint sei. [1]

Längeren Widerstand leistete der Graf von Soissons, der sogar mit dem Cardinal-Infanten und der Königin-Mutter in neue Verbindung trat; aber als ihm Richelieu seine Emolumente auf vier weitere Jahre zusagte, ohne daß er deßhalb Sedan zu verlassen brauche, beruhigte auch er sich und nahm die angebotenen Bedingungen an.

Indessen war der Krieg in vollem Gange.

Im Jahre 1637 gelang es den Franzosen, la Chapelle

[1] Der Bericht hierüber aus den Papieren des Pater Joseph ergänzt allenthalben die Excerpte, welche die Memoiren des Cardinals erfüllen.

wiederzuerobern und sich einiger niederländischer Plätze zu bemeistern. Wenn sie nun aber von hier aus den Niederrhein zu erreichen suchten, so mißlang das vollständig; man sah sie in kurzem, in nicht sehr glänzender Gestalt, ihren Rückzug antreten. Ebensowenig richtete Herzog Bernhard am Oberrhein aus; er verlor seine Rheinschanzen und wich nach den Grenzen der Franche-Comté zurück. Der Ehrenbreitstein ward endlich durch den unternehmenden Johann von Werth wiedererobert und dem Kurfürsten von Cöln vorläufig eingeräumt. In dem ganzen Rheingebiete hatten die deutschen und katholischen Waffen bei weitem das Uebergewicht.

Im deutschen Reiche schloß sich, in Folge des Prager Friedens, der es den gemäßigten Protestanten möglich machte, alles dem Hause Oesterreich wieder an. Den entgegengesetzten Einwirkungen der Franzosen zum Trotz bestieg Ferdinand III. den kaiserlichen Thron.

Und indessen wichen die Schweden vor den vereinigten kaiserlichen und sächsischen Waffen, denen sich die brandenburgischen anschlossen; gegen Ende des Jahres 1637 war Baner bis an die Küsten der Ostsee zurückgedrängt,[1] und der schwedische Reichstag dachte sehr ernstlich, mit einer Geldentschädigung und, als Hypothek für dieselbe bis zur Zahlung, mit dem einstweiligen Besitz eines Seeplatzes zufrieden zu sein.

So war Rohan durch eine plötzliche Erhebung seiner bisherigen Freunde gegen die französische Politik genöthigt, Graubündten zu räumen. Die Spanier gaben auf, Valtellina loszureißen, und begnügten sich, einige die Religion und rechtliche Sicherheit des Landes schützende Formen festzustellen; der graue Bund, zufrieden, in seinem alten Besitze bestätigt zu sein, eröffnete den Spaniern seine Pässe wieder.

Wenn dergestalt Frankreich zwar gerettet, aber keineswegs

[1] Les troupes de Banier n'étoient pas plus, que 14^{m} et Gallas en avoit 30^{m}, qui tenoient la campagne dans la h. Poméranie. (Memoiren des P. J.)

im Vortheil war, sollte es nicht, als nun der römische Stuhl einen Legaten nach Cöln schickte, um den allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen, die Hand dazu bieten? Nicht gerade officiell, aber insgeheim und auf seine Weise zeigte sich der Cardinal Richelieu geneigt dazu.

Durch einen in Diensten des Prinzen Thomas von Savoyen in Madrid verweilenden Franzosen, Namens Pugeol, war ein besseres Verhältniß zwischen Richelieu und Olivarez eingeleitet: sie wechselten Briefe unter einander; man sprach von einem an der spanisch-französischen Grenze zu eröffnenden Friedenscongresse, dem ein Waffenstillstand vorausgehen müsse.

Fragen wir aber, unter welchen Bedingungen man auch nur an einen Stillstand dachte, so leuchtet sofort die Unmöglichkeit einer Uebereinkunft ein.

Noch konnte der Friede ohne Herausgabe der französischen Eroberungen nicht zu Stande kommen. Hatte doch der letzte Kurfürstentag den Kaiser aufgefordert, auf die Räumung des Elsaß, Lothringens und selbst der Bisthümer zu dringen. Die Franzosen waren entschlossen, darauf nicht einzugehen: sie gaben an, daß sie alsdann namentlich von Lothringen her unaufhörlich gefährdet sein würden; aber der vornehmste Grund war: die große Stellung, die sie eingenommen, wollten sie nicht wieder aufgeben. Wenn nun Richelieu dennoch Eröffnungen machte, welches waren seine Vorschläge? Er forderte für den Stillstand, daß Jeder das, was er innehabe, noch zehn Jahre behalten solle;[1] nach geschlossenem Stillstand sollte die Unterhandlung über den Frieden erst anfangen. Er verlangte den Preis des Krieges, den er für jetzt durch einen Friedensschluß zu erhalten verzweifelte, zunächst in einem Stillstande. Wie hätten aber Kaiser und Reich sich das gefallen lassen, oder wie

[1] On envoya à ce gentilhomme (Pugeol) un project pour la trêfve à demeurer garni de ce, qu'on possédait par dix ans, qu'on commenceroit dès la conclusion de la trêfve à traiter de la paix, et qu'on y entreroit sincèrement. Mém. du père Joseph 1638. 167 f.

hätte sich Spanien von diesen trennen können? Olivarez schickte einen geheimen Unterhändler, Salamanca, nach Paris, der nach einiger Zurückhaltung mit der Erklärung hervorkam, auch Spanien wolle einen Stillstand, aber nur einen solchen, bei dessen Abschlusse sogleich über alle gegenseitigen Ansprüche entschieden würde.[1] Ein Stillstand mit Erhaltung des damaligen Zustandes auf zehn Jahre, oder ein Stillstand mit augenblicklicher Entscheidung der streitigen Fragen, — da war keine Verständigung möglich.

In Frankreich kümmerte man sich nicht um die Erschöpfung der Hülfsquellen, die der Krieg nach sich zog. Ludwig XIII. ging von dem Grundsatz aus, Soldaten und Geld gebe es genug in seinem Reiche, man müsse nur beide zu finden wissen. Die Finanzen wurden nicht ehrlicher verwaltet als früher; die Soldaten wurden nicht besser bezahlt, aber sie lernten sich schlagen: in der allgemeinen Unordnung hielt doch alles zusammen.

Ein Moment dafür war, daß dem Könige nach dreiundzwanzigjähriger unfruchtbarer Ehe im September 1638 ein Sohn und Erbe geboren wurde.[2] Hugo Grotius ist über die freudige Bewegung, die sich hierüber in der ganzen Nation kundgab, erstaunt. Richelieu beschenkte den, der ihm die Nachricht brachte, mit einer diamantenen Rose; er sah darin eine Befestigung seines Systems auf immer.[3]

[1] Pour la trèfve disoit, qu'il ne la pourroit faire, que pour quatre jours ou bien, qu'on fit une trèfve où les points et décisions des prétentions et intérests fussent déclarés et arrestés. Ibid. 175. 42.

[2] Der englische Gesandte schildert 12/22. Januar 1638 die Freude, welche der König bei der ersten Notiz von dem veränderten Zustande seiner Gemahlin zeigte. Il ne l'abandonne presque point etc.

[3] Ad Ludovicum Camerarium Epp. 462.

Sechstes Capitel.

Politik und Krieg 1638—1641.

In dem Gegensatz zwischen den beiden großen Mächten Spanien und Frankreich, der Europa seit anderthalb Jahrhunderten beschäftigte, war wieder ein Waffengang gehalten worden. Die spanische Monarchie, in ihrer Autorität erschüttert, in ihrem Bestande gefährdet, hatte noch einmal ihre Kräfte zusammengenommen, das deutsche Kaiserthum, dessen Versuche, sich seine eigene Politik zu bilden, abermals gescheitert waren, mit sich fortgerissen und einen entschlossenen Anfall auf den Feind gemacht, von dem sie alle Unbill herleitete. Aber Frankreich war nicht bezwungen worden; vielmehr hatte die dort aus den inneren Kämpfen emporgestiegene und Unzähligen an sich widerwärtige Gewalt die Sympathien der Nation für sich gewonnen. Nicht gewohnt noch gemeint, zu weichen, erhob sich diese zu neuen Angriffen.

Daß sie nun aber ihrerseits durch ihre eigene Anstrengung allein der spanischen Monarchie, die noch über gewaltige Kriegskräfte unter den namhaftesten und geübtesten Führern gebot, Meister werden würde, ließ sich nicht erwarten; auch war es nicht der Sinn des Mannes, der an der Spitze stand. Von jeher hatte Richelieu die Kräfte naher und entfernter Bundesgenossen für sich aufgerufen. Da es nun zu keinem Frieden kam, so vereinigte er dieselben wieder in den verschiedenen Ländern um sich her, oder, unaufgerufen, durch ihre eigenen Interessen getrieben, gesellten sich ihm neue Verbündete zu. Betrachten wir die einen nach den anderen.

Der Krieg in Deutschland und Herzog Bernhard von Weimar.

Der Moment, von welchem die Unternehmungen einen frischen Anlauf nahmen, lag in dem Abschlusse neuer Verträge mit den alten Kriegsverbündeten.

Wiewohl die Schweden des Krieges müde waren, so wollten sie sich doch nicht ohne Entschädigung aus Deutschland entfernen lassen: auf dem Reichstage faßten sie die Meinung, daß das Land auf keinen ehrenvollen Frieden rechnen könne, wenn man sich nicht noch einmal aus allen Kräften anstrenge und den Bund mit Frankreich erneuere. Denn auch Frankreich hatte gedroht, seinen Vertrag mit dem Kaiser allein zu schließen. Nicht mehr, wie früher, die gemeinschaftliche Gefahr, sondern der gemeinschaftliche Vortheil vereinigte diese Mächte. Die eine oder die andere will den Preis des Krieges, den sie schon großentheils in Besitz genommen, durch den Frieden nicht verlieren; sie verpflichteten sich, den Krieg mit gemeinschaftlichen Kräften zu führen — Frankreich zahlt auf drei Jahre jährlich eine Million Livres Subsidien — um nur gemeinsamen Frieden zu machen. Die Abrede war, daß Frankreich von dem oberen, Schweden von dem niederen Deutschland her nach den kaiserlichen Erbländern vordingen sollte.[1]

Da fanden sie nun in dem oberen Deutschland einen Bundesgenossen, wie sie ihn wünschten, den Herzog Bernhard von Weimar, der sich zu einem ähnlichen Vertrage mit Frankreich verstand und nun ihnen zur Seite zu der Höhe seines Ruhmes und Ansehens aufstieg.

Bernhard war der Urenkel des großmüthigen Johann Friedrich, der, für die Religion die Waffen erhebend, darüber einen beträchtlichen Theil seiner Lande und seine kurfürstliche Würde verlor. In dem sächsisch-ernestinischen Hause konnte man das nie vergessen. Weil sich aus den ihm und seinem

[1] Pufendorf, rerum Sueciarum lib. X, 315.

Bruder gelassenen Besitzungen der fürstliche Stand nicht erhalten ließ, entschloß sich der Großvater Bernhards, Johann Wilhelm — denn das erlaube die in Deutschland hergebrachte Freiheit [1] — dem Könige von Frankreich Kriegsdienste zu thun; von den Hülfsgeldern, die ihm dafür gezahlt wurden, baute er sich in Weimar ein fürstliches Haus. Nach dieser Richtung hin bewegte sich die politische Thätigkeit auch der verwandten Fürsten. Jener Christian von Anhalt, welcher das deutsche Heer befehligte, das dem Könige Heinrich IV. im Jahre 1591 zu Hülfe zog, war der mütterliche Oheim Bernhards. Wie mußte seine mannigfaltige und großartige Thätigkeit, die alle deutschen Angelegenheiten umfaßte, die muthig aufwachsende Schar seiner weimarischen Neffen anregen! Sowie der Krieg ausbrach, stürzten sie sich in denselben: Bernhard finden wir, kaum 16 Jahre alt, neben seinen älteren Brüdern mitten im Getümmel. Besonders auf dessen jugendliche Kraft richteten sich die Erwartungen der Menschen. Man trug sich mit der Ueberlieferung, in der Stunde seiner Geburt habe man zum guten Vorzeichen einen Adler mit ausgebreiteten Fittigen über dem Ilmthale bei Weimar schweben sehen.

Bernhard nahm zuerst Antheil an dem Widerstande, den die deutschen Protestanten leisteten, in Tagen des tapfersten Heldenmuthes, wie der bei Wimpfen einer war. Bald aber gab es keine deutschen Fahnen mehr im Felde: der junge Fürst trug kein Bedenken, für die protestantische Sache auch unter fremder Fahne zu fechten.

Es erscheint wie eine Bundesgenossenschaft des gesammten Hauses, das durch den Krieg entweder vollends zu Grunde gerichtet zu werden oder wieder hoch emporzukommen erwartete, wenn Bernhard sich dem Könige von Schweden zugesellte, der in ihm zugleich seine Tapferkeit und seine fürstliche Herkunft zu

[1] Schreiben Johann Wilhelms an Albrecht von Baiern 27. Sept. 1558, bei Albin de Wette, Lebensgeschichte der Herzoge zu Sachsen 108.

schätzen wußte. In der Schlacht von Lützen befehligte Bernhard den linken Flügel des schwedisch-deutschen Heeres; als der König gefallen war, erwarb er sich den Ruhm, die Schlacht durchzukämpfen und die Walstatt zu behaupten. Dann schienen sich sofort auch die Wünsche seiner wieder emporstrebenden Familie eher erfüllen zu wollen; in der Nähe ihrer alten Lande nahm Bernhard Würzburg und Bamberg in Besitz und richtete sich als Herzog von Franken ein. Aber in kurzem zeigte sich doch, daß diese Verbindung mit den Schweden in sich selbst kaum haltbar sei; der Hader zwischen den Heerführern beider Nationen brachte zuweilen gegenseitige Vernachlässigung, zuweilen auch unzeitigen Wetteifer hervor; die ganze Combination ward durch die Niederlage bei Nördlingen gesprengt. Die Schlacht, von Herzog Bernhard hauptsächlich herbeigeführt, wurde der tapfersten Anstrengung zum Trotz verloren und kostete ihm sein neues Herzogthum.

Eben der Rückschlag dieses Ereignisses brachte nun, wie wir sahen, die Franzosen ins Feld, und Bernhard gesellte sich ihnen um so leichter bei, als er, von den oberdeutschen Fürsten zum Oberbefehlshaber ihrer Truppen ernannt, dieselben doch ohne die französischen Subsidien keinen Augenblick zu erhalten vermocht hätte. Niemand hat mehr zur Abwehr der Angriffe der Kaiserlichen auf Lothringen und die französische Grenze beigetragen, als Herzog Bernhard; indem er den Franzosen zur Seite focht, glaubte er zugleich seine eigene Sache zu führen; sie hatten ihm den eigenthümlichen Besitz der Landgrafschaft Elsaß zugesagt.[1] War es schon die Absicht anderer Kriegsführer, sich mit den Waffen große Ausstattungen an Land und Leuten zu erwerben, wie viel mehr konnte ein geborner Reichsfürst daran denken, dessen Haus in dem Kriege der Religion, den man jetzt fortsetzte, herabgebracht war! Er lebte in dem dynastischen Ehrgeiz, dem Kaiser zu zeigen, daß das ernestinische Sachsen nicht ungestraft mißachtet und mißhandelt werden dürfe; er

[1] Vertrag bei Röse, Bernhard der Gr. II, 475.

wollte es durch seine eigene Kraft und seine Verbindungen wieder zu Glanz und Macht erheben. Welch ein Triumph für ihn, wenn es ihm gelang, dort am Oberrhein, in dem altösterreichischen Gebiete selbst, ein sächsisches und evangelisches Fürstenthum zu gründen! Eine Einrichtung der Reichsgewalt — freilich wohl eine sehr unstatthafte und gefährliche — schwebte ihm vor, bei der auch so die Autorität des Reiches aufrecht erhalten worden wäre; er sprach verwunderte Entrüstung aus, wenn ihn Jemand an seine Pflichten gegen das Reich erinnerte, welche er als Reichsfürst gleichsam von Natur im Bewußtsein trage: nicht Feinde des Reiches seien die Mächte, mit denen er im Bunde stehe, sondern nur Feinde des Kaisers, wie auch er.

In Herzog Bernhard lebte noch der volle religiöse Eifer seiner Altvordern, bekräftigt durch das Beispiel des protestantisch frommen Schwedenkönigs. Auch er ließ in seinem Lager täglich zweimal Betstunde, häufig regelmäßigen Gottesdienst halten; unter dem Absingen geistlicher Lieder beim Halle der Feldmusik ging es gegen den Feind; mit dem Feldgeschrei „Immanuel oder Gott mit uns“ griff man ihn an. In dem heißesten Kampfe hörte man den Herzog den göttlichen Namen anrufen; man erzählt, wenn eine dringende Gefahr eintrat, mitten in der Schlacht, habe er sich einen Augenblick von den Seinen entfernt, um in der Stille zu beten. Nach der Schlacht hat er wohl einen Verwundeten, Sterbenden mit Bibelsprüchen getröstet, bis derselbe den Geist aufgab. Davon war er in seiner Seele durchdrungen, daß er die rechte Partei habe und eine gute Sache verfechte. Mitten in den Gefahren und Bedrängnissen erwartete er immer den Ausschlag Gottes.

Der wildeste aller Kriege hatte ihn nicht verwildert. Er liebte weder, noch begünstigte er Ausschweifungen: er leuchtete durch eine in allen Zeiten seltene Sittenreinheit hervor; am französischen Hofe fand man mit Erstaunen, daß der tapfere Kriegsfürst zugleich ein gebildeter feiner Mann war, der mit den Italienern in gutem Betragen wetteiferte.

Bernhard hatte sich zur Maxime gemacht, den Franzosen auf ihr Andringen nicht nachzugeben, weil sie ihn deßhalb um so höher schätzen würden. Wie ihm bei seinem fürstlichen Selbstgefühl alles daran lag, nicht als in einem persönlichen Dienstverhältnisse stehend betrachtet zu werden, so ließ er sich nicht nehmen, sich in Gegenwart des Königs zu bedecken, als dieser selbst es that. Der Cardinal hat ihm das zugestanden;[1] dem Hof erschien es als eine eigenmächtige Ueberraschung, und so sollte es auch fortan in der Welt erscheinen. Die Franzosen bemerken selbst, daß Bernhard mit ihnen umzugehen, sie zu behandeln verstand.

An mancherlei Mißverständnissen konnte es zwischen ihnen nicht fehlen. Anfang 1638 aber ward eine neue Verabredung getroffen, durch welche sich Ludwig XIII. mit größerer Bestimmtheit als früher verpflichtete, keinen Stillstand noch Frieden einzugehen, ohne darin für das Interesse des Herzogs und seiner Truppen — denn eben auf das Zusammenhalten mit seinem Heere gründete der Herzog seine Selbständigkeit — Sorge zu tragen. Die verfallenen Subsidien wurden ausgezahlt: hierauf unverzüglich, dießmal der erste von allen, erschien Herzog Bernhard im Felde.

Das vornehmste Ziel seiner Anstrengungen war die Rheinfestung Breisach, die alle Jahrhunderte hindurch in dem Kampfe zwischen dem Osten und Westen von Europa eine große Rolle gespielt hat.[2] Schon die Römer haben es befestigt; es bildete einen Mittelpunkt für ihre Militärstraßen; der letzte westliche Eroberer trug sich kurz vor seinem Falle mit dem Gedanken,

1 Pour l'honneur de la maison de Saxe, wie es bei Richelieu IX, 176 heißt. Der englische Gesandte Leicester suchte dieselbe Vergünstigung für den jungen Pfalzgrafen in seiner Begleitung nach und berief sich auf dieses Beispiel; aber man antwortete ihm: that the duke of Weymar surprised the king who presently took of his hat, to oblige the duke to do the same. (Archiv zu London.)

2 Mémoire bei Röse II, 510, nr. 6.

es aufs neue zu einem großen festen Platz zu erheben. Damals legte man von allen Seiten den größten Werth darauf. Die Spanier wollten es nicht missen, weil es den Elsaß und Lothringen beherrsche und, wenn es verloren gehe, der Zusammenhang zwischen Italien und den Niederlanden auf diesem Wege nicht mehr hergestellt werden könne. Dagegen meinten die Franzosen, daß sie von da aus jeden auf ihre alten oder neuen Landschaften gemachten Angriff ohne Mühe abwehren und einen großen Einfluß auf das innere Deutschland ausüben würden: sie haben es wohl für die wichtigste Festung von Europa erklärt. Die oberdeutschen Katholiken sahen darin ihr Capitol; um so größere Begier fühlte Herzog Bernhard, es ihnen zu entreißen: er dachte, hier an einem auf allen Seiten bestrittenen Grenzlande seine Macht auf immer begründen zu können. [1]

Aus den Dellsperger Winterquartieren, wo sich seine Truppen erfrischt hatten, unerwartet hervorbrechend, warf er die baierischen und kaiserlichen Scharen, vor denen er vor ein paar Monaten hatte zurückweichen müssen, durch einen einzigen herzhaften Anfall bei Rheinfelden auseinander; fast alle ihre Führer, Johann von Werth selbst, fielen in seine Hand. Ein für diesen Feldzug und den oberdeutschen Krieg überhaupt entscheidender Tag. Weder Rheinfelden, noch das nahe Freiburg vermochten sich hierauf gegen ihn zu halten: er konnte sich allen Ernstes gegen Breisach richten. Da die kaiserlichen Truppen während des Winters die dortigen Vorräthe aufgezehrt hatten, hing der Erfolg der Umlagerung, die er unternahm, nur davon ab, ob es ihm gelingen werde, keine Zufuhr in den Ort gelangen zu lassen. [2] Seine Infanterie war größtentheils barfuß,

[1] La place de la Brisac, la plus importante de toute l'Europe, heißt es in der Relation bei Aubéry, Mémoires VI, 416.

[2] Montglat, Mémoires 49, 186: l'armée de Jean de Verth avoit consommé tous les vivres qui étoient dedans. Vgl. le Laboureur, Histoire du maréchal de Guébriant, 100. Schade, daß bei Rebmann,

eine Seuche hatte einen guten Theil seiner Pferde hingerafft; dennoch bewegte sich das kleine Heer mit unerwarteter Geschwindigkeit nach jeder Stelle, wo der Feind gefährlich werden konnte. Im August ward der General Götz bei Wittenweier nach einer wechselvollen Bataille zuletzt doch aus dem Felde geschlagen; achthundert Proviantkarren, für die Belagerten bestimmt, fielen den Belagernden in die Hände. Im October wurde ein bei weitem zahlreicheres lothringisches Heer von den weimarischen Truppen bei Thann auseinandergesprengt. Noch einmal ist Götz bis in die Verschanzungen derselben vorgedrungen und hat einige Bollwerke erobert, endlich aber doch der Geistesgegenwart und Energie Herzog Bernhards weichen müssen; man hat in diesem Gipfelpunkte seines Lebens den Adler wieder über ihm in den Lüften zu erblicken gemeint. Hierauf fiel Breisach in seine Hände: am 19. December 1638 hielt er daselbst seinen Einzug; er nahm die Huldigung in seinem eigenen Namen an und ließ im Dom ein lutherisches Siegesfest halten. Fricktbal und Schwarzwald, Ortenau und Breisgau, sowie ein Theil des Elsaß gehorchten den von ihm gesetzten Befehlshabern. Einen anderen dachte er den Franzosen dadurch zu entwinden, daß er ihnen dafür die in der Franche-Comté eingenommenen Landstriche und Festen überließe. Eine seiner Denkmünzen zeigt, daß er ein Herzogthum Sachsen-Breisach zu gründen, eine andere,[1] wie sehr er dadurch das Glück und den Glanz seines Hauses in Aufnahme zu bringen meinte.

Fast noch größere Schwierigkeiten bei diesem Vorhaben als seine Feinde setzten ihm seine bisherigen Verbündeten entgegen.

Die Franzosen hatten ihm durch Subsidien, Hülfstruppen

Geschichte der Stadt Breisach, die sich mit diesem Ereigniß ausführlich befaßt, weder die ausführliche Relation von Laboureur, noch Montglat benutzt werden konnte. Es wäre gerade erwünscht, die speciellen Berichte durch Localkenntniß belebt zu sehen.

[1] Mit der Inschrift: sic reviresco.

und Beschäftigung des Feindes an anderen Stellen die größten Dienste geleistet; Turenne that sich damals zuerst in seiner Nähe hervor: nach der Schlacht von Wittenweier hat Bernhard dem französischen Führer Guébriant, der ihm sehr nützlich geworden war, Waffenbrüderschaft geschworen. Ihre Sache war damals eine und dieselbe. Nun aber bemerkten die Franzosen, daß ihnen die Aufstellung eines unabhängigen Fürstenthums an ihren Grenzen nicht so durchaus vortheilhaft sei; leicht könne Bernhard sich einmal des Herzogs von Lothringen annehmen, denn einen solchen Nachbar an seiner Seite zu haben, läge in seinem Interesse; leicht könne er sich auch mit den Hugenotten in Bündnisse einlassen, wie denn immer davon die Rede gewesen war, daß er sich mit einer Dame aus dem Hause Rohan vermählen wolle. Weit entfernt, ihm ihre Plätze im Elsaß einzuräumen, forderten sie ihn vielmehr auf, da er ja versprochen habe, sein Heer unter der Autorität des Königs von Frankreich anzuführen, nun auch die gemachten Eroberungen unter die Hoheit desselben zu stellen.

In Bernhard, der seinen Vertrag nicht so verstanden hatte, erwachte hierüber das Gefühl seiner vaterländischen Pflicht; er erwiderte, er wolle nicht der Erste sein, durch welchen das deutsche Reich zerstückelt werde.[1]

Man hat ihm die Absicht zugeschrieben, sich mit der Landgräfin Amalie von Hessen zu vermählen und eine mittlere Partei aus Katholiken und Protestanten, im Gegensatze mit den beiden auswärtigen Mächten, zu bilden. Von dem ersten Gedanken findet sich in authentischen Schriften keine Spur, von dem letzten das Gegentheil; er verwarf einen dahin abzielenden Vorschlag mit zweifelloser Entschiedenheit: denn das würde nur neue Zwietracht unter den Deutschen und gewaltsameres Ein=

[1] Je ne souffrirai jamais que l'on me puisse justement reprocher, que j'aye été le premier pour démembrer l'empire. Aus der Relation Guébriants über sein Gespräch mit Bernhard, Lettre de 25 Juin 1639; bei Röse II, 545.

greifen der Fremden zur Folge haben.[1] Seine Politik war, den Krieg gegen den Kurfürsten von Baiern, welcher der Urheber des ganzen Uebels sei, und gegen den Kaiser fortzusetzen, bis sie zu einem Frieden genöthigt wären, bei dem die Protestanten volle Freiheit genießen und Alle und Jede bestehen könnten.

Durch die junge Mannschaft, die in Folge jenes Reichstagsschlusses in Schweden ausgehoben und, sowie die See aufging, nach Deutschland geschickt wurde, verstärkt, hatte Baner das Uebergewicht über Gallas davongetragen. Nicht wenig kam ihm zu statten, daß die kaiserlichen und die baierischen Streitkräfte durch Bernhard am Oberrhein beschäftigt wurden; im Frühjahr 1639 drang er in Böhmen ein. Bernhard beeilte sich, ihm von seiner Seite her zu Hülfe zu kommen; auch er überschritt den Rhein. Seine Ueberzeugung war, man müsse dem Kaiser selbst zu Leibe gehen; wenn man ihn einmal schlage, so werde er vielleicht noch Stand halten: schlage man ihn zum zweitenmale, so werde er die Hand zum Frieden bieten.

Noch waren jedoch die deutschen Geschicke ihrer Erfüllung nicht so nahe, noch weniger war es ihm bestimmt, sie zu reifen. Anfangs Juli 1639 ging er mit einer stattlichen Truppenmacht über den Rhein,[2] um zunächst durch eine Diversion Baner zu unterstützen; schon befand er sich nicht wohl; aber noch einmal hielt er Kriegsrath in Neuenburg; da zeigte sich, daß er von einer tödtlichen Krankheit befallen war. Im Gefühle der Gefahr sprach er seine Verwunderung aus, daß sein Herz noch frisch sei und sich zum Tode nicht schicken wolle; aber nur

[1] In Rommels hessischer Geschichte VIII, 539 findet sich ein Auszug aus dem Berichte Bernhards von Vicquefort, Rheinfelden 6. Juni 1639, der alle Zweifel hierüber hebt.

[2] Gazette manuscrite $^{19}/_{20}$ Juill.: s'estant résolu, d'y aller (à Hohentwiel), et de faire par même moyen une diversion en faveur de Bannier, avec 5m chevaux et 6m piétons. Ueber die Controverse, mit welchem Rechte der Bruder Bernhards auf dem Denkmal desselben von einem morbus malignus et venenatus redet, wüßte ich dem Bekannten nichts hinzuzufügen.

allzubald unterlag seine durch Anstrengungen und Krankheiten bereits erschöpfte Körperkraft (8. Juli 1639).

Wie so recht sichtbar tritt in Bernhard der Conflict hervor, in welchen zur Selbständigkeit emporstrebende und protestantisch-deutsche Naturen von jeher in sich selber gefallen sind! Indem sie ihr Recht und ihre Religion verfechten, gerathen sie mit der Autorität, welche die Einheit der Gesammtheit persönlich darstellt, in Widerstreit. Sie glauben nur die Person zu bekämpfen; aber es ist unmöglich, daß nicht die vaterländische Einheit und Macht dadurch angetastet werde. Es wäre nun eine Lebensaufgabe für Bernhard gewesen, seinen protestantischen, dynastischen und zugleich seinen deutschen Gefühlen gerecht zu werden; aber indem er zu einer Stellung gelangte, in der ein großer Charakter sich hätte entwickeln können, ward er hingerafft.

Bernhard traf in seinen letzten Stunden eine testamentarische Anordnung, welche dazu dienen sollte, die Landschaften, die ihm Gott gegönnt, auch nach seinem Tode bei dem Reiche zu behaupten, für das sie von großer Wichtigkeit seien; aber war das möglich ohne ihn?

Directoren, Officiere und Soldaten der weimarischen Armee stellten sich als besondere Corporation, als die Erben des Herzogs, die Fortsetzer seiner Politik dar; sie traten in seine Verträge ein; aber die französische Krone, die mit Geldgeschenken für alle und mit den bestimmtesten Zusicherungen für die Obersten nicht sparsam war, bewirkte jetzt ohne Mühe, daß die streitigen Artikel die ihren Ansprüchen günstigste Auslegung erhielten. Französische Truppen wurden in Breisach aufgenommen; die Obersten versprachen, dem Commando des Führers zu gehorchen, den ihnen der König geben werde; doch behielten sie sich einen gewissen Antheil an der Beschlußnahme vor. Der erste ihrer Führer war der Herzog von Longueville, der ihnen auch deßhalb angenehm sein zu müssen schien, weil er Neufchatel, so recht in der Mitte ihrer am Rhein und in Burgund gemachten Eroberungen, besaß.

Und von dem größten Erfolge ward es nun, daß dieser fast mehr auf ihren Antrieb als aus eigenem Entschlusse sie noch gegen Ende 1639 in die Lahngegenden und in die Wetterau führte.

So eben war Baner unter mancherlei Unfällen aus Böhmen nach Sachsen und Thüringen zurückgedrängt; die Kaiserlichen und die Baiern schienen abermals Norddeutschland überfluthen zu sollen.

Da bewirkte nun die Nähe des weimarischen Heeres unter einem französischen Führer, daß Hessen und Lüneburg, um sich zugleich gegen die religiösen Beschränkungen des Prager Friedens und gegen territoriale Nachtheile zu sichern, ebenfalls mit Frankreich in Bund traten, das ihnen versprach, keinen Frieden noch Stillstand ohne ihre Theilnahme zu schließen. Der schon früher entworfene Vertrag mit Hessen kam im Mai 1640 zu Stande; den Vertrag mit Lüneburg schloß Longueville. Auch Motive der inneren Politik empfahlen wenigstens bei der Landgräfin, welche von den Rathschlägen ihrer Landstände nichts wissen wollte, diesen Bund.

Im Mai 1640 vereinigten sich vier Heerhaufen, ein hessischer und ein lüneburgischer, der schwedische und der weimarische, unter den Mauern von Erfurt. Soviel Hader es zwischen ihnen gab, so gelang ihnen doch, dem Vordringen der Kaiserlichen nach Norddeutschland Einhalt zu thun.

Ja, sogleich entschlossen sie sich wieder zu einem großen Angriff. Die weimarischen Truppen, die noch immer an ihrer Selbständigkeit festhielten, verbanden sich mit Baner, der ein Mann nach ihrem Herzen war: sie erklärten ihm, es gebe keinen Ort der Welt, dahin sie ihm nicht folgen würden. Zu verwegenem Zuge vereinigt, erschienen sie im Januar 1641 vor Regensburg, wo der Reichstag beisammen war. Von einer benachbarten Anhöhe nahmen der schwedische und der französische Führer der weimarischen Truppen die Stadt in Augenschein und begrüßten sie mit ein paar hundert Stückkugeln.

Vor vier Jahren hatte man in Deutschland hoffen dürfen, sich wieder zu einer festen Einheit zusammenzuschließen, die Fremden noch auszustoßen. Jetzt aber waren zwei der angesehensten Fürstenhäuser abermals mit denselben in Bund getreten; eine von einem großen Kriegsführer gebildete Armee durchzog unter ihrer Führung, den schwedischen Scharen zur Seite, das Reich. Noch waren sie nicht vollkommen die Meister; aber wo gab es Kräfte, die sie hätten überwältigen können? Frankreich, das die Sache der weimarischen und der schwedischen Armee sowie die der beiden Fürstenhäuser zugleich mit der seinen verfocht, hatte ohne große Anstrengung eine Alles beherrschende Stellung erlangt.

Und wie das Reich in Italien und Deutschland immer zusammenhing, so geschah etwas Aehnliches auch dort.

Verhältniß zu Piemont.

Vittorio Amadeo war im Herbst 1637 gestorben; Christine von Frankreich, seine Wittwe, trat als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes und Regentin des Landes auf. Sie wollte sich gern als gute Landesfürstin zeigen und hätte lieber an dem Kampfe der beiden großen Mächte keinen Antheil genommen; aber Cardinal Richelieu ließ ihr erklären, Frankreich wolle Piemont entweder ganz für sich oder geradezu gegen sich haben: in die Verhältnisse ihres Hofes eingreifend, die Männer entfernend, welche seiner Politik widerstrebten, brachte er sie endlich dahin, mit ihrem Bruder ein offensives Bündniß gegen Spanien einzugehen. Es ist dem analog, das damals mit Schweden, dem Herzoge Bernhard und der Republik Holland, dann mit einigen deutschen Fürsten geschlossen wurde; doch bestand ein großer Unterschied. Das eigene Interesse der Uebrigen drängte sie zu einem Angriffskrieg: einer Frau und Wittwe, die nur auf die Erhaltung ihres Besitzes zu denken hatte, lag ein solches unendlich ferner. Auch war der nächste Erfolg mit

nichten wie dort eine Unternehmung auf Feindes Land, sondern ein Einfall der Feinde in das ihre. Mit spanischer Hülfe drangen ihre beiden Schwäger, Prinz Thomas und Cardinal Moritz, welche ihre Vormundschaft nicht anerkannten, ins Piemontesische ein. Ihre Ansprüche wurden durch ein kaiserliches Decret gutgeheißen; und nicht geringen Eindruck machte das doch namentlich unter der Mitwirkung der Geistlichen, die in demselben Sinn arbeiteten. In ein paar Monaten fielen zwei Drittheile des Landes in die Hände der Prinzen; von den festen Plätzen ging einer nach dem andern über, endlich auch die beiden bedeutendsten, die Schlüssel des Landes, Turin und Nizza: nur diejenigen hielten sich, welche die Herzogin vorher auf das dringende Verlangen Richelieu's an die Franzosen überliefert hatte. Auch Turin und Nizza waren von ihm gefordert, aber von der Herzogin verweigert worden. Ihr allein, ihrer unsicheren Haltung, ihrem Mangel an Vertrauen gab er das ganze Unglück Schuld. Merkwürdig sind die Schreiben, die in diesen Verwirrungen zwischen ihnen und ihrer Umgebung gewechselt wurden;[1] die Angst, Unruhe, Hingebung der Fürstin, ihre flehentlichen persönlichen Bitten stehen in sonderbarem Contrast mit dem ruhigen Gefühle von Ueberlegenheit, das die Aeußerungen des Ministers charakterisirt, einer Ueberlegenheit des Geistes nicht weniger, als der Macht. Die Herzogin flüchtete endlich selbst nach Savoyen, wohin sie schon ihren Sohn, den Erben des Landes, geschickt hatte. In Grenoble sah sie den König und den Cardinal; auch für sie trat da ein großer Augenblick des Lebens ein.

Die Franzosen forderten sie auf, ihren Sohn an den französischen Hof zu senden, wo er mit dem jungen Dauphin erzogen werden könne, und ihnen wie das übrige Savoyen, so auch die vornehmste Festung Montmelian zu überliefern; denn

[1] Lettres et Négociations pour les affaires de Piedmont, im Anhange zu Vialart, Bd. II.

nur dann, wenn ihre Schwäger sie vollkommen mit Frankreich vereinigt sähen, würden sie an der Ausführung ihrer Ansprüche verzweifeln und sich zu einer Abkunft mit ihr verstehen. Sollte aber die Herzogin den Erben des Landes, die einzige Festung, die ihm noch einen Ueberrest von Selbständigkeit rettete, wie man sagte, den letzten heiligen Anker des Fürstenthums, und damit sich selbst und ihr Land den Franzosen auf Gnade und Ungnade überliefern? Man ließ nichts unversucht, um sie dazu zu stimmen. Aber schon bei ihrer Abreise von Montmelian hatte sie den Gouverneur verpflichtet, diesen Platz bis in den Tod für ihren Sohn zu behaupten und sich um keine Gefahr zu kümmern, in die sie selbst darüber gerathen könne: lieber wolle sie sterben, als erleben, daß daselbst eine andere Autorität anerkannt werde, als die ihres Sohnes. Daran hielt sie fest.[1] So forderte ihre Umgebung und die einmüthige Stimmung von ganz Savoyen: so rieth ihr die Erfahrung, die der Herzog von Lothringen vor kurzem gemacht hatte. Sie war doch zuletzt mehr Herzogin von Savoyen als französische Prinzessin. Richelieu zeigte sich entrüstet; aber ihre Unterthanen faßten wieder ein Herz zu ihr; die italienischen Geschichtschreiber sprechen ihre Bewunderung aus.[2]

Und was hätte sie auch zu einem so gefährlichen Schritte vermögen sollen? Sie wußte, daß ihr Bruder sie nicht verlassen konnte; ihr Gesandter Saint-Mauris hatte sie versichert, daß Richelieu auch ohnedieß entschlossen sei, die Kräfte von Frankreich zur Wiedereroberung von Piemont anzustrengen.

So eben machte der Governator von Mailand, Leganes, einverstanden hierzu mit der Regentin von Mantua und Montferrat, jener Erbin des Landes, welche einst mit dem jungen Nevers-Gonzaga verheirathet worden war, einen Versuch auf

[1] Lettera di 24 Septbre. 1639, bei Siri, Memorie recondite VIII, 750.

[2] Capriata, Historia II, 571 schreibt ihr animo e costanza più che virile zu. Richelieu schüttet seinen ganzen Unwillen in dem letzten Abschnitte der Narration succincte aus, die sein politisches Testament eröffnet.

Casale: er rühmte sich, noch alles französische Wesen in Italien zu vertilgen. Aber Richelieu stellte den fähigsten der damaligen französischen Generale, Grafen Harcourt, aus dem Hause Lothringen, den er durch ein Verwandtschaftsband unauflöslich mit seinen Interessen verbunden hatte, an die Spitze der Truppen. Den Feldzug Harcourts im Jahre 1640 kann man als die erste jener glänzender Campagnen ansehen, durch welche so mancher französische General sich ein unsterbliches Andenken gegründet hat. Er schlug Leganes, der gar nicht glaubte, angegriffen werden zu können, vor Casale und eroberte nach viermonatlicher wechselvoller Belagerung die Hauptstadt des Landes wieder. Im November 1640 kehrte die Herzogin nach Turin zurück: da sie unglücklich gewesen war und sich ein Verdienst erworben hatte, ward sie mit ungeheucheltem Jubel empfangen. Im nächsten Jahre wurden den Spaniern die wichtigsten festen Plätze, die sie noch innehatten, entrissen, wozu die piemontesischen Truppen unter ein paar geschickten Führern nicht wenig beitrugen.

In welche Achtung Frankreich sich hierdurch in Italien setzte, davon gab noch im Jahre 1641 der Fürst Honorato Grimaldi von Monaco einen Beweis. Er fand die Belästigungen, die ihm eine spanische Besatzung seit mehr als dreißig Jahren zufügte, nachgerade unerträglich; durch eines der kecksten Strategeme — er öffnete die Gefängnisse und bewaffnete die losgelassenen Verbrecher gegen sie — wußte er sich ihrer zu entledigen. Er schickte den Orden des goldenen Vließes zurück und trug den des heiligen Geistes fortan. Eine französische Besatzung, die er bei sich aufnahm, hielt seitdem den Ort anderthalb Jahrhunderte hindurch in französischer Abhängigkeit.

Doch war das eine Wirkung zugleich der maritimen Anstrengungen von Frankreich, deren Erfolg alle Küsten von Spanien und Italien in Aufregung setzte und die denkwürdigsten Veränderungen hervorbrachte.

Aufschwung der französischen Seemacht.

So recht zum Gegenstande seiner besonderen Thätigkeit hatte Richelieu die Marine erkoren. Er wollte die Küste im Osten und Westen vor den Seeräubereien, die sie noch immer erfuhr, sicherstellen, den Handel erneuern, Colonien ausführen; aber den dringendsten Antrieb gab ihm auch in dieser Richtung der Kampf mit Spanien. Noch hatten die Spanier zur See bei weitem das Uebergewicht; im Jahre 1635 nahmen sie von Neapel her die beiden größeren lerinischen Inseln an der Küste der Provence ein und befestigten sich daselbst: König Ludwig sah es als eine Sache der Ehre an, sie wiederzuerobern. Doch war die Aufstellung einer starken Seemacht nicht allein zur Vertheidigung nothwendig, sie eröffnete zugleich eine große Aussicht für den Angriff. Denn welch ein Vortheil lag darin, wenn die Franzosen das vornehmste Communikationsmittel, das die spanischen Länder zusammenhielt, ihre Schifffahrt auf beiden Meeren unterbrachen! Von Anfang an ward ins Auge gefaßt, daß sich alsdann die Nebenlande, die sich gedrückt fühlten, außerhalb der Halbinsel und selbst innerhalb derselben zum Widerstande gegen die Monarchie erheben würden.

Im Jahre 1636 führte der Erzbischof von Bayonne, Henri d'Escoubleau de Sourdis, der einst das Haus Richelieu's verwaltet, an den italienischen Feldzügen, der Eroberung von Rochelle Theil genommen hatte und ein angebornes Talent für die Marine entwickelte, die vereinigten Geschwader von Normandie, Bretagne und Guienne durch die Meerenge von Gibraltar; man sah wieder eine französische Flotte im Mittelmeer und nahm an, daß sie sich sogleich zu einem Angriff auf Neapel wenden werde; allein schon waren auch die Spanier zu gut vorbereitet; obwohl durch eine Anzahl Galeeren aus den provençalischen Häfen verstärkt, vermochten die Franzosen doch nicht die gewöhnlichen Ueberfahrten spanischer Truppen nach Italien zu verhindern: vor ihren Augen landeten diese bei

Finale. Lange lagen die Flotten an der Riviera von Genua einander gegenüber, ohne daß es zu einer ernstlichen Action gekommen wäre, wieviel schwächer auch die spanische war;[1] die Franzosen machten noch einen Versuch auf Sardinien, der nicht weit führte, dann nahmen sie ihren Lauf nach der Provence.

Zuerst bei dem Unternehmen gegen die beiden ihnen entrissenen Inseln, von welchem der König erklärte, es liege ihm zu seiner eigenen Genugthuung mehr daran, als an jedem anderen,[2] im Frühjahre 1637, zeigte die französische Marine eine nachhaltige Ueberlegenheit. Es ist als ein Moment für die Seegeschichte zu betrachten, daß die neapolitanische Flotte, die unter Don Melchior de Borgia zum Entsatz der Belagerten herbeikam, vor den Kanonen und Brandern der französischen Flotte zurückwich. Harcourts erste große That, die dem piemontesischen Feldzuge noch voranging, war es, daß er die Inseln wiedereroberte. Im Spätjahre 1637 machten die Spanier mit den Milizen von Aragon und Catalonien einen Angriff auf die Landzunge und Feste von Leucate. Die französische Flotte konnte der Landmacht zur Abwehr desselben nicht so gut zu Hülfe kommen, wie Sourdis gewünscht hätte; er selber erschien bei dieser und nahm an ihrem Kampf und Siege Antheil; ein Gewinn auch für die Seemacht war es, daß diese bedeutende Position nicht in die Hände des Feindes gerieth.

Im Jahre 1638 wagten dann die Franzosen bereits eine spanische Flotte anzugreifen, die eine Anzahl von Truppen herüberbrachte; unmittelbar vor dem Hafen von Genua, am 1. September, kam es zur Schlacht. Die beiden Geschwader waren an Zahl der Schiffe gleich; von vierzehn Galeeren, sieben zu jeder Seite, begleitet, stießen die beiden Admiralschiffe auf einander; den Capitän des spanischen, Velasco, sah man mit der

[1] Capriata, Historia II, 380.

[2] à la réputation de mes affaires et à mon contentement. (23 Février.) Bei Sue, Correspondance de Sourdis I, 293.

Tartsche in der einen, dem Schwert in der anderen Hand an der Spitze seiner 400 besten Männer einen Versuch machen, das französische zu erobern; aber die Franzosen waren besser mit Geschütz versehen, das in dieser Nähe eine ungeheure Wirkung that.[1] Velasco selbst ward, zum Tode verwundet, gefangen. Die Franzosen hatten ungemein gelitten, aber die Oberhand behalten; langsam nahmen sie ihren Rückweg.

Unzählige französische Caper bedeckten das Mittelmeer; sie nahmen auch alle neutralen Schiffe weg, bei denen sie spanisches Gut vermutheten: sie fingen an, die See zu beherrschen.

Und in denselben Tagen erfocht der Erzbischof, der wieder an die Spitze der westlichen Flotte getreten war, in jenem Meer einen großen Vortheil; am 23. August 1638 verbrannte er eine Anzahl spanischer Galeeren an der Rhede von Guetaria, im Golf von Biscaya; er weiß die Herzhaftigkeit, Treue und den Gehorsam seiner Capitäne nicht genug zu rühmen.[2] So weit war die doppelte Seemacht der Franzosen noch nicht gediehen, daß sie sich einer zahlreichen spanischen Flotte, die im Jahre 1639 von Corunna nach den Niederlanden ging, hätten entgegensetzen können; allein deren warteten, durch die französischen Nachrichten aufmerksam gemacht, die Holländer, die sie dann an den englischen Küsten ohne Rücksicht aufsuchten, angriffen und so gut wie vernichteten. Man fand, der Verlust der Spanier sei nicht geringer, als der vor 50 Jahren durch die Niederlage der unüberwindlichen Armada erlittene. Und eine Epoche des anfangenden Wechsels der Seeherrschaft wird in der That durch dieses Ereigniß bezeichnet. Im Jahre 1588 wurde dem Anfalle der Spanier auf England, ihren auf eine Universalmonarchie gerichteten Ideen ein Ziel gesetzt. In den Jahren 1638 und 1639 suchten sie nur die Communikation zwischen Spanien und Mailand, Spanien und Flandern zu erhalten; aber schon ver-

[1] Französische Relation bei Sue, Correspondance II, 80. Brusoni, storia d'Italia 162.

[2] Schreiben des Erzbischofs 23. Aug. Corresp. II, 69.

mochten ihre Feinde auf beiden Meeren dieselbe mit Gewalt zu unterbrechen. In dem Canal war dieß schon seit einiger Zeit zu erwarten gewesen; von der größten Bedeutung wurde, daß es endlich geschah. Auf dem Mittelmeere hätte man es vor wenig Jahren noch nicht für möglich gehalten.

Nothwendig brachte das nun einen großen Umschwung in den Gefühlen und Gesinnungen der Menschen hervor.

Empörung in Catalonien und in Portugal.

Bisher hatten die Franzosen der spanischen Macht in Spanien selbst durch ihre Angriffe zu Lande noch keinen Abbruch zu thun vermocht. Ihr Angriff auf Fuenterabia im Jahre 1638 war trotz jenes glücklichen Seegefechts gescheitert; im Jahre 1639 hatten sie Salces eingenommen, aber es gleich darauf wieder verloren.

Wohl aber wußte man in Frankreich, daß im Innern der pyrenäischen Halbinsel alles in Gährung sei. Die drei Bestandtheile, aus welchen das Reich zusammengesetzt war, Castilien, Portugal und das mit den Südfranzosen verwandte Catalonien, das den besten Theil von Aragon bildete, waren noch keineswegs mit einander verschmolzen. Die durchgreifende Staatsgewalt, welche die Castilianer liebten, weil sie sie selbst handhabten, weckte in den beiden anderen Reichen eben deßhalb zugleich einen landschaftlichen Widerwillen auf.

Schon bei den Erwägungen, die zur Kriegserklärung der Franzosen führten, kam dieser Zustand in Betracht. Man rechnete in Frankreich besonders auf Portugal, wo das Bestehen des Geschlechtes, dem das bessere Erbrecht zugeschrieben ward, den nationalen Geist in lebendiger Anregung hielt. Der Lehrer des Völkerrechts, Hugo Grotius, fand es schon im Jahre 1636 rathsam, das Haus Braganza auf den portugiesischen Thron zu erheben: denn es sei wohlgethan, denen, durch welche bisher allenthalben Verwirrung genährt worden, in ihrem eigenen

Gebiet Unordnungen zu erwecken. Man wird nicht erstaunen, daß Pater Joseph ebenso gesinnt war: er ist wahrscheinlich der erste, der im diplomatischen Verkehr die Meinung ausgesprochen hat, daß man die Rebellion in Portugal nähren müsse. Im Jahre 1638 bekam der Erzbischof-Admiral den Auftrag, den Portugiesen mit einer Anzahl von Schiffen zu Hülfe zu kommen, wenn sie es wünschen sollten, und ein geheimer Agent ward dahin geschickt, um die Mißvergnügten zu einer Verbindung aufzufordern: Frankreich suche dabei nichts für sich selbst; sie möchten sich einen König erwählen; es werde gern gesehen werden, wenn ihre Wahl auf den Herzog von Braganza falle.

Indessen war es nicht hier, wo die Gährung zuerst zu einem Ausbruche kam, sondern in Catalonien.

Auch den Fremden erschien die Regierungsform in dieser Provinz noch gleichsam republikanisch,[1] und Graf Olivarez wollte den Krieg an den Grenzen benutzen, um die Freiheiten, die ihm unerträglich waren, zu brechen. Er sprach den Grundsatz aus, daß, wenn die Rüstung des Landes durch die Privilegien desselben auch nur um eine Stunde aufgehalten würde, der ein Feind Gottes und seines Königs sei, der sich auf diese Privilegien beziehe. Ihm standen nur die großen Bedürfnisse des Ganzen vor Augen; die Provinz dagegen lebte lediglich in dem Gefühl ihrer Besonderheit. Zwischen der catalonischen Miliz und den regelmäßigen Truppen des Königs war es schon während des letzten Feldzuges zu Irrungen gekommen; daß diese Truppen jetzt im Lande eingelagert mancherlei Gewaltthätigkeiten ausübten, brachte die Gemüther in Gährung: als endlich Olivarez zu einer Aushebung schritt, die hier nicht herkömmlich war, und zugleich die Bestrafung der Ungehorsamen anordnete, brach ein Aufruhr aus, der Schritt für Schritt dahin führte — denn die Provinz wolle sich nicht der Rache der

[1] Mocenigo, Relatione di Spagna 1630: Catalani, — essendo il loro governo quasi di republica, non ammettono cosa, che possi derogar punto i lor privileggi e franchizzie.

Castilianer aussetzen — daß sie beschloß, sich lieber unter den französischen Schutz zu stellen.[1]

Es war die seltsamste Verbindung, die sich hierdurch anbahnte, zwischen einer ihre provinzialen Ideen hartnäckig festhaltenden Landschaft und dem Cardinal Richelieu, der die Idee einer alle ihre Grenzen erfüllenden höchsten Gewalt mit unerbittlicher Strenge durchführte. Aber um diesen Widerspruch kümmerte man sich nicht. Die Catalonier hatten keinen anderen Rückhalt: mit unendlichem Vergnügen sah der Cardinal, daß die Häfen, die Päße, die Hauptstadt einer großen benachbarten Provinz sich durch ihren Abfall den französischen Truppen öffneten; die Deputirten von Catalonien wurden Anfang 1641 von dem Hof in aller Form als Gesandte anerkannt; sie erlangten so viel Auszeichnungen, wie der venetianische. Der französische Minister Chavigny, dem man seine Verwunderung darüber aussprach, erklärte, wenn noch andere Provinzen, etwa Aragon oder Artois, von dem Könige von Spanien abfallen und sich für Freistaaten erklären wollten, so würde man auch von ihnen Gesandte annehmen und sie ebenso behandeln.

Zunächst sah man eine ähnliche Bewegung in Portugal zum Ausbruche kommen.

Das Beispiel der Catalonier schürte daselbst das in der Tiefe glimmende Feuer an; statt gegen diese Provinz zu ziehen, wie die spanische Regierung forderte, beschlossen die Hidalgos von Portugal sich vielmehr selbst von dem Gehorsam der Krone loszureißen: sei es doch höchst wahrscheinlich die hinterlistige Absicht des Grafen Olivarez, den portugiesischen Adel auf die Schlachtbank zu führen und alsdann dasselbe System der unbedingten Herrschaft über die ganze Halbinsel auszubreiten. Den ersten Gedanken, eine aristokratische Republik zu errichten, verwarfen sie, weil das Volk dagegen sein werde; aber sie blieben

[1] In der unterrichtenden gleichzeitigen Schrift: Origine des mouvements en Catalogne wird S. 60 den Franzosen ein Antheil an dem Ausbruche der Unruhen zugeschrieben, von dem sonst nichts verlautet.

dabei, daß der Herzog von Braganza, dem ein Drittheil des Landes gehörte und der die allgemeine Verehrung genoß, auch die Krone des Landes tragen müsse; sie stellten ihm vor, sie würden ihn zum König ausrufen: würde er sich weigern, so werde doch schon ein solcher Act ihn der Rachsucht der Castilianer ebenso gut aussetzen, als wenn er sich kühnlich an ihre Spitze stelle. Frühere Vorschläge dieser Art hatte der Herzog immer zurückgewiesen: jetzt, und zwar, wie versichert wird, nicht ohne die direkte Einwirkung französischer Agenten, gab er nach.[1]

Niemals aber ist eine Umwälzung mit geringerer Anstrengung vollbracht worden. Der Herzog von Braganza brauchte sich nur dazu zu entschließen, so war er König von Portugal. Am 15. December 1640 empfing er den Eid der portugiesischen Vasallen als ihr legitimer König, dessen Erbrecht bisher nur wegen einer gewaltsamen Invasion der Castilianer nicht zur Anerkennung gekommen sei; mit dem Scepter in der Hand, das einst über einen castilianischen König in offener Feldschlacht erbeutet worden war, durchzog er die Straßen der Hauptstadt. Die überseeischen Besatzungen, mit einer einzigen Ausnahme, folgten dem Mutterlande; bis in das ferne Macao vibrirte die Ader portugiesischer Selbständigkeit nach. Der erste politische Schritt des neuen Königs war, daß er den Bund mit Frankreich suchte und schloß. Nicht ganz auf gleichmäßige Bedingungen jedoch geschah das. Die Franzosen versprachen dem Könige von Portugal ihren Beistand bei einem künftigen Frieden für seine gerechten Forderungen; dieser selbst dagegen verpflichtete sich, ohne Zustimmung von Frankreich keinen Frieden mit Spanien zu schließen.

In noch unmittelbarere Abhängigkeit traten die Catalonier zu Frankreich. Durch die portugiesischen Nachrichten, die ihnen der Bischof von Lamego überbrachte, in ihrem Abfalle bestärkt,

[1] Nani: nè mancarono i Francesi, conscii di quanto si tramava, con segretissimi mezzi di confortarlo et animarlo con ampii promessi. Historia Veneta 636.

aber bei dem ersten Versuch überzeugt, daß sie allein unvermögend sein würden, sich aufrechtzuerhalten, beschlossen sie, in das Verhältniß zurückzutreten, in welchem ihre Altvordern in früheren Jahrhunderten zu der westfränkischen, französischen Krone gestanden hatten.

„Da sie sich dem König überliefern," heißt es in einem Schreiben von Richelieu, „so ist es billig, daß wir alles thun, um sie aufzunehmen." Ein französisches Heer drang in kurzem gegen Tarragona vor; der Erzbischof von Bordeaux vereinigte die maritimen Kräfte des südlichen Frankreichs, um die Küsten zu blokiren.

Mochte das nun gelingen oder nicht, wie es denn nicht gelang, so war doch so viel erreicht, daß die Kräfte der spanischen Monarchie, von der sich bisher alle anderen Selbständigkeiten bedroht gesehen hatten, in sich selbst beschäftigt waren und die Franzosen einen großen Theil der pyrenäischen Halbinsel wie ihr eigenes Gebiet betrachteten.

Beziehungen zu England.

Indem alle Verhältnisse von Europa sich dergestalt zu ausschließendem Vortheile von Frankreich umkehrten, suchen die Blicke unwillkürlich England; und man ist erstaunt, daß diese Macht solche Dinge ruhig konnte geschehen lassen. Der Grund davon ist: England war in der größten inneren Entzweiung begriffen, von der es jemals betroffen worden ist. Als die Holländer es wagten, jene große spanische Armada an der englischen Küste anzugreifen, während der König von England gewünscht hätte, sie zu beschützen, verließen sie sich auf die Sympathie der englischen Nation, die vielmehr für sie als für ihren König sei. [1]

[1] Aitzema II, 621: Men wißt hier wel, dat die sterkste party tegen dat hof d. i. tegen den Koninck was.

Niemand könnte es beikommen, die Motive dieser Bewegungen, welche ihren Ursprung in der Tiefe des nationalen Lebens hatten, in der Einwirkung einer auswärtigen Macht zu suchen; aber hatte nicht Frankreich einen Antheil daran, daß sie zum Ausbruche kamen? Ich denke, daran kann kein Zweifel sein.

Schon bei dem Jahre 1635 versichert einer der französischen Staatssecretäre jener Zeit, daß der Widerstand, den Schottland der Einführung der bischöflichen Kirchenverfassung entgegensetze, auf der Ueberzeugung beruhe, daß es dabei auf den Beistand von Frankreich rechnen dürfe.[1]

Die Unruhen in Schottland waren ausgebrochen, England voll von Gährung, als Richelieu, der sich mit den Holländern zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen gegen die spanischen Niederlande verbunden hatte, im Jahre 1637 den Grafen Estrades nach England schickte, um sich der Neutralität Carls I. zu versichern. Als Gegendienst versprach er dem Könige Hülfe gegen alle, welche übelgesinnt gegen ihn sein möchten. Carl antwortete stolz und würdig: die Eroberung der Küsten von Flandern werde er nicht allein nicht zugeben, sondern zu hindern suchen; gegen seine pflichtvergessenen Unterthanen werde ihm seine Autorität und das englische Gesetz genügen. Richelieu meinte durch die Königin auf den König zu wirken; aber Estrades fand die Königin, bei der damals Madame de Chevreuse lebte, so abgeneigt, daß er es gar nicht wagte, den ihm mitgegebenen Brief ihr zu überreichen. Richelieu hat gesagt, kein Jahr solle vergehen, so werde es beide gereuen, seine Erbietungen verschmäht zu haben.

In der nächsten Umgebung des Cardinals als sein Caplan und Almosenier lebte ein Schotte, Namens Chambers; diesen schickte er jetzt, alle persönlichen Rücksichten auf Carl und dessen

[1] Brienne, Mém. II, 51: Les Écossais se tenant comme assurés de France refusèrent au roi de la Grande-Bretagne de recevoir des évêques; les ministres d'Écosse prirent des mesures contre l'état.

Gemahlin aus den Augen setzend, nach Edinburg, um mit den Führern der Mißvergnügten, von denen ihm Estrades einige genannt hatte, Verbindung anzuknüpfen. Chambers hat diese Reise mehr als einmal gemacht. Darf man zweifeln, daß der Rückhalt, den Frankreich, so katholisch es war, den Bewegungen des schottischen Protestantismus gewährte, diesen in seinem Unternehmen bestärkte und vorwärts trieb? Oft hat man die Erzählung wiederholt, daß ein aus Deutschland zurückgekommener schottischer Führer, mißvergnügt über seinen König, von dem französischen Gesandten 50,000 Kronen gefordert habe, um ein Heer in Schottland unter die Waffen zu bringen; Richelieu habe ihm 100,000 Kronen zustellen lassen. Ich weiß das so im Einzelnen weder zu bestätigen noch zu verwerfen. Aus den Berichten des englischen Gesandten ergibt sich nur, daß auch ihm gegenüber die französischen Minister sich nicht scheuten, ihre Genugthuung über die schottischen Unruhen zu bezeugen. England, sagte ihm Chavigny eines Tages, unterstütze Dünkirchen mit Proviant und Kriegsbedarf; aber das sei auch das Einzige, was es jetzt noch vermöge: Frankreich kenne die Mittel, um England zu verhindern, sich in seine Angelegenheiten zu mischen.[1] Noch dienten viele Schotten in der französischen Armee. Andere erschienen häufig in Paris, unter ihnen auch junge Männer von hohem Rang; aber den Gesandten begrüßten sie nicht: von den Einen, sagte er, — denn es war ihm empfindlich, — werde die Messe, von den Anderen die Predigt zu Charenton besucht; zu seiner anglicanischen Capelle komme keiner; er gelte ihnen als der Gesandte von England; der Gesandte für Schottland sei für sie jener Chambers.

[1] Lord Scudamor 9 Jul. 1638: He (Chavigny) spoke of the Scottish affaires in confident terms (zuversichtlich) as yf they were assured that those would find us such worke, as that England can hardly prejudice France further than by those convoys of Dunkerke. And said with all that they know well, how the English went about to embroyle their affaires, they know, how to hinder it.

Es ist ganz wahr, daß, als trotz der ersten Abkunft zu Berwick die Unruhen sich erneuerten und Carl I. seine Waffen abermals gegen die Schotten zu wenden Anstalt traf, im Jahre 1640 diese die Hülfe des Königs von Frankreich in aller Form nachzusuchen für erlaubt hielten. In einer von dem Secretär des Covenant abgefaßten und von dem Befehlshaber der bewaffneten Macht und einigen anderen ihrer vornehmsten Männer, wie Rothes, Montrose, Montgommery, unterzeichneten Eingabe an Ludwig XIII. beklagen sie sich über den Bruch der ihnen bei der letzten Pacifikation gemachten Versprechungen und fordern ihn auf, ihnen durch seine Dazwischenkunft den Genuß ihrer althergebrachten Freiheiten, Gebräuche und Gesetze zu verschaffen. Der französische Gesandte in England, Bellièvre, und der Cardinal Richelieu waren im voraus von der Absicht eines solchen Ansuchens unterrichtet. Der Gesandte rieth, es anzunehmen; der Cardinal urtheilte, die Sachen seien noch nicht so weit, daß dieß geschehen dürfe; man müsse erst abwarten, daß Carl I. einen gegründeten Anlaß gebe, indem er etwa, wie er vorhabe, einen Vertrag mit Spanien schließe.[1] Das Schreiben der Schotten fiel der englischen Regierung in die Hand, und diese beklagte sich bei der französischen; aber Ludwig XIII. konnte erklären, daß er von der Sache nichts wisse.

In kurzem aber entbrannte die Bewegung in England selbst, und ein ähnliches Verhältniß bildete sich auch hier. Königin Henriette verließ sich darauf, daß sie die Schwester des mächtigen Königs von Frankreich sei und dieser sie an ihren Feinden rächen werde.[2] In der That aber stand Richelieu eben mit diesen in gutem Vernehmen; der französische Gesandte in

[1] Vû que S. M. ne manque pas de bonne volonté pour l'Écosse, mais de sujet et de prétexte, qu'elle aura alors tout entier. Richelieu an Bellièvre Ende Februar oder Anfang März 1640 in der Sammlung von Avenel.

[2] Auszüge aus den Depeschen von Montereuil bei Mazure, Histoire de la révolution de 1688. III. 414. 429.

London war in Verbindung nicht allein mit Lord Holland, welcher sich im Anfange des langen Parlaments zur populären Partei hielt, sondern auch mit den eigentlichen Führern derselben. An jenem entscheidenden Tage, als Carl I. in dem Parlament erschien, um seine fünf vornehmsten Gegner aus demselben hinwegzuführen, waren sie durch den von dem Vorhaben unterrichteten französischen Gesandten — wenigstens rühmt er sich dessen selber — gewarnt worden und deßhalb ausgeblieben. So fanden die dem Königthume widerstrebenden Elemente in ihren ersten Anfängen, wo sie noch schwach waren, den Rückhalt französischer Unterstützung. Carl I. hat in Richelieu immer einen der vornehmsten Urheber seiner Unfälle gesehen.[1] Da der englische Hof sich zu Spanien neigte, so hielten die Franzosen für nothwendig, sich hiergegen durch Verbindungen in dem Parlament zu sichern. Im November 1641 haben sie sich gerühmt, daß in dem Parlament nichts vorkommen könne, was einigen Bezug auf Frankreich habe, ohne dem Gesandten sogleich hinterbracht zu werden.[2]

[1] Il re della Gran Bretagna tiene il re di Francia per fabbro principale delle sue calamità. Correro, Relatione di Francia 1641.

[2] That they are so strong in the house of commons, as that whatsoever business shall be moved concerning France, will be presently reported to the Ambassador, and that he had power enough to sweeten and appease any thing shall be proposed there. Disp. of Richard Browne, 29 Nov. 1641.

Siebentes Capitel.

Richelieu und die Monarchie in den Jahren 1641, 1642.

Vergleicht man nun den Zustand, in welchem Richelieu einst die französische Staatsverwaltung übernommen, mit dem, in welchen er sie gebracht hatte, welch ein Unterschied! Damals die Politik der spanischen Monarchie in allen Grenzen fortschreitend, nicht mehr wie einst in stürmischen Angriffen, aber in ruhiger systematischer Umfassung, und eben im Begriff, die französische Macht ganz und gar einzuschließen: jetzt dagegen an allen Punkten geworfen. Damals waren durch die vereinigte Autorität des Kaiserthums, der katholischen Ligue und der spanischen Streitkräfte das linke Rheinufer und der Strom selbst, die große Pulsader des mitteleuropäischen Lebens, in Abhängigkeit von ihr: jetzt beherrschten die Franzosen Lothringen, den Elsaß, den größten Theil des Rheingebietes; in dem innersten Germanien kämpften ihre Heere. Damals waren die Franzosen von den Zugängen zu Italien und der Seemacht im Mittelmeere so gut wie ausgeschlossen: jetzt hatten sie ein großes oberitalienisches Land inne, in Folge nicht etwa eines flüchtig gelungenen Ueberfalles, sondern oft wiederholter Kriegsunternehmungen in großen Feldzügen; ihre Flotten waren siegreich im ligurischen Meere und erschienen drohend vor den spanischen Häfen. Auf der pyrenäischen Halbinsel selbst, deren vereinte Kraft so lange den europäischen Mächten das Gesetz vorgeschrieben oder hatte vorschreiben wollen, war ein Kampf zweier großer Provinzen, von denen die eine sich als ein Königreich

darstellte, zum Ausbruche gebracht; die französischen Vorposten standen bis 60 Leguas vor Madrid. Und wie hingen alle diese Dinge so genau zusammen! Auf dem Reichstag in Regensburg machte die Nachricht von dem Abfalle Portugals einen für die Dauer noch nachhaltigeren Eindruck, als die Nähe der feindlichen Truppen, die sich bald entfernten. Der Kaiser ließ sich deßhalb zu religiösen Concessionen bereit finden, die er bisher immer abgeschlagen hatte.

War es nun die Gewalt der Waffen, die Ueberlegenheit eines großen politischen Talentes, der niemals rastende, jedes Mittel für erlaubt haltende Kunstgriff geheimer Einwirkungen, was diese Umwandlung hervorbrachte? Alles dieß hatte Antheil daran; aber der eigentliche Grund der Erfolge liegt in einem anderen Moment.

Was war und ist mächtiger in Deutschland, als der religiöse Gedanke: in Italien, als der Widerwille gegen die Alleinherrschaft fremden Einflusses: in Spanien, als das provinzielle Selbstgefühl? Alle diese Elemente des Lebens ergriff Richelieu im Laufe der Dinge bewußt oder unbewußt und rief sie zu Hülfe. Seine Politik gehörte dazu, um den protestantischen Tendenzen wieder Raum zu machen; er fand dann an ihrer Ursprünglichkeit und Macht, der man von der anderen Seite niemals Gerechtigkeit widerfahren ließ, einen um so nützlicheren, durch halbe Zugeständnisse nicht zu beseitigenden Verbündeten. In Italien hatte er die uralte Abneigung des Papstthums gegen eine vorherrschende Macht und den Ehrgeiz der mittleren oder der kleinen Staaten abwechselnd für sich. In Spanien erweckte er den Hader der sich gegenseitig abstoßenden landschaftlichen Bevölkerungen. Als das mächtigste Element des politischen Lebens in England darf man, wenn ich nicht irre, das Bestreben ansehen, dem Gesetz ausschließend die Herrschaft zu verschaffen, von keinem einseitigen Willen abzuhängen: in demselben begegneten sich protestantische und parlamentarische Ideen. Wenn sich Richelieu mit ihnen verbündete, so rief er

dem englischen Königthum einen Krieg hervor, durch welchen es in allen auswärtigen Unternehmungen gelähmt wurde.

Indem die in jedem Lande herrschenden Staatsgewalten von einer Macht, welche ihnen die Spitze bieten konnte, angegriffen wurden, erhoben sich allenthalben die in dem Innern ihnen entgegengesetzten Kräfte und traten mit dieser in Verbindung.

In Frankreich selbst hatte Richelieu die Idee der Monarchie für sich. In den blutigen Bürgerkriegen des vorigen Jahrhunderts hielten es die Träger der königlichen Gewalt schon für einen Ruhm, sie nur nicht fallen zu lassen: ein Genius ersten Ranges, durch seine Geburt dazu berechtigt, hatte sie dann glänzend und tapfer, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, geltend gemacht; nach ihm waren die Bürgerkriege wieder ausgebrochen; wie oft und wie dringend hatte dann die nationale Stimme die Herstellung einer kraftvollen höchsten Gewalt gefordert; diesem tiefen Bedürfnisse monarchischer Autorität lieh Richelieu seinen Arm in Frankreich. Das war die eigenthümlich großartige Stellung dieses Staatsmannes, daß die nationalen Bestrebungen der verschiedenen Länder ihn unterstützten: der Ehrgeiz von Italien, die Religion von Deutschland, in England der Sinn für parlamentarische, in Spanien die alte Gewohnheit provinzialer Selbständigkeit, in Frankreich der eingeborne Geist der Monarchie.

Bleiben wir wieder bei dieser stehen, so ward an beschränkende Formen nicht gedacht. Sollte man die Generalstände wieder beleben? Aber sie hatten sich immer als ein Tummelplatz der Factionen, keineswegs als Stützen der Schwächeren und Gefährdeten, sondern noch zuletzt als deren gefährlichste Widersacher gezeigt. Die Parlamente schlossen sich der Regierung lange Zeit lebhaft an; aber die Factionen, welche nach der höchsten Gewalt trachteten, hatten auch bei ihnen Eingang gefunden. Um sie zu dämpfen, durchbrach die Regierung alle alten Schranken. Sie ließ sich nicht nehmen, die, deren

Treue ihr verdächtig war, vor besondere Gerichtshöfe zu stellen: denn das sei das Recht des Königs; von ihm gehe die richterliche Gewalt aus. Die Gültigkeit ihrer Edikte wollte sie nicht mehr von der Verifikation der Parlamente abhängen lassen: denn nur der Gottheit allein sei der König für seine Absichten und Handlungen verantwortlich; wenn das Parlament zu entscheiden hätte, ob dieselben gerecht oder ungerecht seien, so würde er unter der Vormundschaft seiner Unterthanen stehen; der König wäre dann nicht mehr König. Die Idee von der königlichen Gewalt ward wie ein religiöses Dogma aufgefaßt, wer davon abwich, mit derselben Strenge und selbst unter ähnlichen Formen verfolgt, wie sonst die Ketzer.

Nun aber gab es im Reiche noch eine mächtige Körperschaft mit Gerechtsamen, die sich nicht vom Staate herleiten ließen, die katholische Geistlichkeit; eine der wichtigsten Fragen ist, wie sich die zu unbedingter Autorität aufkommende Staatsgewalt zu dieser verhielt.

Beziehungen zwischen Kirche und Staat.

Unter allen Nicht-Protestanten, die jemals gelebt haben, hat keiner ein größeres Verdienst um den Protestantismus, als dieser Cardinal, der seine politische Macht in Frankreich brach. Er hat ihn dagegen in Deutschland erneuert und in England auf die Bahn geführt, die ihn zu dem größten Welteinflusse fördern sollte. Im Kampfe gegen die kirchliche Uebermacht der durch Spanien geförderten katholischen Restauration erscheint er als der Nachfolger nicht allein Heinrichs IV., sondern selbst der Königin Elisabeth. Nach seinem Sieg über die hugenottischen Festungen und Kriegsmannschaften ließ er doch die Ausübung des reformirten Gottesdienstes dem Edikt von Nantes gemäß mit bewußter Absicht bestehen.

Von Zeit zu Zeit war davon die Rede, die Reformirten dennoch zur Einheit des Glaubens zurückzubringen. Der Car-

dinal nannte dem römischen Stuhle die Summe, welche er zur Bestechung der reformirten Prediger bestimmt habe; eine große Conferenz zwischen den Vorkämpfern der beiden Parteien dachte er zu veranstalten, überzeugt, daß das Resultat derselben zu Gunsten des Katholicismus ausfallen werde; dieß könnte man dann durch Edikte fixiren und deren Ausführung durch die öffentliche Gewalt handhaben. In Rom hielt man jedoch den Erfolg nicht für so sicher und wollte denselben wenigstens erst abwarten: ein Religionsgespräch vorläufig zu autorisiren, lief den alten Maximen der römischen Kirche entgegen, welche jede nationale Selbstbestimmung in religiösen Dingen verwirft. So viel entnehmen wir aus authentischen Mittheilungen.[1] Der Cardinal Richelieu mag dennoch an seinem Gedanken festgehalten haben; eine nicht zu verwerfende Ueberlieferung ist, er habe sich Auszüge aus den Kirchenvätern über die Streitfragen, auf die es ankam, anfertigen lassen und dabei diese erst recht kennen gelernt; er habe reformirten Predigern sogar dogmatische Zugeständnisse, z. B. in Bezug auf den Begriff der Transsubstantiation, angekündigt.[2] In der That erschienen bald von der einen, bald von der anderen Seite Controversschriften in versöhnendem Sinne, welche die Aufmerksamkeit wie der eifrigen reformirten Theologen, so der päpstlichen Nuntiatur erregten. Der Nuntius Scotti rechnet es sich in seinem Berichte zum Verdienste, daß er Schriften dieser Art dem heiligen Officium, von dem sie dann verboten worden seien, angezeigt und Predigten in demselben Sinne, die schon vieles Aufsehen machten, in Paris selbst Einhalt gethan habe. Denn die römische Curie wollte überhaupt von keiner Vermittlung hören; man forderte dort einfach ein Verbot der Ausübung des reformirten Ritus, und die Artikel des Ediktes von Nantes untersuchend, glaubte man Bestimmungen darin zu entdecken, durch welche sich das moti-

[1] Bei Nicoletti: Vita di Papa Urbano. (Ms. Rom.)

[2] Rich. Simon, Lettres choisies I, 1. Bayle s. v. Amyraut.

viren lasse. Ich finde nicht, daß Richelieu darauf eingegangen wäre. Es schien ihm genug, daß durch die kirchlichen Synoden selbst jede Einmischung der Prediger in die politischen Angelegenheiten verpönt, diesen ohne Erlaubniß ins Ausland zu reisen verboten ward, alle fremden Prediger von ihren Stellen ausgeschlossen wurden.[1] Sein Sinn war, sie zu nationalisiren und allein auf den Kirchendienst anzuweisen. Dagegen konnten auch seine Verbündeten nichts einwenden, denen er sich als den Beschützer der reformirten Kirche darzustellen liebte. Die Reformirten selbst, mancher Unbill zum Trotz, die sie von untergeordneten Behörden erfuhren, schlossen sich dem Königthume mit Eifer an. Wie bei der Abwehr der Angriffe von 1636, so haben sie in dem Krieg an der spanischen Grenze mit den Anstrengungen der Katholischen gewetteifert. Die Regierung gestattete ihnen, zerstörte Orte, wie Privas, wieder aufzubauen, wohl nicht aus Zuneigung, aber um den Ausfall in den Steuerraten zu decken, der durch die Verwüstung entstanden war. Nicht mehr die eigene Macht, sondern die Autorität und der Wille der Regierung, ihre politischen Verhältnisse und finanziellen Interessen bildeten jetzt die Sicherheit der französischen Reformirten. So wünschenswerth auch immer der Cardinal die kirchliche Vereinigung fand, so urtheilte er doch und sprach es aus, daß dieselbe nicht durch Mittel zu suchen sei, die dem Staate Gefahr oder Schaden bringen könnten.

Mit dem Papstthume ging Cardinal Richelieu ohnehin keineswegs so durchaus Hand in Hand.

Den Grund und Ursprung der Differenzen, die niemals beizulegen waren, erkennt man, wenn man aus den Berichten der Nuntien ersieht, daß der Cardinal nach seinen Siegen über Rochelle und den Herzog von Rohan, auf das große Verdienst sich stützend, das er sich dadurch erworben habe, den Wunsch zu erkennen gab, zum Legaten des römischen Stuhls in Frankreich

[1] Vialart, Histoire du ministère du C. de Richelieu II, 298.

ernannt zu werden, wie einst der Cardinal von Amboise. Wie die weltliche, so wollte er auch die geistliche Regierung des Reiches verwalten und sie beide in Einer Hand vereinigen. Ob er, wenn ihm dieß gewährt worden wäre, nicht vielleicht strengere Maßregeln gegen die Reformirten genommen hätte, wer will es sagen? Die ganze Lage hätte sich dann verändert. Aber in Rom wollte man, wie sich denken läßt, davon nichts hören. Man brauchte dort das einleuchtende Argument, daß ein solcher Vorgang die gleichen Forderungen an dem spanischen, selbst an dem kaiserlichen Hofe veranlassen, die universale Autorität der höchsten geistlichen Macht auf das Spiel setzen würde.

Ebenso wies man in Rom den Antrag zurück, den Cardinal zum Coadjutor des Kurfürsten von Trier zu machen, der von beiden gemeinschaftlich gestellt wurde. Denn das würde, so sagte man dort mit Recht, den Concordaten der deutschen Nation, nach denen nur ein Deutscher zu einer Stellung dieser Art befördert werden könne, entgegenlaufen.

Und nicht allein in diesen äußersten Spitzen seines geistlichen Ehrgeizes setzte sich Papst Urban VIII. dem Cardinal entgegen: er versagte ihm auch minder bedeutende Gnaden, z. B. das Generalat der drei alten Orden von Clugny, Citeaux und Prémontré, zu dem er bereits gewählt worden war; er lehnte standhaft ab, den Pater Joseph mit dem Purpur der Cardinäle zu bekleiden: denn eben das sei der Mann, welchem die Welt die Fortsetzung der Kriege, die Verbindung Frankreichs mit den Protestanten, den Ruin unzähliger Kirchen zuschreibe; er beklagte sich überhaupt über die Verwendung hoher Geistlicher zu weltlichen und militärischen Geschäften, die zumal dann Anstoß gab, wenn man einen Cardinal wie Lavalette zur Seite des lutherischen Herzogs von Weimar streiten sah. Er weigerte sich ferner, die geistlichen Prärogativen französischer Könige in den neu unterworfenen Ländern in Uebung kommen zu lassen. Wenn Richelieu die unter Beobachtung der kirchlichen Formen vollzogene Vermählung des Herzogs von Orleans

mit einer Prinzessin von Lothringen für nichtig erklären ließ, so widersprach dieß allen Grundsätzen von Rom; der Papst konnte es nicht billigen.

In diese immer steigenden Mißverhältnisse griff ein Gegensatz am päpstlichen Hofe selbst, der Hader zwischen den beiden Nepoten des Papstes, ein. Der ältere, Francesco Barberini, dem die Regierungsgeschäfte oblagen, galt für spanisch gesinnt; der jüngere, Antonio, der nach höherem Einflusse strebte, hielt sich an Frankreich. Da nun Ludwig XIII. die Comprotection von Frankreich eben auf Antonio übertragen wollte, so fand das in Rom officiellen Widerstand. Die außerordentliche Nuntiatur in Frankreich verwaltete damals Julius Mazarini, der hauptsächlich durch Antonio's Einfluß befördert worden war und sich nun mit Leib und Seele an die Männer anschloß, die damals die französische Regierung in der Hand hatten. Daß er in Folge spanischer Gegenwirkung von Francesco Barberini plötzlich abberufen ward, hielt König Ludwig XIII. beinahe für eine Beleidigung. Eigentlich geschah es auf den vereinigten Rath Antonio's und Mazarini's, welche beide die nachgiebige Haltung des bisherigen Gesandten für schädlich hielten, daß ein Mann von härterem Stoffe, der Marschall d'Estrée, der schon einst in der valtellinischen Sache der Kurie widerwärtig geworden war, nach Rom geschickt wurde, um die Rechte der französischen Krone kräftiger wahrzunehmen.[1] Hierüber aber erfolgte, was nicht ausbleiben konnte: in kurzem brach die offene Entzweiung aus. Ein unter dem Schutze der französischen Krone stehendes Asyl ward verletzt, ein der Hausgenossenschaft des französischen Gesandten angehörendes Individuum in Rom meuchelmörderisch umgebracht. Dagegen wollte die französische Regierung den Nuntius nicht anerkennen, den man ihr von Rom schickte; sie verbot den Prälaten allen Verkehr mit demselben: dieser ließ

[1] Richelieu an Mazarin: il ne s'est rien fait en cela que par votre conseil. Aubéry, Histoire du C[l] Mazarin.

verlauten, daß es in Frankreich Prälaten gebe, auf deren Ergebenheit der römische Stuhl zählen könne.

In der That bemerkte man schon seit einigen Jahren in dem französischen Clerus eine wachsende Widersetzlichkeit gegen den Cardinal.

Der vornehmste Grund derselben lag in den immer höher steigenden Geldansprüchen der Regierung an die Geistlichkeit, während diese doch die ihr eigenthümlichen Gesichtspunkte in der Politik zurücktreten sah. In der Versammlung von 1641 begegneten sich abermals gleichsam zwei verschiedene Zeitalter. Die Bischöfe haben in Erinnerung gebracht, daß sie dem König in seinem Krieg eigentlich nur mit ihren Gebeten zu Hülfe zu kommen verpflichtet seien; sie mißbilligten es, daß man sich bei dem Krieg allzusehr auf weltliche Mittel verlasse. Dagegen aber ist es von Einem aus ihrer Mitte als eine Meinung, an der kein guter Franzose zweifle, bezeichnet worden, daß das gesammte Kirchengut dem Könige gehöre, der es einziehen könne, wenn er den Geistlichen nur so viel lasse, um davon zu leben. Die Zeit der ersten Ansicht war für Frankreich nicht mehr, die der anderen sollte erst um Vieles später eintreten. Der Cardinal erlangte endlich eine sehr ansehnliche Bewilligung, aber nicht ohne heftigen Kampf. Zwei Erzbischöfe, vier Bischöfe hat er von der Versammlung geradezu ausgeschlossen, um in derselben Meister zu bleiben.

Man warf dem Cardinal vor, er wolle die Geistlichen ihrer Immunitäten berauben, wie die Güter dem Fiscus, so die Personen dem weltlichen Gericht unterwerfen; er sehe in der Ehe nur einen Civilcontract; sehr absichtlich lasse er das Gedächtniß an die alten gallicanischen Freiheiten auffrischen; sein Sinn sei, ein Schisma zwischen Rom und Frankreich hervorzubringen, durch List und Gewalt sich zum Patriarchen von Gallien zu erheben.

Richelieu trug Sorge, diese letzte Beschuldigung nicht Wurzel schlagen zu lassen; sehr ausdrücklich ließ er sie widerlegen;

aber sie hielt ihn nicht ab, die Ansprüche der clericalen Unabhängigkeit mit allen Waffen der Staatsgewalt zurückzuweisen und in der Literatur zu bekämpfen. In Schriften, die unter seiner Autorität erschienen sind, so gemäßigt sie sich übrigens halten, wird doch selbst auf den Grund altpatristischer Aussprüche die Lehre erneuert, daß die Kirche im Staate, nicht der Staat in der Kirche sei.[1]

Die Opposition Edmund Richers gegen die Prärogativen des Papstthums zu dämpfen, hatte Cardinal Richelieu selbst vorzüglich beigetragen. Eine Formel der Retractation wurde Richer vorgeschrieben, kraft deren es unmöglich werden sollte, die Idee der Kirche von der Idee des Papstes zu trennen, in der Sorbonne ein Eid eingeführt, in welchem auch die päpstlichen Decrete beschworen wurden. Richelieu meinte jedoch damit nicht sich ganz auf die Seite des Papstthums zu stellen. Auch die Beschlüsse der allgemeinen Concilien wurden beschworen, zum Zeichen, daß die Decrete der Päpste diesen nicht entgegenlaufen dürften, ja sogar die Decrete der Sorbonne selbst, weil darin die Vorrechte der Krone wahrgenommen seien.

In der Sorbonne gab es noch einzelne Richeristen; aber im allgemeinen hatte die Partei Duvals die Oberhand. Der päpstliche Nuntius macht eine ganze Anzahl von Doctoren namhaft, gute Prediger oder treffliche Federn in lateinischer oder französischer Sprache, welche parteiisch für die Vorrechte des römischen Stuhles eingenommen seien; nur Einen oder Zwei bezeichnete er als Vertheidiger der königlichen Autorität. Dagegen hatte der Cardinal in der Literatur andere Verfechter gefunden. Wir wissen, wie eifrig sich die Jesuiten bisher für die Strenge der kirchlichen Idee ausgesprochen hatten: ein Mitglied des Ordens, Nicolas Caussin, der zum königlichen Beichtvater ernannt worden war und dann dieselbe

[1] De consensu Hierarchiae et Monarchiae lucubratio Isaaci Haberti, lib. V. p. 6.

mit großer Rücksichtslosigkeit hervorkehrte, wurde dem Cardinal, den er dadurch bei dem König in Mißcredit zu bringen und zu stürzen suchte, wenn nicht eigentlich gefährlich, doch sehr widerwärtig. Indem Richelieu ihn entfernte, hielt er jedoch für gut, ihm einen Nachfolger aus demselben Orden zu geben, zufrieden, daß dieser versprach, wenn ihm in der Staatsverwaltung etwas verwerflich erscheine, zuerst sich eine Erläuterung von dem Conseil darüber auszubitten, dann auch nöthigenfalls eine geistlich-weltliche Berathung darüber zu veranlassen und sich an den Ausspruch zu binden. Ueberhaupt — wer hätte es glauben sollen? — in dem Streite der beiden Gewalten waren die Jesuiten jetzt für den Staat. Der Nuntius Scotti beklagt sich, von diesen alten Vertheidigern der päpstlichen Prärogative werde diese jetzt am meisten hintangesetzt; ihn selbst wage Keiner zu besuchen, aus Besorgniß, damit den Unwillen der königlichen Minister auf sich zu laden; er billigt, daß einige ihrer Schriften in Rom verboten worden seien, und spricht den Wunsch aus, daß die Revision der zu druckenden Bücher den Provinzialvorstehern der Gesellschaft, als in deren Händen sie keinen Nutzen stifte, wieder entzogen werden möge. Zu seinem Verdrusse schlossen sich die Jesuiten auch den Reunionsideen des Cardinals an. Die Rollen waren gleichsam vertauscht. Je mehr sich die Sorbonne der Anerkennung der kirchlichen Ideen hingab, um so mehr entfremdeten sich die Jesuiten derselben.[1]

Bei dem unberechenbaren Einfluß einer herrschenden Doctrin auf die Gemüther und die allgemeinen Ueberzeugungen war es schon immer ein Gesichtspunkt der Staatsgewalt gewesen,

[1] Scotti, Relatione della nunziatura de Francia, April 1641: Gesuiti professando una totale ritiratezza, dubbiosi sempre nell' accostarsi al nuntio di non perdere appresso ministri regii —, — J Gesuiti che dovrebbero essere come altre volte defensori della santa sede più degli altri la pongono in compromesso, ma con non poca confusione, venendo a soggiacere alla censura de Sorbonisti per mostrarsi questi presentemente partialissimi della medessima. (Bibl. Corsini zu Rom.)

einen solchen Gegensatz zu schaffen und zu erhalten. Franz I. hatte deßhalb den Humanisten eine Stelle an der Universität verschafft und die Regungen kirchlicher Abweichung in den Gelehrten begünstigt. War es aber nicht ein ähnlicher Gesichtspunkt des Widerstrebens gegen einen allein herrschenden Lehrkörper, dem die Jesuiten, wenn auch nicht ihre erste Beförderung in Frankreich, aber doch ihre Wiederherstellung durch Heinrich IV. verdankten? In den wichtigsten Fragen hatte dieser Fürst den mächtigen Orden auf seiner Seite. Aber zuerst mit vollem Bewußtsein von der Sache sah Richelieu, wie das politische Testament zeigt, den Vortheil der Regierung und des Landes in ihrem Gegensatze. Denn wenn, so heißt es da, die Universitäten das Lehramt ausschließend besäßen, so würden sie auf ihre alten widerwärtigen und nachtheiligen Anmaßungen zurückkommen. Allerdings dürfe man dasselbe eben so wenig einer Gesellschaft überlassen, die, so genau in sich verbunden, von einem in der Fremde lebenden Oberhaupt abhänge und dabei so viel Gewandtheit in den Dingen der Welt besitze; sie würde sich sonst leicht durch ihre Schule aller Stellen im Staate bemächtigen und diesem, einem auswärtigen Einflusse nachgebend, vielleicht einmal furchtbar werden.[1] Seine Meinung und sein Rath sind, die beiden Corporationen neben einander bestehen zu lassen; denn selbst durch ihren Wetteifer würden sie dem Lande nützlich werden.

Indem aber erschien in ihrer Mitte noch eine dritte Schule und Partei, die der Jansenisten, die eine nicht minder eigenthümliche Stellung in Bezug auf die kirchliche Verfassung einnahmen, als in Bezug auf die Lehre.

Während Jansen in Löwen die Begriffe von Gnade, Sünde und Vergebung in dem Sinne der ältesten Kirche wieder zu erneuern suchte, war zu Paris dessen einverstandener Studiengenosse und Freund, du Verger de Hauranne, Abbé von Saint-

[1] Une compagnie, qui se gouverne plus qu'aucune n'a jamais fait, par les lois de la prudence — s'adonnant à dieu sans se priver de la connoissance des choses du monde (chap. II, sect. X).

Cyran, eifrig bemüht, sie durch strenge Askese, die von der Nothwendigkeit innerlichster Umwandlung ausgeht,[1] zu bewähren. Aber überdieß machte er zu seiner besonderen Aufgabe, die ursprüngliche Idee der alten Kirche von den hierarchischen Gewalten in gelehrten und lebendigen Flugschriften zur Anschauung zu bringen. Er that dieß in ausdrücklichem Gegensatze mit den Jesuiten, die damals mit dem die bischöfliche Autorität in England vertretenden Ordinarius zerfallen waren und die Absicht verriethen, die regelmäßigen Kirchengewalten zu erniedrigen. Der Clerus, hierdurch beleidigt und gefährdet, war glücklich, zu seiner Seite einen so tiefsinnigen und schlagfertigen Verfechter zu finden, wie Saint-Cyran, „der sich an dem Mark der alten Kirchenlehrer genährt habe.“ Saint-Cyran hält an dem göttlichen Rechte des Bisthums fest, das er überall voraussetzt; er erklärt die bischöfliche Ordnung für unerläßlich in jeder kirchlichen Gemeinschaft; in der geordneten Hierarchie sieht er eine Repräsentation des Erlösers.[2] Das wiedererwachte Studium der Kirchenväter hatte, wo es mit ernstlicher Aneignung geschah, die Ueberzeugung hervorgebracht, daß die Kirche, wie sie bestand, von ihrem Urbilde selbst in der alten lateinischen Welt weit abgewichen sei und dahin zurückgeführt werden müsse. Auch Saint-Cyran war davon durchdrungen; er wünschte und glaubte, daß eine Reformation der Kirche durch die Prälaten, die von dem Lichte der Wahrheit erleuchtet sein würden, bevorstehe.

Bei einer solchen Ansicht von der Autonomie und Würde des Bisthums mußte nun Saint-Cyran mit allen bestehenden Zuständen brechen. Er war nicht für die Alleinherrschaft des Papstthums in der Kirche; aber noch lebhafter verwarf er eine Transaction, wie das Concordat, auf welcher die französische Kirchenverfassung schon so lange Jahre beruhte. In dem Streit

[1] Ueber die doctrinelle Grundlage sei es mir verstattet mich auf meine Geschichte der Päpste zu beziehen, Bd. III.

[2] Episcopatus fons omnis sacerdotalis operationis; ut episcopus refert Christum, sic episcopum refert parochus. (Aurelius.)

über die Gültigkeit der Ehe des Herzogs von Orleans nahm er gegen den Hof, der sie anfocht, Partei; die Rechte des Staates verschwanden ihm vor der Bedeutung des Sacraments.

Und täglich gewann Saint-Cyran in Paris größeres Ansehen. In einem reformirten Nonnenkloster, dem vor kurzem nach Paris verlegten Portroyal, dessen geistliche Leitung ihm zu Theil geworden, ward jedes seiner Worte als ein Orakel verehrt. Er war einer von den Männern, die im ernsten Gespräch oder im Briefwechsel, sowie die unmittelbaren Beziehungen zu dem individuellen geistlichen Leben hervortreten, noch größere Gaben entwickeln als in der Literatur. Ein ungeheures Aufsehen machte es, als ein junger Parlamentsadvocat, zu dessen Reden alles herbeiströmte und der in dem Selbstgefühle zu schwelgen schien, das die allgemeine Bewunderung hervorbringt, plötzlich unter Saint Cyrans Leitung sich entschloß, auf den Glanz der Gegenwart und die Aussichten der Zukunft Verzicht zu leisten und sich einem Einsiedlerleben nach dem Begriffe zu widmen, wie ihn sein Meister in dem Studium der Kirchenväter sich gebildet hatte.

Einen Mann von so viel Eifer, Autorität und von einer solchen Macht über die Gemüther konnte eine Regierung wie diese in einem ihr doch sehr entgegengesetzten Sinne nicht lange wirken lassen. Pater Joseph, wie seine Freunde sagen, „die getreue Schildwache, welche die Feinde der Kirche von fern entdecke,“ [1] hielt dafür, daß Saint Cyran, der abweichende Meinungen hege und verbreite, seine Freiheit nicht länger genießen dürfe. Er wirkte bei dem König einen Befehl zu seiner Verhaftung aus. Mit dem Cardinal, dem man gewöhnlich diese Gefangensetzung zugeschrieben hat, war er ohne Zweifel einverstanden.

[1] Ce père eut avis, que l'abbé de St. Cyran Basque, qu'il connoissoit de long temps, continuoit à publier plusieurs opinions nouvelles — d'une dangereuse consequence — — de sorte que le roy en étant averty commanda, qu'on le mit prisonnier dans le bois de Vincennes. Mem. des P. Joseph.

Man sieht, was sich auf diesem Gebiete noch regte: die Regierung hielt einen Act der Gewalt für gerechtfertigt, um sich einer noch erst keimenden kirchlichen Opposition zu entledigen.

Letzte Empörungsversuche und Kriegserfolge.

Im Jahr 1641 traten die Spanier noch einmal mit einem Prinzen von Geblüt, dem Grafen von Soissons, und einigen anderen französischen Großen in Verbindung.

Wir berührten, wie Soissons sich nach Sedan zurückzog, wo ihm dann auf vier Jahre sich aufzuhalten gestattet wurde; ein höchst anomaler Zustand, denn er blieb zugleich im Besitze seiner Hofcharge und seines Gouvernements und traf von dort aus Anordnungen in diesen Eigenschaften, z. B. auch für den königlichen Hofhalt. Beim Ablaufe der Zeit ließ ihm Richelieu die Erwartung ausdrücken, daß er zurückkommen werde. Aber Soissons hatte keine Neigung, weder auf seine Stellung Verzicht zu leisten, noch sich in den Bereich der Gebote des Cardinals, den er persönlich haßte, zurückzubegeben. Indem er an dem Besitzer von Sedan, Bouillon, hierbei Rückhalt suchte und fand, gesellte sich ihm auch das damalige Oberhaupt des Hauses Guise zu. Herzog Carl von Guise und dessen ältester Sohn waren beide in Italien gestorben: die Nachfolge im Hause fiel auf Heinrich von Guise, Erzbischof von Rheims und Inhaber von gar manchen anderen überaus reichen Pfründen. Er leistete jetzt auf seine geistlichen Rechte und Vortheile Verzicht und vermählte sich; aber bei der Vertheilung seiner Pfründen gerieth er in Zwist mit Richelieu; unternehmend wie seine Altvordern bis zum Abenteuerlichen, weigerte auch er sich, dem Gewalthaber Gehorsam zu leisten, und begab sich nach Sedan. So vereinigten sich die Fortsetzer des vornehmsten katholischen und eines der vornehmsten protestantischen Häuser mit einem unternehmenden Prinzen von Geblüt; man wolle sie, so heißt es

in einem Briefe Guise's, von einander trennen und treibe sie zum Aeußersten; ihr Heil hänge nur noch von der Kraft ihrer Entschlüsse und ihrer Schwerter ab.

Kein Wunder, daß die Spanier diese Bewegung beförderten und anschürten. In der That hätte ihnen zur Abwehr der eben gegen die Niederlande gerichteten Angriffe nichts erwünschter kommen können. Noch waren sie, unterstützt von den Kaiserlichen, stark genug, um den Franzosen im offenen Felde zu widerstehen, wie sie 1639 bei Thionville die Oberhand behielten; aber seitdem hatte Richelieu sein Augenmerk auf Artois gerichtet: denn diese Provinz, so bemerkte er, gehöre zu den alten Domänen der Krone und könne behalten werden, wenn man sie erobere; er hatte unter großen Anstrengungen Hesdin, Arras und so eben Aire in seine Hand gebracht. Die Spanier glaubten mit Grund, daß die in Sedan ausbrechende Empörung den französischen Waffen eine andere Beschäftigung geben würde; aber noch viel größere Erwartungen und weitreichende Pläne knüpfte man auf allen Seiten daran. Bouillon erklärte, er wolle Frankreich und die Welt von der Tyrannei des Cardinals Richelieu befreien und nicht ruhen, bis ihm dieß gelungen sei. Die Absicht ward gefaßt, eine allgemeine gegenseitige Herausgabe der Eroberungen zur Bedingung des Friedens zu machen.[1] Die Spanier hielten sich ihrer Sache so sicher, daß sie sagten, sie würden nicht mehr begehren, wenn sie auch die Hälfte von Frankreich einnehmen sollten.

Die Manifeste, in denen die verbundenen Großen ihren Krieg ankündigten, sind vor allem gegen den Cardinal gerichtet. Merkwürdig, wie sich der Graf von Soissons über die

[1] Artikel 4 des Vertrages im Archiv zu Brüssel: qu'il sera déclaré et donné des assurances suffisantes de restituer toutes les places du pays que l'on pourroit occuper en France, toutefois que sera fait le même des places qui sont maintenant occupées par les armes de France des Suédois de Weymar en l'empire, Bourgogne, Lorraine et dans les provinces des pays bas.

Gelderhebungen aus den geistlichen Gütern ausdrückt. Man halte mit dem Ertrage Corsaren auf dem Meer unter Führung eines Erzbischofs und kirchenräuberische Soldaten zu Land unter Führung eines Cardinals. Die Anklage schismatischer ehrgeiziger Absichten wird auch von ihm wiederholt.

Es ist versichert worden, daß in Paris, ja in der Bastille selbst, wo die von Richelieu Verbannten lebten, eine Erhebung gegen ihn vorbereitet worden sei. Hugo Grotius findet auffallend, daß eine Bewegung, die offenbar den Spaniern zum Vortheile gereichen müsse, dennoch in der Hauptstadt Beistimmung und Sympathien fand; er bestärkte sich dadurch in der Meinung, daß das Volk ohne Urtheil sei und nur nach Veränderungen verlange.

Die Unternehmung hatte einen Moment großer Aussicht. Ein namhafter kaiserlicher General, Lamboy, war mit einer stattlichen Truppenmacht bei Sedan angekommen; als er Miene machte, oberhalb der Stadt über die Maas zu gehen und dann in Vereinigung mit dem Prinzen in die Grenzen der Champagne einzubrechen, kam es zu einem Zusammenstoß — auf der Höhe von Marfée, 6. Juli 1641 — bei welchem die Franzosen, Anfangs im Vortheil, bald darauf in plötzlichem Schrecken in die Flucht getrieben wurden. Ihre Reiterei, der man einen Theil ihres Soldes abgezogen hatte, wollte nicht fechten. Oder machte, wie man gesagt hat, die Anwesenheit eines Prinzen von Geblüt in den Reihen ihrer Feinde wirklich noch einmal Eindruck auf sie? Aber über allen Unternehmungen gegen den Cardinal schwebte gleichsam ein vom Schicksal bestimmtes Unheil. Dieser Prinz hat seinen Erfolg nicht einmal erlebt. Als er, gleich am Beginne der Schlacht, seine im ersten Anlauf auseinandergetriebenen Reiterschaaren wieder zusammenbrachte und diese dann nochmals zersprengt wurden, in dem Getümmel, wo man Freund und Feind nicht unterscheiden konnte, hat ein französischer Gend'arme, der ihn nicht kannte, seine Pistole, sie ihm beinahe vor die Stirn setzend, abgefeuert und ihn umge-

bracht.[1] Der Sieger erlag noch vor dem Siege, und mit seinem Tode ward jeder Vortheil der Seinen unnütz. Guise wandte sich nach Brüssel, Bouillon war glücklich, seinen Frieden machen zu können.

Wie ein fortdauerndes Ungewitter begleiten diese Stürme das Leben des Cardinals. Früher hatten sie ihre vollen Schrecken und Gefahren unmittelbar über seinem Haupt entladen: jetzt, indem sie sich schon zertheilen und ihre Donner verhallen, suchen sie ihn mit einzelnen Schlägen heim; aber sie treffen ihn nicht.

Von Zeitgenossen, die in einer ähnlichen Lage waren, wie Lerma, Olivarez, Eggenberg, Buckingham, Concini, Luynes, unterschied sich Richelieu dadurch, daß er nicht eigentlich als Günstling seines Königs angesehen werden konnte, noch viel weniger seine Autorität auf persönliche Gunst gebaut hatte. Vielmehr hatte er unaufhörlich mit denen zu streiten, welche diese Gunst besaßen und ehrgeizige Pläne darauf gründeten. Barradas, der schon einmal den König ganz in seinen Händen zu haben meinte, Saint-Simon selbst, der sich um den Cardinal große Verdienste erworben, ihm aber später Widerstand geleistet hat, der tapfere Toiras und der Beichtvater Caussin in seiner ehrgeizigen Frömmigkeit, junge Damen, zu denen der König eine unschuldige Neigung hegte, aus der Umgebung seiner Gemahlin, und die dann den Gegnern des Cardinals ihr Ohr liehen, die Damen Hautefort und Lafayette: alle erfuhren nach einander die Macht seines Unwillens und mußten vor ihm weichen. Endlich gab Richelieu einen jungen Mann aus seiner näheren Verbindung, Sohn des Marquis Effiat, der ihm besonders durch strenge und geordnete Verwaltung der Finanzen nützlich geworden war, dem König an die Seite.

Henri d'Effiat, Marquis de Cinqmars, war ein ungewöhn-

[1] Die Hauptberichte von beiden Seiten, Bouillons, bei Montrésor II, 309, und Chatillons, stimmen hierin zusammen.

lich wohlaussehender junger Mensch; er besaß jene Anmuth des Betragens, die durch die bloße Erscheinung fesselt; in kurzem gewann er die volle Gnade Ludwigs XIII. und erlangte durch die vereinigte Unterstützung des Königs und des Ministers die Würde eines Oberstallmeisters, eine der obersten in der Rangabstufung des Hofes. Richelieu sah ihn als seine Creatur an und meinte unbedingt auf ihn zählen zu dürfen. Aber gar bald zeigte Cinqmars einen sehr unbequemen, nicht zu befriedigenden Ehrgeiz. Er wollte Duc und Pair sein, Truppen führen, im Conseil sitzen, sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Gonzaga vermählen. Richelieu suchte ihn auf seine Stelle zurückzuweisen, gab ihm seine Unterordnung zu fühlen, spottete wohl über seinen Mangel an militärischem Talent. Hierdurch persönlich gereizt, schlug sich Effiat zu den Gegnern des Cardinals; er schmeichelte sich, den König selbst auf diese Seite zu ziehen. Wie man von einem Kalifen erzählt, er habe, als er den Zusammenfluß des Volkes an dem Hause seines Wesirs sah, sich zuerst glücklich gepriesen, weil dieser ihm die Last der Regierung abnehme, aber am anderen Tage doch die größte Empfindlichkeit dagegen kundgegeben, weil ihm die Würde und Ehre der Herrschaft auf diese Weise verloren gehe: so war auch Ludwig nicht ohne Anwandlung übler Laune über die Macht des Cardinals; er hörte wenigstens auf die Afterreden des Günstlings, zumal wenn dieser dem Sparsamen die Geldausgaben des Ministers in Erinnerung brachte.[1] Hat nun aber Cinqmars, hierdurch ermuthigt, auf den Sturz oder gar den Tod des Cardinals gedacht, so darf man mit Sicherheit sagen, daß der König so weit nicht mit ihm ging; er hat ihm oft erklärt, er könne den Dienst des Cardinals nicht entbehren.[2] Ludwig streifte

[1] In einem wahrscheinlich zur Fortsetzung der Memoiren bestimmten, ganz im Style derselben verfaßten Aufsatze (bei Avenel) bezeichnet Richelieu als die Absicht Effiats: de faire oster l'autorité, la liberté et la vie non seulement à son bienfaiteur, mais à celui de toute sa maison.

[2] Mémoire de M^{r} de Fontrailles: qu'il ne vouloit en façon quel-

zuweilen hart an Handlungen hin, die seine Moral oder seine Politik verwarf; aber niemals beging er sie. Cinqmars dagegen ward durch die Besorgniß, von Richelieu durchschaut zu sein und seine Rache fürchten zu müssen, auf dem einmal betretenen Weg immer weiter getrieben. Er hat schon mit Soissons in Verbindung gestanden: nach dessen Untergange wußte sein Freund de Thou, der Sohn des Geschichtschreibers, durch seine Beredtsamkeit den kaum versöhnten Bouillon wieder in das gefährliche Geheimniß einer Verschwörung zu verflechten; Sedan sollte aufs neue der Mittelpunkt einer Unternehmung werden. Und da das damalige Frankreich ohne einen Prinzen von Geblüt eine solche nicht denken konnte, so ward der Herzog von Orleans herbeigezogen; dann begab sich ein Vertrauter von Cinqmars, Fontrailles, im tiefsten Geheimnisse nach Spanien und brachte daselbst nach dem Muster des mit Soissons geschlossenen Vertrages einen Bund zu Stande, kraft dessen diese Macht die Verschworenen mit Geld und Volk zu unterstützen versprach, gegen die Bedingung, daß bei einem künftigen Frieden alle von Frankreich über seine Nachbarn gemachten Eroberungen herausgegeben würden. Richelieu befand sich bereits in einer ziemlich unangenehmen Lage; man bemerkte in der Nähe des Königs einen ihm entgegengesetzten Einfluß; Manche hielten seine Ungnade, seinen Fall für möglich, und überdieß riefen die Nachrichten, die man in den Zeitungen las oder durch die eingehenden Briefe erhielt, sowie die umlaufenden Gerüchte eine unbestimmte Besorgniß hervor, ein Mißbehagen, wie es einem stürmischen Ereignisse vorauszugehen pflegt. Da fiel aber dem Cardinal, man hat niemals erfahren, auf welche Weise, dieser Vertrag in die Hände. Er säumte nicht, ihn dem Könige zuzusenden, der davon auf das tiefste betroffen wurde.

conque l'éloigner des affaires et se priver du service qu'il croyoit recevoir de luy et qu'il ne luy avoit célé que lorsque S. Em. se déclaroit ouvertement son ennemi, il ne le pourroit plus conserver. Mémoires de Monpesat I, 305.

Einen Augenblick zweifelte Ludwig XIII. an der vollen Wahrheit der Thatsache: als er überzeugt war, hörte man nur noch Aeußerungen des Erstaunens von ihm.[1] Mochte nun die Gunst, in welcher Cinqmars bei ihm stand, so entschieden und ausgesprochen sein, wie sie wollte, so war er nach dieser Entdeckung verloren. Der König erklärte, er überlasse ihn den Richtern, um nach ihrem Gewissen mit ihm zu verfahren. Cinqmars und de Thou haben sich durch die Rückhaltlosigkeit, die sie bei ihrem Verhöre, die Zuversicht und den Muth, den sie bei ihrer Hinrichtung bewiesen, ein Andenken auf immer gesichert. Die Richter fühlten sich von Mitleiden für ihre Jugend, von Theilnahme für das Talent, das sich in ihren Aeußerungen zeigte, von Bewunderung für ihre moralische Haltung durchdrungen; aber Gnade ließen sie ihnen darum nicht widerfahren.

Indem der Cardinal noch einmal über die inneren Feinde triumphirte, hatten die von ihm geleiteten Truppen auch im Feld allenthalben die Oberhand.

In Deutschland hielten es im Herbste 1641 die französischen und die schwedischen Heerführer für das Beste, sich wieder von einander zu trennen, unter anderem auch deßhalb, weil sonst die Deutschen, die im Dienste der beiden Kronen standen, das Unwürdige eines solchen Verhältnisses gewahr werden und sich untereinander vereinigen dürften. Guébriant wandte sich nach dem noch unerschöpften Jülicher Lande. Auf dem Wege gelang es ihm, die Directoren, Officiere und Mannschaften des weimarischen Heeres dazu zu bringen, daß sie ihren Anspruch auf Selbständigkeit wieder fallen ließen und in ihm einen General ganz mit den Befugnissen anderer militärischen Führer anerkannten. Noch stolz über das, was ihm bei Sedan gegen die Franzosen gelungen, suchte Lamboy auch dieses Heer auf: von dem aber — bei Kempten, Januar 1642 — ward er völlig

[1] des Noyers à Chavigny, 13. Juni, bei Cousin, M^me de Chevreuse 106.

geschlagen, er gerieth hier selbst in Gefangenschaft. Guébriant eroberte Neuß, wie Kempten, und stellte nun dort in langem Aufenthalt die Kräfte seiner Truppen wieder her. Es war eben die rechte Zeit, als er sich im Herbste 1642 entschloß, den Rhein aufs neue zu überschreiten und sich den Gebieten zu nähern, wo die Schweden und die Kaiserlichen schlugen. Torstenson nämlich war nach Mähren gedrungen, zurückgewiesen worden, wieder vorgedrungen und der Kaiserlichen in Sachsen bei Leipzig Meister geworden. Doch hätte er sich nicht behaupten können, wäre nicht Guébriant soeben in Thüringen erschienen. Hierauf aber überließen ihm die Kaiserlichen Leipzig; Richelieu erlebte, daß die Franzosen und ihre Verbündeten die deutschen Gebiete, die durch den Frieden von Prag hauptsächlich hätten gesichert werden sollen, beherrschten; die Truppen wandten sich nun nach Franken, um auch den Kurfürsten von Baiern, jetzt ihren vornehmsten Gegner, heimzusuchen.

Näher den eigenen Grenzen nahmen die Franzosen Sedan ein, das ihnen Bouillon in Folge seines Antheils an der Verschwörung von Cinqmars überlassen mußte: sie erfochten einen Sieg in der Franche-Comté.

In Piemont traten jetzt die beiden Prinzen Thomas und Moritz auf die Seite ihrer Schwägerin und der Franzosen. In kurzem sah man Prinz Thomas an der Spitze eines französischen Heerhaufens ins Mailändische eindringen; er eroberte Tortona, das ihm als besonderes Fürstenthum eingeräumt wurde. Nur in der großen Ausdehnung der Unternehmungen Richelieu's erblickten die damaligen Italiener ihre Rettung. [1]

[1] Se ben il desiderio de stender il dominio nel Cardinale non ha misura, i suoi animi però come huomo bisogna che l'abbiano; e siccome l'impresa di Fiandra, del Rossiglione, di stabilirsi il dominio di Catalogna e la ricuperatione della Navarra, più degli interessi d'Italia per buone ragioni di stato gli premono — cosi il tempo non gli permetterà, di soggiogare questa provincia. Cornero, Relatione 1641.

Zur See waren die Spanier im Angesicht von Barcelona zweimal hinter einander geschlagen worden; sie konnten jetzt weder in Catalonien etwas ausrichten — vergebens griffen sie noch einmal Lerida an — noch Roussillon behaupten. Salces und Perpignan fielen in die Hände der Franzosen; in Perpignan huldigten die drei alten Stände, der erste, der dem Adel des Landes an Rang gleich zu sein behauptete und sich von den römischen Curialen herleitete, und der mittlere, jeder unter zwei Consuln, der dritte unter einem Consul der französischen Krone, dem sie schon früher angehört hatten und von da an immer gehorchen sollten.

Nach Portugal waren viele französische Officiere gegangen, für Cavallerie, Dragoner und Fußgänger;[1] sie leiteten dort die Vertheidigung der Grenzen. Die Eroberung von Perpignan erfuhren die Castilianer, denen dieselbe verheimlicht worden war, durch die Freudenschüsse der Portugiesen: in Lissabon beging man dieß Ereigniß mit einem Tedeum.

Nur dadurch ward der volle Ruin der spanischen Niederlande damals noch aufgehalten, daß die französischen Kräfte sich hauptsächlich nach den Pyrenäen hin gewandt hatten. Nicht unnöthiger Weise wollte Richelieu die schon sich regende Eifersucht von Holland erwecken.

Indessen führte derselbe Kampf die Franzosen in die westindischen Gewässer. Der Eifersucht und dem Widerstande der Spanier zum Trotz faßten sie auf den Antillen festen Fuß; aus dieser Epoche sind ihre Ansiedelungen auf St. Christoph, Martinique und Guadeloupe; 1641 bemächtigte sich ein kühner Hugenotte Tortuga's an der Küste von St. Domingo.

Alles bedingte sich, hing zusammen, das Nächste und das Entfernteste; über den unermeßlichen Schauplatz hin waltete Ein Gedanke, der die Welt umfaßte.

[1] Santarem, Quadro elementar IV, theilt ihre Namen mit.

Persönliche Stellung des Cardinals Richelieu.

Das war das eigenthümlich Große in seiner Stellung, die sich über die Regionen des Privatlebens erhob, daß sich alle inneren und äußeren Feindseligkeiten immer persönlich gegen ihn richteten. Von den früheren Irrungen mit England war er wenigstens selbst überzeugt, daß sie von seinen Feinden, um ihn zu stürzen, erweckt seien; von den späteren berührten wir, wie sie sich an den Widerwillen anknüpften, den die Königin unter dem Einfluß einer persönlichen Gegnerin des Cardinals diesem zu erkennen gab. Vom ersten Augenblick waren alle Bestrebungen der Spanier dahin gerichtet, ihn zu stürzen; sie standen in Verbindung mit der Königin-Mutter, mit Montmorency und dem Herzoge von Orleans, zuletzt mit Soissons und Effiat. Aber dadurch ward dann der Cardinal auch angetrieben, ganz Europa in diese Feindseligkeiten zu ziehen. Um in Frankreich zu bestehen, mußte er den Bund mit den Schweden schließen; um bei fortdauernder Gefahr feindselige Einwirkungen auch von dem melancholischen Temperament des Königs abzuwenden, kündigte er den Spaniern den offenen Krieg an. Jeder Unfall der Waffen machte ihn für sich selbst besorgt; jeder gute Erfolg stärkte seine Sicherheit. Ich finde aufgezeichnet, daß die Belagerung von Hesdin der Nichte des Cardinals, Duchesse d'Aiguillon, schlaflose Nächte machte; denn wenn sie mißlang, so wäre die Stellung ihres Oheims bedroht gewesen. Die Eroberung von Perpignan sollte der Preis sein, für welchen der König Cinqmars hätte entfernen müssen, wäre dieß durch die Nachricht von jener Verschwörung nicht ohnehin geschehen. Der Hader und Gegensatz der Parteien im Innern Frankreichs ergriff die Nachbarn, indem sie sich desselben zu bedienen suchten, und zog sie in das Verderben. Es giebt Menschen, an denen der Haß, den sie erwecken, fast das Großartigste wäre, würde er nicht durch den Widerstand übertroffen, den sie dagegen einsetzen.

Richelieu hatte eine Ader von Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, er galt für unwiderstehlich, wenn er es sein wollte; aber dieser gebildete und feine Geist war zugleich bitter, einseitig, von einer Härte zugleich und Schärfe, die für das Amt eines Großinquisitors genügen würden. Ueber geheime Dinge war niemals ein Minister besser unterrichtet. Der päpstliche Nuntius wollte ihm einmal Mittheilung über gewisse Anträge machen, die der Herzog von Orleans an den Vicelegaten in Avignon gerichtet hatte: Richelieu erwiederte sein Vertrauen damit, daß er ihm die Antwort gab, die von dem Vicelegaten darauf ertheilt worden war. Indem einer der Großen des Reiches zu ihm kommt, um ihm von staatsgefährlichen Anmuthungen, die ihm geschehen sind, Anzeige zu machen, zieht der Cardinal bereits ein Papier hervor, worin die einzelnen Punkte derselben verzeichnet sind. Man hat gesagt, er habe die Beichtväter zu seinen Diensten gehabt; das beweist jedoch nur, welches Erstaunen die Art von politischer Allwissenheit erweckte, die man an ihm wahrnahm; eben durch die geheime Kunde, die er sich verschaffte, ward er allen gegen ihn gerichteten Anschlägen überlegen. Mit Vergnügen sieht er die Feinde, an die er will, in die ihnen gelegten Netze gerathen und sich verstricken: nicht anders als ein Jäger, der ein Wild verfolgt. Ueber ihre geheimsten Aeußerungen hält er Buch; mit unbarmherziger Strenge zieht er die Summe ihrer Vergehungen. Wenn die politischen Processe zweifelhaften Rechtes in allen Zeiten einen eigenthümlichen Bestandtheil der französischen Geschichte bilden, so waren sie niemals häufiger, von unerwarteterem Anfang, unzweifelhafterem Ende, als unter Richelieu; er bebenutzte seine gesellschaftliche Stellung, um sie durchzuführen. Eines Tages sah man den Grafen Cramail bei dem Cardinal zur Audienz vorfahren; als er von ihm zurückkam, bestieg ein ihm Fremder den Kutschersitz und fuhr den Grafen sofort nach der Bastille. Cramail war einer der beliebtesten Cavaliere des Hofes; aber man warf ihm vor, daß er den König bei

dem letzten Feldzug über die militärische Lage unnöthiger Weise bedenklich gemacht habe. Der Cardinal gewann es über sich, mit dem Marquis Fargis erst zu Mittag zu speisen, ehe er ihn festnehmen ließ; während eines Gespräches, das er mit Puylaurens hielt, wurden die Vorbereitungen zu dessen Gefangennehmung getroffen. In seinem Hause zu Ruel ist Marillac verurtheilt worden: dafür haben sich Erinnerungen der Gewaltsamkeit, durch die populäre Auffassung mythisch übertrieben, aber von den Historikern gern wiederholt, an diesen seinen Aufenthalt geheftet. Es war einer der Grundsätze des Cardinals, daß, wenn man frage, was für den Staat wichtiger sei, Belohnung oder Strafe, der Strafe der Preis gebühre: gegen die öffentlichen Interessen begehe man ein Verbrechen, wenn man Nachsicht gegen Diejenigen übe, welche sie verletzen; Gewissenhaftigkeit müsse Muth haben, ein furchtsames Gewissen begünstige das Böse. Er befolgte die Maxime des Schreckens, daß bei Staatsverbrechen das Verfahren mit der Execution anfangen dürfe, was keine Gefahr in sich schließe, wenn diese nur in Gefangensetzung oder Verbannung bestehe. Von Formen, welche den Einzelnen gegen Ungerechtigkeiten sichern, war hier nicht die Rede: der Begriff der unnahbaren Staatsgewalt hing wie ein bloßes Schwert über allen Gegnern. Wie viele waren umgekommen! Andere, wie die Marschälle Bassompierre, Vitry, lebten in der Bastille; Andere waren geflüchtet, wie Vendôme noch zuletzt nach England; sie erwarteten die Veränderung, welche die Zeit bringen müsse. Die meisten großen Gouverneure waren gestürzt; Epernon, der sich so lange gehalten, wurde doch zuletzt nach einem seiner Schlösser verwiesen. Diese altrepublikanische Sitte, Mißliebigen von der entgegengesetzten Partei einen bestimmten fernen Aufenthaltsort anzuweisen, war in voller Uebung. Denn in allen Kreisen um die höchste Gewalt her, welche Einfluß auf sie ausüben konnten, sollte der Gedanke derselben ausschließend herrschen.

Es ist ein Mißverständniß, wenn man annimmt, daß

Richelieu alles im Lande zu gleicher Tiefe habe erniedrigen wollen. War es doch vielmehr sein persönlicher Ehrgeiz, seine eigene Familie unter der Aegide der königlichen Gnade zu hohem Range zu erheben, den Großen des Reiches ebenbürtig zurückzulassen. Soviel er mit der Macht der großen Gouverneure für die Prärogative der königlichen Gewalt, die Provinzialverwaltungen, wenn es ihr gut scheine, auch wieder zu wechseln, hatte kämpfen müssen, so gab er doch dem populären Wunsche, diesen Wechsel periodisch fixirt zu sehen, nicht Raum; er blieb vielmehr dabei, die angesehensten Männer, namentlich solche, die durch ihren Besitz in persönlicher Beziehung zu den Landschaften standen, an die Spitze der Provinzen zu stellen. Selbst die Führung der Armee vertraute er am liebsten Männern von hoher Abkunft an. Es schien ihm fast, als sei die königliche Autorität doch nicht stark genug, um für sich allein durch den Begriff der Ordnung im Dienst zu unbedingter Geltung zu gelangen. So warf sich der niedere Adel, durch die Umwandlung der Kriegführung jener Willkür der Heeresfolge, über welche sich Heinrich IV. noch so lebhaft beklagt hatte, und mancher anderen feudalen Vorrechte beraubt, mit Eifer in den regelmäßigen Dienst, wie ihn das Jahrhundert forderte; es eröffnete sich ihm damit gleichsam eine neue Bestimmung und Lebensform; man darf nicht bezweifeln, daß dadurch namentlich in den ersten Zeiten auch auf den Dienst ein gewisser Glanz zurückgefallen ist. Wir sahen oft, mit welchem Nachdruck Richelieu die politischen Ansprüche des Parlaments niederhielt, beseitigte; er nahm auch in den Streitigkeiten dieser Körperschaft mit dem Clerus eher gegen sie Partei; aber weit entfernt, sie in ihrer hergebrachten Stellung zu beeinträchtigen, hat er vielmehr beigetragen, diese zu befestigen; nachdem er eine Zeit lang zweifelhaft darüber gewesen war, hat er die Erblichkeit der Stellen durch seine Anordnungen erneuert; der Begriff der Noblesse der Robe setzte sich seitdem noch entschiedener durch.

Richelieu suchte hauptsächlich mit seinen Freunden, seinen

Verwandten und denen, die sich an ihn anschlossen, mit dem, was er seine Allianz nannte, zu regieren.

Eine große Rolle spielte seine Familie in Staat und Krieg. Der Marquis de Pontcourlay, Sohn seiner ältesten Schwester, dessen Kinder den Namen Richelieu fortgepflanzt haben, war General der Galeeren; er ist es, der die Spanier im Angesichte von Genua besiegte. Sein Schwager, Gemahl seiner jüngeren Schwester, Urbain Marquis de Brézé, führte die Landtruppen nicht ohne Auszeichnung; wir finden ihn als Vicekönig von Catalonien; schon that sich auch dessen Sohn Fronsac zur See hervor. Ein Brudersſohn der Mutter des Cardinals war der Duc de Meilleraye, der vor Perpignan commandirte; er bekleidete das sehr vortheilhafte Amt eines Großmeisters der Artillerie. Noch finden wir immer Schweizer in französischem Dienste, wie denn im Jahre 1635 vier Regimenter schweizerischen Fußvolks geworben wurden; ein anderer Vetter Richelieu's, Cäsar de Cambout, erhielt die Stelle eines Colonels dieser Truppen, mit der das Recht verbunden war, die Officiere derselben mit ihrem Patent zu versehen. Harcourt, der Savoyen wiedereroberte, war mit einer Schwester dieses Cambout vermählt. Die glänzendste Vermählung aber schloß Richelieu für seine Nichte, die Tochter Brézé's: er verheirathete sie mit dem ältesten Sohne Condé's, Enghien, nachmals dem großen Condé. Welch ein Erfolg, zumal nach den Begriffen der Zeit, daß die tapfersten Sprößlinge der beiden großen Häuser Lothringen und Bourbon in die engste Verbindung mit dem Cardinal traten!

Nichts war ihm überhaupt nützlicher geworden, als das gute Verhältniß zu dem Prinzen von Condé, der zugleich hohen Glanz und tiefe Ergebenheit in diese Allianz brachte. Er rechnete es einem Jeden als die höchste Gunst an, wenn er ihn durch Bande der Verwandtschaft in dieselbe zog.[1]

[1] Wenn er vom Duc de Lavalette sagt: le choix que le Cardinal avoit fait du duc de la V. pour le recevoir dans son alliance lui donnoit encore une affection plus grande.

Wie viele andere, die durch den Umschwung der Ereignisse in hohe und niedere Aemter gekommen waren, schlossen sich ihm mit gleicher Hingebung an!

Zu den dem Cardinal persönlich am genauesten Verbundenen gehörte Franz Leclerc de Tremblai, in dem Capuzinerorden genannt Pater Joseph. Er hatte schon Kriegsdienste gethan, als er in denselben trat; dann als Prediger, Missionar, Professor ungemein wirksam, eifriger Verfolger jeder Abweichung innerhalb und außerhalb des Katholicismus, hatte er sich ein großes geistliches Ansehen und durch eine mit Gewandtheit gepaarte strenge Außenseite Einfluß auf die bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes verschafft: Richelieu dankte ihm zum Theil sein Wiederemporkommen. Zuerst in geistlichen Geschäften hatten sie einander kennen gelernt und sich verbündet: später trat der Pater auch in den weltlichen dem Cardinal zur Seite. Er ließ sich von dem Ordensgeneral und dem Papste Dispens dazu ertheilen. Mit vier anderen Capuzinern, für deren Unterhalt der König sorgte, bildete er dann eine Art von ministeriellem Bureau für die geheimen Sachen diplomatischer, geistlicher und selbst militärischer Natur, wo die Geschäfte zur Kenntnißnahme und Entscheidung des Cardinals vorbereitet wurden. Oft arbeitete Pater Joseph mit demselben; in Ruel war eine Wohnung für ihn bereit gehalten sowie in den königlichen Schlössern Saint-Germain, Fontainebleau, selbst im Louvre. Seinen Einfluß auf den König wendete er ganz im Sinne des Cardinals an, er theilte seine Parteistellung. „Wir müssen," sagte er einmal in Beziehung auf Herzog Bernhard, als dessen bester und nützlichster Freund er galt, „unsere Freunde fördern; denn sie sind die, die uns aufrechterhalten." Einst hatte man ihn mit seinem Sacke auf dem Rücken als armen Klosterbruder auf der Landstraße wandern sehen: jetzt fuhr er in einem königlichen Wagen von Palast zu Palast. Die Abgeordneten der fremden Mächte machten ihm ihren Hof und waren nur unglücklich, ihn oft nicht finden zu können.

Der Pater war unerschöpflich, Auswege zu entdecken, Hülfsmittel aufzufinden; er besaß nicht das treffende Gefühl für das Ausführbare, was den großen Staatsmann charakterisirt und den Cardinal so eigen auszeichnete;[1] aber zusammen arbeitend entwickelten sie die größte Intelligenz, die damals in politischen Dingen thätig war. Der Pater hatte aber, wenn ich so sagen darf, nicht allein Kopf, sondern auch Stirn für alles; nichts brachte ihn außer Fassung, für alles fand er Entschuldigungen, das Gehässigste nahm er ohne Bedenken über sich. Er hat die labyrinthischen Gänge einer vor nichts zurückscheuenden Politik und dunklen Gewaltsamkeit eröffnet. Alle Scrupel hatte er noch weiter von sich geworfen als der Cardinal; in Himmel und Erde beschäftigte ihn nichts weiter, als die Politik des Momentes. Es war mitten in einer Unterredung mit einem geheimen spanischen Agenten, daß er den Schlaganfall erlitt, der ihn zum Tode führte. Auf dem Todbette sah er den Fall von Breisach gleichsam im Geiste, nicht gerade durch Inspiration, wie man annahm; aber er lebte und webte in nichts anderem und wußte, daß dort alles bis zum Aeußersten gekommen war; er meldete das Ereigniß als geschehen dem päpstlichen Nuntius, als ein solches, das den Frieden befördern werde.[2] Der Cardinal sagte, er verliere in ihm den Mann, auf den er sich am meisten verlassen und der ihm am meisten genügt habe. In seiner Familie betrauerte man Pater Joseph.

In dem Ministerium gab es zuweilen Bewegungen, wie

[1] Aus den römischen Papieren ergibt sich, daß die Erzählung, Richelieu habe P. Joseph zwar zum Cardinal vorgeschlagen, aber insgeheim dagegen gewirkt, in das Reich der Erfindungen gehört. Richelieu nahm dem römischen Hofe seine Weigerung sehr übel.

[2] Scudamore, 24. December. The evening he fell sick, he told the C. Bichi, as by inspiration the say, that Brissac was taken and that it was behoovefull to find some means to make peace. Darauf wird sich wohl die Wahrheit jener Scene, in der Richelieu dem Sterbenden die Eroberung kundgethan haben soll, reduciren. Scudamore würde das erwähnen, wenn er davon erfahren hätte.

wir denn finden, daß Bouillon und Chavigny sich einmal verbanden, um Servien, der nicht mit ihnen übereinstimmte, auszustoßen: den Cardinal berührte das nicht. Auch des Noyers, der nach Pater Josephs Tode die Last der vorbereitenden Geschäfte über sich nahm und Tag und Nacht über den Acten lag, galt doch mehr für einen scharfsinnigen Gehülfen als leitenden Kopf.[1] „Unter dem Cardinal," sagt der venetianische Gesandte, indem er dieser Minister gedenkt, „führen sie die Geschäfte; er öffnet ihnen seine Hinneigungen und Absichten, sie sind Werkzeuge in seiner Hand."

Will man wissen, wie er mit ihnen umging, so muß man eine Instruction ansehen, die Bouillon empfing, als er die Leitung der Finanzen übernahm. Der Cardinal erinnert ihn, dem öffentlichen Vermögen jetzt dieselbe Sorgfalt zuzuwenden, die er bisher auf die Vermehrung des eigenen gewandt habe, von nun an sich mit dem Einkommen, das ihm der König bewillige, zu begnügen und alle seine Gedanken auf die Reform der Finanzen und die Erleichterung des Volkes zu richten, allen Leidenschaftlichkeiten, die er bisher gegen einen Zweiten oder Dritten gehegt habe, abzusagen und die Geschäfte nur nach vernünftigen Gründen zu entscheiden. Bouillon versprach ihm auf seine Ehre, dieser Anordnung Punkt für Punkt genau nachzukommen.[2] So erinnerte Richelieu den Erzbischof Sourdis, den Vorwurf zu widerlegen, den man ihm mache, daß er sich mit Niemand vertragen könne, der Welt zu zeigen, daß er ein Mann von Thaten, nicht allein von Worten sei; der erste Unfall, an dem er Schuld war, reichte für den Cardinal hin, um ihn zu entfernen. Da Pontcourlay, dem ein seine Mittel übersteigender Aufwand mit Grund Schuld gegeben wurde, darin keine Aenderung traf, verlor er trotz jenes glänzenden Sieges seine Stelle. Richelieu billigte, daß Jemand, indem er

[1] Uomo sagace più nel secondare che di gran maneggi capace.

[2] Mémoire de Mr. le C. de Richelieu pour Mr. de Boullion Surintendant des finances, 11. Januar 1639, in der Sammlung Avenel.

dem Staate diene, auch für sich selber sorge; er hat einst den König mit den Worten eines alten Kaisers erinnert, daß er die Angelegenheiten der Menschen nicht vernachlässigen dürfe, welche die seinigen verwalten. Aber wollte Jemand, fährt er fort, die öffentlichen Angelegenheiten zum Vorwande nehmen, um sein persönliches Interesse durchzuführen, der würde eine Pest im Staate sein. Fehler, welche der Sache schadeten, duldete er auch in seiner nächsten Umgebung nicht.

Richelieu war wie ein zweiter König im Lande. Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie die sollicitirende und diensteifrige Menge sein Haus erfüllt, die Thüren seiner Gemächer; wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herausgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der Eine niederkniet, der Andere eine Bittschrift überreicht, ein Dritter sein Kleid zu küssen sucht; jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen; er bekleidete die höchsten Würden, deren ein Unterthan fähig ist; aber noch höher stellte es ihn, daß er damit den Purpur der Cardinäle verband; der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé, ließ ihm den Vorrang.

Seitdem war er nun noch um Vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor dem Nordwind einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt worden sein sollen.[1] Wenig zugänglich — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten, — war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte; der König kam oft von Saint-Germain zum

[1] Mad. de Motteville II, 81: Maison fort agréable par la beauté des jardins et par la quantité des sources, qui sont fort naturelles.

Staatsrathe herüber. Fuhr er selber hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben; eine ganze Anzahl junger Edelleute aus den vornehmen Häusern, die sich ihm angeschlossen, versah den persönlichen Dienst bei ihm: er hat eine Schule für sie errichtet. Er hielt einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer besorgte Tafel als der König; er wohnte besser. In Paris besaß er das kleine Luxemburg und baute sich Palais Royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift Palais Cardinal trug, auch das Hôtel Richelieu: er hatte da jene goldene Capelle, deren Kirchengeräthschaften sämmtlich von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren, ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bibliothek und sein eigenes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora Leonora, ließ er nach seinem Landhause kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art von Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacqueline Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei; seinen Freunden selbst hat es wohl geschienen, als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzuviel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden; — der Umgang mit einem von ihnen ist ihm von den Aerzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden. So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zur Literatur eigen. Wir werden noch berühren, welche mächtigen, productiven Geister ihn umgaben: mit der Monarchie selbst entsprangen auch die literarischen Tendenzen, welche sie verherrlichen sollten. Die Absicht Richelieu's war zunächst auf die Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Uebertriebene der bisherigen Schreibweise; der Styl seiner Briefe dagegen ist rein und richtig; die Worte

sind wohlgewählt und treffend; in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmungen aus. Bei der Gründung der französischen Akademie war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen und regellosen Gebrauch erlitten habe, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben: sie sollte den Rang einnehmen, wie einst die griechische, dann die lateinische; sie sollte in dieser Reihe die dritte sein. Der Begriff des Moderneclassischen, den er mit Bewußtsein förderte, hat zugleich eine politische Beziehung, sowie die Zeitung, die er zuerst regelmäßig erscheinen ließ, ein monarchisches Institut war. Wie Richelieu die Literatur mit dem momentanen Leben in Verbindung brachte, so schwebte ihm auch die Nachwelt und ihr Urtheil unaufhörlich vor Augen. Auf seine Veranlassung hat man mancherlei Zusammenstellungen aus den officiellen Papieren versucht, von denen die wichtigste, an eine von ihm selbst unternommene Arbeit anschließend, als eine Geschichte der Zeit erscheint; sie enthält, wiewohl noch formlos, doch schon mancherlei Spuren seiner Durchsicht. Da finden sich auch von allen Productionen, die von ihm herrühren, ohne Zweifel die merkwürdigsten: zahlreiche Gutachten, die er dem König in wichtigen Momenten vorlegte. Man mag sie an Schärfe den Arbeiten Macchiavelli's, an Umsicht und ausführlicher Erörterung den motivirten Rathschlägen des spanischen Staatsrathes vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offener Darlegung des Zweckes und dann auch an welthistorischem Erfolg haben sie ihres Gleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig; Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen; er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit, wie seine eigenen; von einem freien, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwung der Seele geben sie keinen Beweis; sie sind ganz von dem Horizont des Staates umfangen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die zu erwartenden Folgen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt,

der unter dem Möglichen das Ausführbare, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzustellen weiß. Der Ehrgeiz Richelieu's war, daß der König ihm folge durch eigene Ueberzeugung, nicht durch Autorität. In ausführlicher Darlegung und strenger Schlußfolge sucht er ihn bei dem Rathe zu fixiren, den er ihm ertheilt. Alle diese Gutachten sind von einem einzigen Gedanken erfüllt, der sich in immer größerer Ausdehnung des Gesichtskreises und der Zwecke entwickelt: Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen — Ausbreitung der Autorität von Frankreich über Europa. Niemals hat sich eine Politik durch glänzendere Erfolge bewährt.

Er war aller Feinde Meister geworden.

Wo war der Graf Olivarez mit seinen Drohungen und persönlichen zugleich wie nationalen Feindseligkeiten geblieben? Die spanische Monarchie war an allen Grenzen zurückgeworfen, in ihrem Innern zersprengt. Wohin war es, um Buckinghams nicht mehr zu gedenken, mit dem Widerstande gekommen, den ihm König und Königin von England entgegensetzten? Carl I. wich so eben nach York, seine Gemahlin verließ das Land. Die Verbindung mit Spanien, welche dem Kaiserthum in den letzten Decennien eine erhöhte Kraft gegeben, war ihm jetzt verderblich geworden. Richelieu hatte eine Partei in Europa und in Deutschand, die den Kaiser Ferdinand III. in dieser Würde nicht anerkannte.

Und wohin waren diejenigen gerathen, unter deren Leitung die inneren Stürme sich so oft gegen Richelieu gesammelt hatten? Seit ihrer Entfernung von Frankreich hatte Königin Maria Medici keinen Augenblick der Zufriedenheit und Genugthuung genossen; sie war von Land zu Land geflüchtet, nirgends willkommen; sie hatte es einmal über sich gewonnen, um die Erlaubniß der Rückkehr nachzusuchen; ihre Bitte war aber vom versammelten Conseil erwogen und abgelehnt worden. Indem der Fürst, dem sie das Leben gegeben, neue Provinzen

eroberte, war sie in einem Privathause gestorben. Es war das Haus in Cöln, wo der Maler Rubens geboren sein soll, der einst in glücklichen Tagen den ruhmreichen Wechsel ihres Geschickes, wie dort eine Inschrift sagt, „die Epopee ihres Lebens in prächtigen Schildereien“ vergegenwärtigt hatte. Die Dämonen, deren Besiegung der Meister damals verherrlichte, hatten sich seitdem einer um den anderen wider sie und ihr Glück gewendet. Der Mann, den sie am meisten befördert und zu seiner Höhe gehoben hatte, war der gefährlichste ihrer Feinde geworden, dem sie erlag.

Der Herzog von Orleans, in der Verschwörung von Cinq-mars aufs neue betheiligt, war nach Savoyen gegangen. Um zurückkehren zu dürfen, willigte er ein, fortan lediglich als Privatmann ohne administratives oder militärisches Amt leben zu wollen, ganz wie es dem Könige gefalle, ohne andere Umgebung, als wie dieser sie genehm halte.

Richelieu traf Anordnungen im Haushalte des Königs, selbst welche diesem mißfielen, denen er aber nicht wagte sich zu widersetzen.

Das war nun einmal der Charakter seines Lebens. Jeder seiner Schritte trug Spuren von rücksichtsloser Gewaltsamkeit; das Glück war ihm günstig, wie kaum je einem anderen Sterblichen. Oder war vielmehr alles der Erfolg vordringender Kenntniß, richtiger und unfehlbarer Berechnung? Seine Bewunderer versichern, er habe das Glück selbst dem Schicksal abgezwungen.

Indem Richelieu aber einen so großen Theil der Welt mit dem Winke seines Willens regierte, war er an allen seinen Gliedmaßen gelähmt, von der schmerzhaftesten, gefährlichsten Krankheit heimgesucht; er konnte seine Hand nicht mehr zur Unterschrift anstrengen; er hätte keinen Wagen mehr besteigen dürfen. Um ihn von Ort zu Ort zu bringen, hatte man ihm eine Sänfte eingerichtet mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhle für den, mit dem er sich etwa unterhalten wollte. Darin

trugen ihn seine Leibgarden, die sich das nicht nehmen lassen wollten, immer achtzehn und achtzehn, und immer mit entblößtem Haupte, mit einander abwechselnd, von Narbonne nach Paris. Hier und da wurden die Mauern der Städte aufgerissen und ihre Graben mit Brücken bedeckt, um ihm einen minder unbequemen Weg zu bereiten.

Noch dachte er jedoch nicht am Ziele zu sein, weder persönlich noch in Bezug auf die Angelegenheiten der Welt oder Frankreichs, noch lenkte er das Ruder des Schiffes mit weithinaus spähendem Blick und in gewohnter Sicherheit, als er (Dec. 1642) einem erneuerten Anfalle seiner Krankheit erlag. Er hat sterbend erklärt, er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen sei. Die Identificirung seiner persönlichen Interessen mit denen des Staates, die seine Stärke im Leben ausgemacht, begleitete ihn in den Tod.

„Da ist," sagte Ludwig XIII. bei der Nachricht von seinem Tode, „ein großer Politiker gestorben;" persönliches Bedauern hörte man ihn nicht aussprechen. In dem Worte liegt die Erklärung oder Entschuldigung seiner ganzen Haltung im Leben.

Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurtheilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Abscheu und Verehrung getheilt, — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hatte er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt.
